140.000
§3

Reichspost Abend 14./VI. 1916

1916-1919
14.VI.-16.VII.
Sprachreinigung
3.

Die Reinigung der deutschen Sprache.

Erfreuliche amtliche Maßnahmen zur Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter.

Wie wir erfahren, ist die Gemein. Wien dem Zweigverein Wien des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines als Mitglied beigetreten. In diesem Beschluß liegt die Billigung der bisherigen Wirksamkeit des Vereines, aber auch zugleich der Wille der gewählten Vertreter der Stadt Wien, daß der Grundsatz des Deutschen Sprachvereines in der gesamten Stadtverwaltung gilt. Das Dankschreiben des Vereines gibt der Zuversicht Ausdruck, daß die Ausländerei, nachdem sie einmal als schädlich und schmählich erkannt worden ist, nie mehr so zügellos ihr Haupt erheben dürfe wie vor dem Kriege, ja sogar noch während des Krieges. Wenn ein Engländer in seine Schaufenster nur englische Warenbezeichnungen hängt, so ist das eine kecke Herausforderung, aber der Mann ist Engländer. Was soll man aber von den deutschen Geschäftsleuten denken, welche die gleiche Herausforderung begehen und dabei ihr eigenes Volk verleugnen? Allerdings wird es schon besser und von dem festen und maßvollen Vorbild der Behörden wird die Erziehung unserer Bevölkerung zu gesunden Sprachgewohnheiten wesentlich gefördert werden.

Das k. k. Eisenbahnministerium ist schon seit längerer Zeit vorangegangen, auch manche Erlässe des k. k. Justizministeriums zeigen die klare Absicht, das Amtsdeutsch zu reinigen und zu vereinfachen. Das k. u. k. Kriegsministerium hat für die militärischen Bildungsanstalten eingehende Vorschriften über Sprachreinheit herausgegeben und ein ähnlicher Schritt des k. k. Unterrichtsministeriums steht unmittelbar bevor. Vor kurzem empfing der Unterrichtsminister eine Abordnung des Sprachvereines und machte ihr die erfreuliche Mitteilung, daß der Gegenstand der Vorsprache schon erfüllt wird. Hiebei stellte er ausdrücklich seine Uebereinstimmung mit den maßvollen Bestrebungen des Sprachvereines fest und betonte, daß manche Auswüchse der Fremdwörterei eine Abhilfe geradezu herausfordern. Der Schule werde eine wichtige und auf Jahre hinaus reichende Arbeit zufallen. Alle, denen die Pflege der deutschen Sprache wert und wichtig ist, werden die Worte des Mannes, der an der Spitze der Unterrichtsbehörde steht, mit größter Befriedigung vernehmen. Im Zusammenhang damit ist erwähnenswert, daß die Privatdozentin Dr. Elise Richter beabsichtigt, für diese Bestrebungen auch die Förderung durch die Wiener Universität in die Wege zu leiten. Ferner hat der Herausgeber der Danzerschen Armeezeitung, Schriftsteller Karl Danzer, in einem in der Leogesellschaft gehaltenen Vortrag die Herausgabe von besonderen Sprachecken für österreichische Fehler und Eigenheiten angeregt. Er geht von der Erwägung aus, daß wir für Belehrung und Tadel durch die eigenen Landsleute empfänglicher und zugänglicher sind, als für Belehrungen, die etwa von Reichsdeutschen gegeben werden. Zur Ausführung des gewiß wertvollen Planes heißt es jetzt die Mitarbeiter und die Mittel zu finden. An Beiträgen dürfte es keine Not haben, sie können jetzt schon dem Obmann Direktor des Staats-Realgymnasiums im 21. Bezirk Stangl (21. Bezirk, Franklingasse 21) geschickt werden.

Die Stadtvertretung von Jägerndorf regte die Verdeutschung der städtischen Aemter und Titel an. Die Arbeit ist im Zuge und wird dem deutschen Städtebund vorgelegt werden. Die niederösterreichische Finanz-Landesdirektion hat in ihrem Bereich eine Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter durchführen lassen; das Ergebnis dürfte in naher Zeit veröffentlicht werden. Wie allgemein das Bestreben ist, mit der Fremdwörterei aufzuräumen, beweist die Arbeit, die der Wiener Zweigverein für Kronstadt ausführte. Schließlich soll noch mitgeteilt werden, daß auch die Hauptleitung des Deutschen Schulvereines dem Sprachverein als Mitglied beigetreten ist.

seiner großen Mehrheit anderer Ansicht und hatte in der ersten Ausschußberatung bereits eine „Kriegsmehreinkommensteuer" beschlossen, er mußte seinen Beschuß aber dem Widerstand des Bundesrates gegenüber preisgeben und sich auf die Besteuerung des Vermögenszuwachses beschränken.

Was die deutsche und die österreichische Kriegsgewinnsteuer gemeinsam haben, ist die Besteuerung der Mehrgewinne der Gesellschaften, beide beruhen auf der gleichen Grundlage, und bewegen sich die deutschen Steuersätze auf Grund eines komplizierten Tarifs, der sowohl die absolute Höhe des Mehrgewinnes, als auch die relative Höhe im Verhältnis zum Kapital berücksichtigt, zwischen 10 und 45 %, während die österreichischen Steuersätze, nur nach dem Verhältnis zum Anlagekapital berechnet, zwischen 10 und 35 % des Mehrgewinnes betragen. Die österreichische Steuer ist also die mildere, die deutsche Steuer die schärfere. Die Steuersätze für Einzelpersonen betragen für Oesterreich, je nach Höhe des Mehreinkommens, 5 bis 45 %,

Österr. Volkszeitung
17. VII. 1916

* **Gegen die Fremdwörter.** Im Wiener Gemeinderate stellte gestern Stadtrat Schwer folgende Anträge: Der Magistrat werde beauftragt, Vorschläge zu erstatten, auf welche Weise die in den Amtsschriften und amtlichen Druckschriften des Magistrats vorkommenden Fremdwörter ausgemerzt werden können. Der Magistrat werde beauftragt, den Besitzern jener Schilder, zu deren Anbringung sie der Genehmigung durch die magistratischen Bezirksämter bedürfen, zu eröffnen, daß die Schilderbesitzer ihre Schilder innerhalb eines halben Jahres durch solche zu ersetzen haben, die kein Fremdwort aufweisen, widrigenfalls die Weiterbenützung des Schildes zu untersagen ist. Bei Neuanmeldungen von Firmenschildern ist die Bewilligung nur dann hinauszugeben, wenn sich der Eigentümer des Schildes verpflichtet, dasselbe in deutscher Sprache mit Hinweglassung aller Fremdwörter herzustellen. Die Gemeinde Wien als Besitzerin einer nach Hunderten zählenden Anzahl von Häusern gestattet in Zukunft die Anbringung von Firmenschildern und sonstigen Ankündigungen an denselben nur dann, wenn sie in deutscher Sprache abgefaßt sind und kein Fremdwort aufweisen. Das Gassen- und Straßenverzeichnis der Stadt Wien sei von Amts wegen zu überprüfen und wegen allfälliger Umbenennung von Straßen und Plätzen in tunlichst rascher Zeit an den Stadtrat ein Bericht zu erstatten. — Die Anträge wurden der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung zugewiesen.

Neue Freie Presse
24./VI. 1916

[Gegen den Fremdwörterunfug.] Als eine der erfreulichsten Folgen des schweren Ringens um den Bestand, der den Mittelstaaten aufgenötigt worden ist, darf das Besinnen auf sich selbst gelten, das sich in dem ins allgemeine Bewußtsein eingedrungenen Bestreben äußert, unsere deutsche Sprache von den sie überwuchernden Fremdwörtern zu reinigen. Wie bekannt, ist der Allgemeine deutsche Sprachverein schon lange rüstig am Werk, und eine Reihe von „Verdeutschungswörterbüchern", die die verschiedenen Zweige des öffentlichen und häuslichen Lebens behandeln, legen Zeugnis davon ab. Mehr als früher stellen sich jetzt auch, und zwar wie im Deutschen Reiche so auch in Oesterreich, die Behörden in den Dienst der Sache und besonders wichtig ist dabei die Mitarbeit der Schule. Daher kann vollster Zustimmung ein Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Ritter v. Hussarek vom 29. Mai d. J. an alle Landesschulräte und politischen Landesstellen, betreffend die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter beim Gebrauch der deutschen Sprache, sicher sein, der im Verordnungsblatt des Ministeriums vom 15. Juni veröffentlicht wird. Der Minister ist zwar überzeugt, daß die Lehrerschaft sämtlicher Schulen, an denen die deutsche Sprache Unterrichtssprache oder Lehrgegenstand ist, jederzeit mit allem Eifer bemüht war und sein wird, die heranwachsende Jugend zur Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter und zum richtigen Sprachgebrauch überhaupt anzuleiten. Dennoch sei die Unsitte weit verbreitet, sich in Rede und Schrift zahlreicher, den verschiedensten Sprachen entlehnter Fremdwörter, mitunter sogar in unrichtiger Wortbildung und Bedeutung, zu bedienen, obwohl der deutsche Sprachschatz gleichbedeutende Ausdrücke und Redewendungen darbietet. Daraus ergebe sich für die Schule die Aufgabe, in der Bekämpfung dieser Unsitte nicht zu erlahmen, vielmehr dahin zu wirken, daß sich die Schüler den Reichtum der deutschen Sprache zu eigen machen und durch fortschreitende Pflege der Form von Rede und Schrift ihr Sprachgefühl derart stärken und eine solche Herrschaft über das Wort erlangen, daß ein klarer und treffender Ausdruck stets zu Gebote steht und Fremdwörter entbehrlich werden. Ganz besonders müsse die Meinung bekämpft werden, als wäre die Verwendung von Fremdwörtern statt der richtigen Verwertung des so überaus reichen und gestaltungsfähigen deutschen Sprachschatzes eine Verfeinerung der Sprache. Mit gutem Bedacht wird aber vor Uebertreibungen gewarnt, daß nämlich nicht über ein verständiges Maß hinaus gegangen werde, namentlich wenn es sich um Fachausdrücke handelt, deren die Sprache der Wissenschaften und mancher Fachgebiete nicht gut entraten könne. Die richtige Pflege der deutschen Sprache erheische es, bei der Bildung und Anwendung neuer Ersatzwörter mit Vorsicht und nicht ohne sprachkundige Beratung vorzugehen. Die Schulen werden daher das Hauptgewicht darauf zu legen haben, eindringlichst zur Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter, für die im deutschen Sprachschatz ein ganz gleichbedeutender Ausdruck oder eine gleichwertige Wendung zur Verfügung steht, anzuleiten, nicht aber für Fremdwörter, für die noch kein vollgültiges Ersatzwort eingebürgert ist, neugebildete Ausdrücke einzuführen, wobei die obenerwähnten „Verdeutschungswörterbücher" als geeignete Richtschnur und verläßliche Stütze dienen können. Volle Zustimmung verdient auch die die Auswahl des Lesestoffes betreffende Anweisung. Neben den Meisterwerken der deutschen Literatur, bemerkt der Erlaß, werden jene Bücher den Vorzug verdienen, die der sprachlichen Richtigkeit des Gedankenausdruckes volle Sorgfalt widmen und frei von entbehrlichen Fremdwörtern wie von gekünstelter Schreibweise auch durch sprachliche Ausdrucksform belehren. Aufsatzes

---

Lesen solcher Bücher und ebenso das Hören der im guten Deutsch gehaltenen Rede, vor allem somit das Beispiel des Lehrers werden bei der Jugend das Sprachgefühl verfeinern und die auch im späteren Leben festhaftende Gewöhnung erzielen, in Rede und Schrift aus der Fülle des deutschen Wortschatzes zu schöpfen und nur jene Fremdwörter zu gebrauchen, die nach der Eigenart ihrer Bedeutung nicht umgangen oder nur durch umständliche Umschreibung ersetzt werden können. Die Lehrkörper aller Schulen und Unterrichtsanstalten werden aufzufordern sein, in diesem Sinne die Pflege der deutschen Sprache bei der Jugend zu fördern.

Fremdenblatt
25./VI. 1916

* (**Gegen die Fremdwörter.**) Der Kampf gegen das Fremdwort dauert viel länger als der Krieg, ist aber erst seit dem Kriege besonders verschärft worden. Die Vereine, die Verleger und Aemter haben gegen das Fremdwort mobilisiert und es ist ihnen gelungen, ihm sehr empfindliche Niederlagen beizubringen, so daß es heute wirklich bedeutende Gebietsverluste zu beklagen hat. Es ist aus der Amtssprache und aus Zeitungen stark verdrängt worden. Nun haben auch jene Stellen sehr energisch gegen das angefeindete Fremdwort protestiert, die hiezu zweifellos am kompetentesten sind: die Schulen. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Den Kindern soll schon von frühem Anfang an die Liebhaberei für das Fremdwort abgewöhnt werden, denn — so merkwürdig es ist — selbst jene, die noch gar nichts gelernt haben, haben die Verwendung der Fremdwörter sich angeeignet, wenn sie auch häufig ihre Bedeutung verwechseln und sie an die verfehltesten Stellen placieren. Diese aus Unart und Unkenntnis entstandene Komik haben ebenso törichte Schwänke und Operetten zu allerlei faden Scherzen benützt, und diese Texte sind angefüllt mit solchen Verdrehungen, die den Zweck haben, das Publikum zu erheitern. Leider lachen die Leute wirklich. Auch die Witzblätter nähren sich von diesen unsauberen Spielen. Sie amüsieren sich über die Unbildung. Denn das Fremdwort ist nach wie vor das liebste Kind der sogenannten guten Gesellschaften, der feinen, parfümierten Salons, der halbgebildeten Besucher, die nichts gelernt, aber einige Bücher gelesen haben, ohne sie zu verstehen. Es wird dort verhätschelt, wo die „geistreiche Konversation" geliebt und verehrt wird. Es gibt dort Damen, die, wenn sie zeitlich aufgestanden sind, dies in der reizenden, graziösen Form mitteilen: „Ich war heute sehr matinal." Solche Wortbildungen sind nichts anderes als Unbildung, und will man sie mit einem Worte charakterisieren, so muß man ein Fremdwort zu Hilfe rufen: Sie sind pretiös. Man kann dies nicht gut auf Deutsch sagen. Und so kommen wir hier zu dem heikelsten Punkt der ganzen Frage: Wo sind Fremdwörter unentbehrlich, wo sind sie notwendig und unvermeidlich, oder, um es zu präzisieren: Wann wirkt das Fremdwort und wann der Verdeutschungswahn lächerlich? Die Grenze, die zwischen beiden, der Komik des Fremdwortes und jener der mühsam herbeigeschleppten Uebersetzung liegt, die man eben nicht als Ursprung, sondern als Uebersetzung bezeichnen muß, nennt der Erlaß: das richtige Maß . . . Und das richtige Maß ist überall und immer schwer, sehr schwer zu finden. Erlässe können hier nur einen Wunsch aussprechen, eine allgemeine Direktive geben, aber gewiß keine Spezialgesetze aufstellen. Wir sehen gerade jetzt, wie unentbehrlich Surrogate sind. Wo eben das Echte, Unverfälschte fehlt. Auch Surrogate für das deutsche Wort sind unentbehrlich. Und es sagt nicht das Mindeste gegen unsere Sprache, wenn man feststellt, daß sie Lücken aufweist, die nur durch Import gefüllt werden können. Und dies ist eben die wertvollste und beste Stelle in dem Erlaß, die das ehrlich anerkennt. Die Puristen, die statt Nase „Gesichtserker" vorschlagen, eine sprichwörtlich gewordene historische Dummheit, sind groteske Persönlichkeiten, der öffentlichen Spottsucht ausgesetzt, nicht weniger als jenes übertriebene Fremdwort, das heute im Kriege auf Stelzen, im Rokoko-Kostüm und mit Perücke daherspaziert. Also: Es wird um das richtige Maß gebeten. Dieses muß in den Schulen gelehrt werden. Und da es eigentlich nicht zu lernen ist, so müssen die Kinder irgendwie diesem „richtigen Maße" nahekommen. Deutsche Grammatik und Fremdwörterbuch lassen sich vereinen.

Die Zeit
27./VI. 1916

Die Erforschung von Tier- und Pflanzennamen.

Die Volksnamenkommission der Zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien versendet einen Aufruf, in dem es heißt: Bei den Deutschen Oesterreichs sind noch heute für viele Tiere und Pflanzen Benennungen üblich, die zum Teil bis in uralte Zeiten zurückreichen, aber immer mehr von den in Schulbüchern gebräuchlichen Bezeichnungen verdrängt werden, die entweder aus anderen deutschen Ländern stammen oder nur nichtssagende Verdeutschungen der wissenschaftlichen Namen sind, wie „Loesels Sturmkraut" für „Sturmia Loeselii". Auch für manche häufige oder durch die Form auffallende fossile Ueberreste hat das Volk Bezeichnungen geschaffen, die zum Teil noch die naiven Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Herkunft oder der Heilkraft der Versteinerungen zum Ausdruck bringen. Viele Namen, die noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts zum Beispiel in Oberösterreich heimisch gewesen sind, wie aus dem „Etymologischen Wörterbuch" des Pfarrers Matthias Höfer hervorgeht, sind heute bereits im Volk vergessen. Anderen droht sicher das gleiche Schicksal. Der Verlust dieser oft so überaus treffenden Bezeichnungen wäre gewiß tief zu bedauern. Die Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien hat daher eine Kommission eingesetzt, um die in Oesterreich üblichen oder üblich gewesenen volkstümlichen Namen für Tiere, Pflanzen und fossile Reste zu sammeln und nicht nur sorgfältig festzustellen, in welchen Gegenden sie in Anwendung sind oder waren, sondern vor allem zu ermitteln, auf welche Arten sie sich beziehen. Viele in kerndeutschen Gebieten gangbare Benennungen für Tiere und Pflanzen sind den Sprachen der Nachbarvölker entlehnt. Für die vergleichende Sprachforschung wird daher auch eine kritische Sammlung aller nichtdeutschen Dialektbezeichnungen für Tiere und Pflanzen an der deutschen Sprachgrenze von besonderem Wert sein. Die Kommission wendet sich an alle Freunde ihrer Bestrebungen mit der Bitte um Mitarbeit. Die Mitarbeit ist folgendermaßen gedacht: Durch Uebersendung einer Liste der dem Einsender bekannten Dialektnamen von Tieren, Pflanzen und fossilen Resten unter Beifügung der genauen Angabe der Gegend, wo der Name im Gebrauch steht oder stand, und des betreffenden schriftdeutschen Namens oder der lateinischen Benennung. In zweifelhaften Fällen, welche Art gemeint ist, wäre die Einsendung eines Belegexemplars erwünscht, soweit eine Versendung desselben ohne besondere Schwierigkeit möglich ist. Durch Mitteilung von Anschriften von Persönlichkeiten, die den Bestrebungen Interesse entgegenbringen dürften. Mitteilungen sind zu richten an die Volksnamenkommission der Zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, 3. Bezirk, Mechelgasse Nr. 2.

Vossische Zeitung
2. VII. 1916

„Trottoir". Ein Leser schreibt uns: Unter Berufung auf die Zuschrift des Malers Konrad Dielitz, der hier als Ersatz für „Trottoir" „Bürgersteig" vorschlägt, möchte ich darauf hinweisen, daß in sehr vielen Gegenden Deutschlands statt Trottoir schon längst „G e h s t e i g" gebraucht wird (im Gegensatz zu Fahrweg), was mir viel richtiger und sachgemäßer erscheint als Bürgersteig.

Neue Freie Presse
2. Juli 1916

rechnen, kommt irgendein momentan, direkt, desparat, separat, akkurat, oder ein Karfiol, Ribisel, Fisolen, Hallodri und hundert andere mehr, gar nicht zu sprechen von jenen geheimnisvollen Wörtern, wie Bahöll, Ramaturi, Remasuri, von denen die Gelehrten selbst noch nicht wissen, ob sie über die Grenze hergekommen oder hinter der fremdartigen Maske ein stadtbekanntes Gesicht verbergen. Der Wiener liebt offenbar diese meist welschen Laute, die seine Rede klangvoller zu machen scheinen, diese fernher klingende Musik, die sich mit seiner eigenen Ausdrucksweise schon so innig vermischt hat, daß man Ausländisches und Einheimisches kaum noch zu unterscheiden vermag. Es ist auch sehr fraglich, ob man ihm jemals diese fest eingewienerten Töne wird abgewöhnen können. Wenn es die Schule nicht kann, wer soll es können? Jedenfalls handelt es sich da um die Arbeit von mehreren Menschenaltern. Und wenn es nach so langer Zeit doch nicht gelingt, wozu die ganze Fremdenjägerei? Wir haben dann allenfalls eine leidlich gereinigte Schriftlichkeit, die Sprache des Volkes aber fährt fort, ein seltsam gemanschtes Kauderwelsch zu sein, und der Brunnen, aus dem alles Schriftliche neue Kraft und neues Leben schöpfen soll, bleibt trüb und ein Behälter für das zugereiste Wort.

Wir wollen uns aber durch solche Bedenken die Freude über den Erlaß des Ministers nicht verderben lassen. Er wünscht ja auch nur das Mögliche, das Erreichbare. Nicht jeder Gast soll erbarmungslos ausgestoßen werden, für Fachausdrücke wird Schonung verlangt, und gar vieles, was sich die lange Zeit her das Bürgerrecht erfaß, dürfte auch fernerhin zu dulden sein. Es ist ungefähr der Standpunkt, den unsere Klassiker einnahmen, als Joachim Heinrich Campe die „Reinigung und Bereicherung" der deutschen Sprache unternahm. Ja, rief ihm Weimar zu, reinigen ohne zu bereichern, das wäre ein geistloses Beginnen, und die Xenien eiferten ziemlich scharf gegen den vortrefflichen Mann. Schiller nennt ihn die furchtbare Waschfrau, „die die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand", und Goethe richtet an ihn die verfängliche Aufforderung: „Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht." Dies in der Tat so ein Fremdwort, das man nicht leicht wird entbehren wollen. Selbst Wilhelm Grimm fragt einmal, ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden. Solcher unersetzlichen, unübersetzlichen Fremdlinge gibt es aber unzählige. „Und wo ihr's packt, da ist's interessant" — man stelle das beste deutsche Wort dafür hin, und man wird erstaunen, erschrecken, wie schal und kraftlos es wirkt. Daß solche Fremdlinge nicht ausgerottet werden dürfen, hierüber ist sich heute jedermann klar. Gestritten, und zwar sehr heftig und hitzig, wird nur über den Umfang dieser „Schonungen". Wem soll die Freistatt offen stehen, wem nicht? Da sind die verträglichen Naturen, die gastfreundlich möglichst viel Bewerber aufnehmen wollen, und da sind die Unversöhnlichen, die am liebsten alles, was nicht von jeher bodenständig, mit Stumpf und Stiel ausreißen möchten, höchstens für eine handvoll technischer Benennungen gnädigst eine Ausnahme gelten lassen, natürlich auch die sogenannten Lehnwörter zu dulden geneigt sind, deren deutschem Gesicht der fremde Ursprung gar nicht mehr anzusehen. Wer sagt sich noch, daß schreiben von scribere kommt, dichten von dictare, Segen von signum? Arzt, Tisch, Titel, Keller, Kreuz, Stiefel, Kette, Katze, wer empfindet da noch die nichtdeutsche Abstammung, denkt noch daran, daß die Wurzeln dieser Wörter jenseits der Grenze gewachsen? Und Grenze! Deutsche Erlässe der Kaiserin Maria Theresia sprechen zuweilen von „unseren Gränitzen", und wer jemals auf der Nordbahn nach Rußland gefahren, erinnert sich vielleicht, daß die erste russische Station Granitza hieß. Es ist dasselbe Wort: aus Granitza wurde Gränitze, aus diesem das scheinbar urdeutsche Grenze. Wir hätten die Anleihe kaum benötigt, denn wir hatten schon das gut heimische Mark, besitzen aber jetzt — Ueberfluß des Reichtums — das teutologische Grenzmark.

Immerhin kann man die meisten Lehnwörter als eine erfreuliche Vermehrung unseres sprachlichen Besitzstandes betrachten. Die Unversöhnlichen, die allem, was nicht urwüchsig, den Untergang geschworen, bedenken nicht, daß jedes Lehnwort im Anfang ein Fremdwort gewesen und erst dadurch, daß es vom Volksmund in die Zucht genommen und in die Schleifmühle des alltäglichen Sprachverkehres geriet, sein deutsches Aussehen gewann. Bei allzu rücksichtsloser Ausmerzung droht immer die Gefahr, daß uns eine ergiebige Quelle der Bereicherung verstopft werde. Mit solchen Vorbehalten darf man freilich den Unversöhnlichen nicht kommen. Sie wünschen alles Ausländische zum Teufel. Der Teufel, selbst ein Ausländer, diabolus, selbst ein naturalisierter Deutscher, wird sich aber lange bitten lassen, bis er ihre Wünsche erfüllt. Indes braucht jede gute Sache, wenn sie gelingen soll, die mutigen und übermütigen Scharfschützen, die den anderen Truppen vorauseilen.

Auch glaube man nicht, daß wir allein an Ausländerei zu leiden haben. Die Italiener klagten früher (ob jetzt noch, ist fraglich), daß ihr hochadeliges Idiom ganz und gar französelnden Einflüssen zum Opfer falle, und den Franzosen selbst ist die Treibjagd auf fremdsprachliches Wild keineswegs unbekannt. Sie haben ihre Fremd- und ihre Lehnwörter schon bei Rabelais findet man lancement (Landsmann), reître kam durch die Hugenottenkriege ins Land, esquif entstand aus Schiff, in jardin steckt unser Garten, tête de choumakre ist heute noch ein beliebtes Schimpfwort, und aus der Schweiz hat Alphons Daudet yaudler (jodeln) heimgebracht. Die Beispiele ließen sich ins Unzählbare vermehren. Die Wahrheit ist, daß ohne eine gewisse Anzahl von Fremdwörtern keine Sprache auszukommen vermag. Jede, die deutsche zu allererst, muß sich nur vor dem Allzuviel hüten, vor der liebedienerischen Welschsucht. Ueberschätzung war leider von jeher der Fehler des Deutschen, dieser Fehler aber doch nur der Auswuchs unleugbarer Vorzüge. Ueberschätzung setzt Schätzung voraus. Unser Gerechtigkeitssinn, unser Wissensdurst, unsere Kunstfreude, sie werden uns stets zwingen, das Gute zu suchen, gleichviel wo es gewachsen, das Edle und Schöne zu verehren, wo immer es geboren wurde. In dieser Fähigkeit, in fremde Gedankenkreise sich einzufühlen, liegt ein Teil unserer Kraft, in diesem Zeichen siegt die deutsche Wissenschaft, haben sich deutscher Handel und deutsche Industrie die Welt erobert. Zu unserem Troste sei dies gesagt, wenn wir beim Anblick unserer schauderhaft verwüsteten, vom Schmarotzertum förmlich unterjochten Sprache schier verzweifeln möchten.

Es ist gleichwohl schon ein wenig besser geworden. Das Fremdwort hat doch schon etwas von seinem Reize verloren und sein häufiger Gebrauch kann nicht mehr, wie ehedem, als Bildungsnachweis gelten. Der frechen Eindringlinge gibt es aber immer noch genug, solcher zumal, die auf „ieren" und „ismus" ausgehen, sich ein deutsches Schwänzchen anstecken und doch die fremde Feder hochfahrend an der Kappe tragen. Die müssen alle hinaus, fast alle, mit wenigen Ausnahmen. Da gibt es noch viel zu tun, und was heute nicht fertig wird, müssen eben kommende Geschlechter vollenden. Im übrigen sind wir für den Erlaß des Ministers: der Kampf beginne in den Aemtern und in den Schulen, man führe ihn von oben und von unten. Das Fremdwort muß zwischen zwei Feuer gebracht werden, sonst können wir es nimmermehr verjagen.

* *

Reichspost
5./VII. 1916

10

* **O diese Fremdwörter!** In der Sprachecke des Allgemeinen deutschen Sprachvereines finden wir folgendes zeitgemäße Gedicht:

Ein Uebel hat der deutsche Mann!
Er wendet gern ein Fremdwort an,
Und wenn man's deutsch auch sagen kann,
Er wendet doch ein Fremdwort an.
Er impo-, defi-, deponiert,
Er iso-, gratu-, defiliert,
Er da-, zi-, dik- und debütiert,
Er do-, for-, inspi-, exerziert,
Er igno-, inse-, inspiriert,
Er bombar-, degra-, explodiert,
Er bug-, zen-, fri- und amüsiert,
Er dekla-, bla- und animiert!
O du verflixte ier-erei!
Der Teufel hol' die Ziererei,
Die Sprachenruinierererei
Und Bildungsparadiererei!
[illegible]ch, Goethe, hättest du's erlebt,
[illegible]nan die Sprache jetzt verwässert,
Mit welschen Brocken sie durchwebt,
Du hättest deinen „Faust" verbessert:
„Es [illegible] der Mensch, so lang er strebt".

Vossische Zeitung
14. Juli 1916

Die Sprache als Handelsvermittler.

Zu den in Nr. 330 der „Vossischen Zeitung" veröffentlichten Ausführungen des Leipziger Großindustriellen Dr. A. Steche schickt ein langjähriger Exportkorrespondent folgenden Beitrag, mit dem wir die Debatte beschließen.

Als alter erfahrener Exportangestellter, selbst Kenner mehrerer moderner Sprachen, glaube ich wohl zu einer Aeußerung meiner Erfahrungen auf diesem Gebiete einige Veranlassung zu haben. In meinem Berufe habe ich täglich Gelegenheit gehabt, festzustellen, wie gerade die Kenntnis der Landessprache dem deutschen Kaufmann den Weg gebahnt, wie die formvollendete Handhabung des betreffenden Idioms, sowohl im Wort wie im schriftlichen Ausdruck, uns Deutsche insbesondere den Engländern gegenüber zu dem scharfen Konkurrenten auf dem Weltmarkt gemacht haben.

Gegen die Einführung orientalischer Sprachen an höheren Schulen läßt sich meines Erachtens einwenden, daß der Bau der in Frage kommenden orientalischen Sprachen, zunächst also des Arabischen und Türkischen, für das Fassungsvermögen eines Sekundaners, selbst eines Primaners, denn doch eine zu große Belastung darstellt. Denn daß die Schwierigkeiten des hamitosemitischen bzw. ural-altaischen Sprachbaues für uns sehr groß sind, habe ich bei der Teilnahme an einem türkischen Sprachkursus feststellen können. Bei Beginn des Kursus waren wir 22, am Schlusse nach drei Monaten noch ganze — 3 (drei!) Herren.

Wenn Herr Dr. Steche-Leipzig das Esperanto als Handelsverkehrs h i l f s sprache einzuführen gedenkt, so wage ich den Erfolg aus den folgenden Gründen zu bezweifeln: Zur Erlernung einer jeden fremden Sprache, ganz besonders einer Kunstsprache, gehört eine gewisse Vorbildung. Eine Landessprache kann man im Lande selbst schlecht und recht durch „Aufschnappen" nach Art der kleinen Kinder, erlernen. Bei einer Kunstsprache ist dies ausgeschlossen.

Der gebildete deutsche Großkaufmann, der große Hamburger oder Bremer Exporteur etc. etc. bringen diese Vorbildung mit, und werden daher wohl imstande sein, eine Hilfssprache wie das Esperanto zu erlernen. Aber es kommt nicht allein bei einer Sprache auf den Sprecher, sondern auch auf den Angesprochenen an. Glaubt Herr Dr. St., daß es im Auslande in dieser Hinsicht auch so aussieht wie bei uns? Ein Beispiel aus der Praxis wird das klar machen:

Eine mir bekannte Firma exportiert in der Hauptsache Artikel für Konditoren, Blumenhändler, Bäcker etc. Einige Reisende besuchen die Kundschaft im Auslande. Ich bezweifle ganz energisch, daß mein Geschäftsfreund, der Konditor Iwan Wassiliewitsch Papinow in Kasan jemals etwas Anderes sprechen wird als russisch, daß man mit der Blumenhändlerin Doña Carmen de Heredia auf dem Zacatin in Granada anders verhandeln kann als in der Sprache Don Quijotes, oder daß es dem Herrn Bäckermeister Spiridion Jannopoulo in Sparti jemals einleuchten wird, es gebe Menschen, denen das Neugriechische nicht verständlich ist.

Das Esperanto wird demnach, wie ich die Sachlage beurteile, die Landessprache nie und nirgends ersetzen können, denn es wird je nach den Kreisen, in denen die betreffenden Firmen ihre Abnehmer haben, gänzlich oder zum Teil unbrauchbar sein, und die Anzahl der Verkehrssprachen nur unnötigerweise um eine vermehren.

Nach meinen Erfahrungen liegt Deutschlands wirtschaftliche Stärke in dem allgemeinen Bildungsgrad seiner Kaufmannschaft, gerade darin, daß der deutsche Geschäftsreisende mit dem ausländischen Abnehmer in seiner Muttersprache verkehrt. Nicht umsonst hört man jetzt aus Amerika, daß dort an allen Ecken und Enden Spanisch gelehrt und gelernt wird, auch die Yankees bekehren sich jetzt zu dem Prinzip, mit dem Ausländer nicht nur englisch, sondern nach dem deutschen Beispiel, in seiner Landessprache zu verhandeln.

Und wenn es nach Ansicht des Herrn Dr. Steche wirklich der Fall ist, daß unsere Konkurrenzvölker sich des Esperanto bedienen, und wir, falls wir nicht ein Gleiches tun, hinter ihnen zurückstehen, so wage ich es, das Gegenteil zu behaupten: Den sich des Esperanto bedienenden Konkurrenzvölkern zum Trotz wird der deutsche Kaufmann, der in der Türkei türkisch, in Südamerika spanisch bezw. portugiesisch, in Rumänien rumänisch usw. spricht, ihnen bedingungslos überlegen sein, denn der Ausländer, selbst unsere jetzigen Feinde, wird einer noch so einfachen fremden Sprache die eigene Muttersprache vorziehen.

Neue Freie Presse
15./VII. 1916

Abendbl.

12

[Gegen die Fremdwörter im deutschen Sprachgebrauche.] Ein Leser schreibt uns: „In dem Abendblatte vom 7. d. habe ich unter der Ueberschrift „Gegen die Fremdwörter im deutschen Sprachgebrauche“ das dort zitierte Gedicht gefunden. Als Ergänzung zu diesem Gedichte sende ich Ihnen nachstehend ein vor einigen Jahren in dem Hermannstädter Witzblatt „Neppendorfer Blätter“ erschienenes Gedicht „Die Fremdwörtermanie“:

Wer sich gereizt fühlt, ist — pikiert,
wer einfach stumpf ist, ist — blasiert,
wer dumm, beschränkt ist, ist — borniert,
und wer da spottet, sich — mokiert,
wer teilnimmt, der — partizipiert,
wer etwas anträgt — offeriert,
wer etwas annimmt — akzeptiert,
wer einfach prahlt, der — renommiert,
und wer belästigt — molestiert,
der, welcher angreift — attackiert,
und der zerstört, der — demoliert,
wer sich verschwört, der — konspiriert,
wer hinterlegt, der — deponiert,
wenn einer stutzt, ist er — frappiert,
was Eindruck macht, das — imponiert,
wer brandmarkt, der — stigmatisiert,
wer bloßstellt, der — kompromittiert,
richtet wer ab, der — dressiert,
wer aufgeregt ist, ist — echauffiert.

D. G.“

Reichspost 15./VII.1916

Umgedeutete und neue Wörter.

Es gibt Wörter, die wir jetzt in ganz anderem Sinne gebrauchen, als dies früher geschah. So bedeutete „Beifall" das schnelle Hinwenden zu einer Partei (z. B. Beifall zum Krieg). Was früher „merkwürdig" genannt wurde, heißt jetzt bemerkenswert; das frühere „häufig" entspricht dem jetzigen Ausdruck „haufenweise" und für „niederträchtig" sagen wir „demütig", für „herrlich" „herrschaftlich", für „seltsam" „selten". Von manchen Wörtern wissen wir die Zeit anzugeben, wann sie in unsere Sprache eingedrungen sind: so „einsam" im fünfzehnten, „Familie", „Geistesgegenwart", „Genie", „genial" im achtzehnten Jahrhundert. Das Wort „Kultur", uns allen geläufig als Bezeichnung einer höheren Stufe in der geistigen und materiellen Entwicklung einer Nation, nahm Adelung erst in die 1793 erschienene zweite Auflage seines Wörterbuches auf. „Zerstreut" in dem Sinne von „nicht bei der Sache" hatte noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Bedeutung „mannigfaltig". Bei anderen jetzt vielfach in der Umgangssprache gebrauchten Wörtern kennen wir den „Erfinder", oft auch die Zeit der Erfindung. So führten z. B. ein: Luther das Wort „wetterwendisch", Sebastian Brant (1521) den „Grobian", Mercator 1595 „Atlas" für Landkartensammlung, Philipp von Zeesen (1689) „lustwandeln", Gottsched „Vollstreckung" (für Exekution) und „Vorladung" für Zitation, Lessing „empfindsam", Campe (1818) „einschlägig" (vor ihm nur im bayrischen Dialekt), „Erlös", „gipfeln", „greifbar" (vor ihm „greiflich"), „Stelldichein", „Umwälzung" (für Revolution), „Zerrbild" (für Karikatur) und „Zartgefühl" (für Delikatesse), Goethe (1814) „Geniestreich" und (1827) „Weltliteratur", Jahn (1810 und 1811) „Turner" und „Volkstum", Ludwig Devrient „Sekt" (für Champagner), Heine (1831) „Weltschmerz", Smith (1858) „Telegramm", Prof. Bischoff, Redakteur der „Niederrheinischen Musikzeitung", das Wort „Zukunftsmusik" und Virchow im Jahre 1873 das Wort „Kulturkampf".

Wohlgeborenes, Allerdurchlauchtigstes und sonstige Sprachverrenkungen.

Unsere Sprachreiniger arbeiten im Hause unseres guten Sprachschatzes wie die Kesselflicker an Beulen und Buckeln, aber ihr so leicht beleidigtes Sprachgefühl weist sie nicht darauf hin, daß die wichtigsten Balken und Pfeiler des Hauses verkrümmt, verbogen und ausgerenkt sind. So merken sie nicht, daß die heutige Sprache den sinnfällig und greifbar bestehenden Unterschied der Person und der Einheit auf unnatürliche Weise verwischt. Den einzelnen Menschen, der uns gegenübersteht, reden wir nicht mit „Du" an, sondern wir tun so, als ober eine Vielheit sei und bedienen uns des Fürwortes der Mehrheit. Wir tun aber noch ein Aeußerstes, indem wir ihn nicht so anreden, als ob er uns gegenüberstände, sondern so, als ob er überhaupt nicht anwesend wäre und als ob wir nicht an ihn, sondern an mehrere andere Leute, die gar nicht da sind, unsere Rede richten. Wir sagen nicht: „Du bist ein tüchtiger Mann," wir sagen nicht einmal: „Ihr seid ein tüchtiger Mann", was freilich auch ein sprachlicher Unsinn wäre, denn mit „Ihr" muß doch mehr als ein Mann gemeint sein. Wir sagen vielmehr, indem wir an dem Mann sprachlich vorbeischielen: „Sie sind ein tüchtiger Mann", bedienen uns also der dritten Person des persönlichen Fürwortes und obendrein noch in der Mehrzahl. Vor hundert Jahren war wenigstens diese Vervielfachung der Person noch nicht im allgemeinen Sprachgebrauch. Man redete einen einzelnen mit „Er" an, was für höflicher galt als „Du", ja sogar für höflicher als „Ihr". Heute noch ist es in einigen mecklenburgischen Bezirken Sitte, die verheirateten Knechte mit „Er" anzureden, während die unverheirateten einfach geduzt werden.

Da ich nicht Mitglied der Kesselflickergilde im Sprachfach bin, sehe ich voraus, daß mir keine Autorität auf diesem Gebiete zugebilligt werden wird. Ich bin daher auf die Suche nach einem Eideshelfer gegangen, und dabei ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht etwa Jakob Grimm, dieser treueste Verwalter des deutschen Sprachgutes, dem über der Wärme nie die Vernunft verloren ging, sich der Verbiegung und Verkrümmung unserer Sprachpfeiler entgegengestellt hat. Wirklich fand ich denn auch einen von ihm am 21. Oktober 1847 in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag, in dem er mit großer Schärfe eine Sprachmißhandlung geißelte, die dem Volke, das sich lange dawider sträubte, von oben herab aufgedrängt worden ist. Meiner Erfahrung nach kommt fast alle Sprachverderbnis, Verkümmerung und Verfälschung von den Oberschichten, die beständig danach streben, auch im sprachlichen Ausdruck sich von den eigentlichen Volksschichten zu scheiden, ja sogar echt deutsche Worte als zu „vulgär" aus dem Sprachgebrauch auszustoßen bestrebt sind. Viele auf diese Art in Acht und Bann getane gute Wortstämme finden wir heute noch in den skandinavischen Sprachen.

Jakob Grimm wendet sich aber nicht nur gegen die Verderbung der Anrede durch falschen Gebrauch des Fürwortes, sondern auch gegen den Mißbrauch der Titulaturen, wie „Majestät", „Allerdurchlauchtigster" und dergleichen mehr, was mit dem Sinken des bürgerlichen Selbstbewußtseins und dem Eindringen des Byzantinismus von der einen, des spanischen Zeremoniells von der anderen Ecke Europas in der deutschen Sprache sich festsetzte. Die Spanier reden heute jeden mit „Usted" an; das soll eine Abkürzung von „Uestra merced" sein — Euere Gnaden! Wir Deutschen haben allen diesen Widersinn ungekürzt und peinlich genau übernommen. Der Allerdurchlauchtigste ist der wörtliche Abklatsch des „Illustrissimus omnium" im lateinischen Kanzleistil. Seit länger als einem Jahrhundert hat nun die in die Volkssprache eingedrungene Höfischkeit fast alle und jede Anrede verderbt. Von der Majestät und Hoheit sind wir zur Durchlaucht, Erlaucht, Exzellenz, Magnifizenz, Hochgeborenheit, Hochwohlgeborenheit und Wohlgeborenheit gelangt. Es kann niemand so wenig sein, daß er nicht der Anrede „Euer Wohlgeboren" würdig wäre. Man hat in diese Titel etwas Erhabenes hineinzulegen vermeint, aber vom Erhabenen ist der Schritt zum Lächerlichen im alltäglichen Leben unvermeidlich. Mit „Hoheit" kann auf eine hohe Gesinnung und Geisteskraft abgezielt sein, aber einem Kammerdiener, der in Rücksicht auf das Vorhandensein allerhöchster Hühneraugen sich erkundigt, welche Schuhe Se. Hoheit anzulegen geruhen wollen, ist es weder um die Geistesgröße noch um den Seelenadel zu tun, sondern eben nur um allerhöchstdieselben Hühneraugen. — Dabei schielen alle diese herrlichen Floskeln an uns vorbei. Wenn einer zu mir „Euer Wohlgeboren" sagt, so spricht er, als ob er mehrere andere Wohlgeborenheiten meint, aber nur nicht mich. Ueberhaupt kommen die Titel und „Prädikate" bei der Anrede in eine immer schiefere Stellung. Nur der liebe Gott wird noch im richtigen Deutsch angeredet: „Herr Gott, Du bist meine Zuflucht für und für." Dagegen heißt es: „Befehlen der Herr Unteroffizier zu morgen Waffenrock oder Drillichjacke?"

Es ist anzunehmen, daß das Menschengeschlecht, als es sich der Sprache zu bedienen begann, zuerst sich eine Form der gegenseitigen Anrede schuf. Die Anredeform ist der älteste Pfeiler im Gebäude der Sprache. Unsere Sprachreiniger würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie dieses verbogene und ausgerenkte Glied der Sprache in orthopädische Behandlung nähmen, denn erst muß man eine Sache, die aus den Fugen gegangen ist, wieder einrenken, ehe man sie „reinigt.". Ich will den Sprachreinigern allen möglichen guten Glauben beimessen, wenn sie versichern, daß sie „mutig und furchtlos" für ihre heilige Sache „kämpfen", wiewohl ich auch in dieser Versicherung eine Sprachverbiegung ahne, denn zum „Mut" und zum „Kampf" gehört doch die Vorstellung einer Gefahr. Ich kann es mir aber durchaus nicht denken, daß mit der Einführung einer neuen Pluralform für „Korsett" eine ernste Gefahr für den Reformator verknüpft ist. Auch das Eintreten für die Wiederherstellung der natürlichen sprachlichen Anredeformen scheint mir nicht sehr gefährlich zu sein und keines großen Mutes zu bedürfen, aber immerhin gibt es doch etliche Leute von Einfluß, die sich nicht leicht von ihren Wohlgeborenheiten und Durchlauchtigkeiten trennen werden, noch weniger sich mit dem Volke auf Du und Du verbrüdern mögen. Ein Erfolg in dieser Richtung würde unserer Sprache eine Reinheit und Ursprünglichkeit geben, wie sie durch keinen „mutigen Kampf" gegen die Aufschriften auf den Ladenschildern im Felde stehender Geschäftsleute erreicht wird, die sich nicht wehren können.

Dr. Arthur Bernstein.

Vossische Zeitung 15. Juli 1916

19

Pester Lloyd Abendblatt
20./VII. 1916

(Die „Elektrische" als Fremdwortfreundin.) Diese Eigenschaft spricht Professor Dr. Tesch in der Sprachecke des Allgemeinen deutschen Sprachvereins dem so notwendigen Verkehrsmittel zu. Es heißt dort: „Für den Schutz des öffentlichen Verkehrs haben die elektrischen Bahnen schon viel getan, wenig aber für den Schutz ihrer Verkehrssprache. „Ein Billett (Fahrschein) bis zur letzten Station (Haltestelle)," sagt der Herr auf dem Perron (Flur). „Die Kurven (Biegungen) sind schrecklich, es kommt noch 'mal zu einer Karambolage (Zusammenstoß)," seufzt das junge Mädchen, von einem Stoße aufgerüttelt. „Bei der jetzigen Frequenz (Ueberfüllung) könnte die Direktion (Leitung) auch für bessere Ventilation (Lüftung) sorgen," fügt mürrisch ihre dicke Nachbarin hinzu. Warum braucht das Publikum (Fahrgäste) diese Fremdwörter? Die Dienstsprache ist mit schuld daran. Der Dienst ist nämlich ein großer Fremdwortsammler. Wie heißen doch die Angestellten? Direktor (Leiter), Oberkontrolleur (Verkehrsvorsteher), Kontrolleur (Verkehrsaufseher). Was gehört zu ihrem Handwerkzeug? Die Tabelle (Tafel), das Formular (Vordruck), das Zirkular (Rundschreiben). Wo haben sie zu tun? Auf dem Magazin (Lager), dem Depot (Bahnhof), dem Bureau (Geschäftszimmer), dem Motorwagen (Triebwagen). Was haben sie zu tun? Sie revidieren (beaufsichtigen), kontrollieren (prüfen), transportieren (befördern), reparieren (bessern aus), installieren (richten ein), kupieren (lochen). Natürlich springt der Fremdwortstrom auf den ganzen Apparat (Einrichtung) über. Von der elektrischen Kraftstation (Kraftwerk) kommt er, durch die Kontaktstange (Stromabgeber) geht er und auf dem Wagen bleibt er. Der ist von solidem Typ (nach gutem Muster) und stabiler Konstruktion (fester Bauart); kommt es zu einer Kollision (Zusammenstoß) und wird er lädiert (beschädigt), dann wird er gegen einen Reservewagen (Ersatzwagen) ausrangiert (ausgewechselt). Gegen diesen sprachlichen Mischmasch waren die bisherigen Scharmützel noch nicht wirksam genug. Man halte solche Fremdwörter dauernd jedem Fahrgast vor Augen, durch eine Verdeutschungstafel nämlich, die sichtbar in jedem Wagen hängt. Dann wird mancher gute Deutsche sehen, daß in seiner Sprache etwas „defekt" ist, und er wird die Fremdwörter zum alten Eisen werfen.

Tägliche Rundschau
20./VII. 1916

16

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Vom Uebersetzen der Fremdwörter.

In einer weitverbreiteten Tageszeitung stand unlängst das merkwürdige Wort „vermittelpunkten". Aus dem Zusammenhange des Satzes war mit einigem Nachdenken der Sinn wohl zu verstehen; es war konzentrieren gemeint. Man wußte nur nicht, ob die seltsame Verdeutschung gewählt war, um in ungeschicktem Uebereifer das Fremdwort zu umgehen, für das man im Augenblicke keinen besseren Ersatz fand, oder um mit der überraschenden Neubildung die Sprachreinigung zu verspotten. In jedem Falle ist das Wort bezeichnend für eine Art der Fremdwörterverdeutschung, die blindlings auf buchstäbliche Uebersetzung ausgeht. Dieses Verfahren birgt eine doppelte Gefahr in sich. Erstens trifft es naturgemäß in der Regel nur den engsten Wortsinn, der auch in der fremden Sprache meist gar nicht mehr lebendig ist, paßt daher in dem deutschen Zusammenhange erst recht nicht und dient infolgedessen nur den Gegnern der Sprachreinigung zum Erweise des Satzes, daß sich Fremdwörter überhaupt nicht verdeutschen lassen. Sodann aber ist bei Uebersetzungsversuchen der Erfolg für das Verständnis sehr oft gerade umgekehrt: man versteht den Sinn erst, wenn man sich das gewählte Ersatzwort in das mit Kunst vermiedene Fremdwort zurückübersetzt. Das aber ist wahrhaftig nicht der Zweck der Uebung. Alle Ersatzwörter, bei denen man erst auf dem Umwege über eine solche Rückübersetzung zum Sinne vordringt, leisten das Gegenteil von dem, was sie sollen: sie erschweren das Verständnis; sie fallen auch meist dadurch auf, daß sie den Eindruck des Gezwungenen und Gequälten machen. Deutsche Rede, auch wo sie bislang übliche Fremdwörter umgeht, soll so klingen, als wenn die Wörter gar nicht anders gewählt sein könnten, so daß auch der entfernteste Gedanke an ein im Hintergrunde lauerndes Fremdwort völlig ausgeschaltet ist. Wer deutsch schreiben will, muß deutsch denken.

International.

Das Wort international wurde 1789 von dem Engländer Bentham geprägt. Es fand aber schwerer als andere Fremdlinge Aufnahme in unseren Wortschatz. Noch 1844 schrieb der Rechtsgelehrte Heffter: „Ich nenne das Völkerrecht noch immer bei seinem alten Namen, nicht, wie es manche mit fremder Zunge zu nennen angefangen haben: internationales Recht". Erst die Weltausstellungen verschafften ihm festen Boden bei uns, und allmählich ward es zu einem der vielen für unantastbar gehaltenen Fremdwörter, bis der Weltkrieg kam, der deutsche Art in der Sprache wieder zu Ehren brachte. So erlitt auch das Wort international Einbuße. Es ist zwar in einzelnen Redensarten — etwa von der roten Internationale — zunächst so fest in unserm Sprachgebrauch eingewurzelt, daß ihm nicht wie andern Leidensgefährten der Todesstoß droht, aber man ist schon recht hübsch von ihm abgerückt. Dafür sind ein paar Dutzend neue Wortverbindungen mit Welt aufgekommen: man schilt die Weltkultur als ein leeres Spiel mit Worten, man nennt den Dollar die Weltmünze, Rosenfreunde reden vom Weltrosenmarkt, politische Zeitungen schildern den Weltwucherer England, Lhotzky, einer der immer zahlreicher werdenden fremdwortreinen Schriftsteller, nennt Dinge von internationaler Tragweite Dinge, die für die ganze Welt Bedeutung haben. Ein in edlem Deutsch geschriebener Kriegsaufsatz sagt für internationales Import- und Exporthaus weltumfassendes Durchgangsgeschäft. Vor dem Kriege war Berlin ein internationaler Jahrmarkt, jetzt nennt es Stratz in seinem neuesten, in reinem Deutsch abgefaßten Roman einen Völkerjahrmarkt. Die Ueberlegenheit klarer deutscher Ausdrücke über verschwommene Fremdwörter zeigt sich in den jetzt immer mehr für international in Aufnahme kommenden Verdeutschungen zwischenstaatlich, überstaatlich, zwischenvölkisch. Man beachte den feinen Unterschied der Wörter zwischenstaatlich und zwischenvölkisch. So sprach der Dresdner Oberbürgermeister in seiner Antrittsrede von den Bahnen unseres zwischenstaatlichen Verkehrs, der Staatssekretär a. D. Dernburg will das Völkerrecht auf überstaatlicher Grundlage aufbauen, ja, ein die „Fremdwortwürger" öfter bekämpfendes Tageblatt brachte sogar einen Aufsatz über zwischenvölkisches Zusammenwirken.

Tägliche Rundschau
24./III. 1916

17 24

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Brauchen und gebrauchen.

Viele meinen, daß das Wort brauchen nur in dem Sinne von nötig haben und der Ausdruck gebrauchen nur in der Bedeutung anwenden vorkommt. Das ist nicht richtig. Zahlreiche Stellen aus den Schriftstellern von der Zeit des Mittelalters bis auf die Gegenwart beweisen, daß das Sprachgefühl mit den beiden Wörtern die Bedeutung anwenden verknüpft hat. Im früheren Neuhochdeutsch kommt die Verknüpfung vor, weil man sagte: des Weins, Gutes, Dienstes, Lebens, der Zeit brauchen und gebrauchen. Haller, Schiller, Goethe sind Zeugen dafür, daß beide Wörter im Sinne von anwenden mit Beziehung auf Menschen, Tiere, Glieder, Werkzeuge und ebenso mit Beziehung auf Begriffe wie Ansehen, Gewalt, Recht, Rede, Worte gebraucht werden. Das Wort: „bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" ist wohl der bekannteste Beleg dafür. Allerdings geht das Wort brauchen zum Unterschiede von gebrauchen in der Sprachgewohnheit auch seinen eigenen Weg. Es bedeutet auch nötig haben, so in dem Satze: unsere Zeit braucht Männer; ausschließlich hat es diese Bedeutung, wenn es unpersönlich ist. Das geht aus Schillers Worten hervor: es brauchte dieses tränenvollen Krieges, oder es braucht ein großes Beispiel. Diese Bedeutung hat das Wort brauchen erst seit dem 16. Jahrhundert angenommen, doch hat es die frühere Bedeutung anwenden oder verwenden dadurch nicht verloren. Wie wenig brauchen und gebrauchen unterschieden werden und wie innig beide Zeitwörter für das Sprachgefühl zusammenfließen, zeigt Goethes Wort: wer vieles brauchen will, gebrauche jedes in seiner Art.

Unsere Elektrische.

Für den Schutz des öffentlichen Verkehrs haben die elektrischen Bahnen schon viel getan, wenig aber für den Schutz ihrer Verkehrssprache. „Ein Billett (Fahrschein) bis zur letzten Station (Haltestelle)", sagt der Herr auf dem Perron (Flur). „Die Kurven (Biegungen) sind schrecklich, es kommt nochmal zu einer Karambolage (Zusammenstoß)", seufzt das junge Mädchen, von einem Stoße aufgerüttelt. „Bei der jetzigen Frequenz (Ueberfüllung) könnte die Direktion (Leitung) auch für bessere Ventilation (Lüftung) sorgen", fügt mürrisch ihre dicke Nachbarin hinzu. Warum braucht das Publikum (Fahrgäste) diese Fremdwörter? Die Dienstsprache ist mit schuld daran. Der Dienst ist nämlich ein großer Fremdwortsammler. Wie heißen doch die Angestellten? Direktor (Leiter), Oberkontrolleur (Verkehrsvorsteher), Kontrolleur (Verkehrsaufseher). Was gehört zu ihrem Handwerkszeug? Die Tabelle (Tafel), das Formular (Vordruck), das Zirkular (Rundschreiben). Wo haben sie zu tun? Auf dem Magazin (Lager), dem Depot (Bahnhof), dem Bureau (Geschäftszimmer), dem Motorwagen (Triebwagen). Was haben sie zu tun? Sie revidieren (beaufsichtigen), kontrollieren (prüfen), transportieren (befördern), reparieren (bessern aus), installieren (richten ein), koupieren (lochen). Natürlich springt der Fremdwortstrom auf den ganzen Apparat (Einrichtung) über. Von der elektrischen Kraftstation (Kraftwerk) kommt er, durch die Kontaktstange (Stromabgeber) geht er, und auf dem Wagen bleibt er. Der ist von solidem Typ (nach gutem Muster) und stabiler Konstruktion (fester Bauart); kommt es zu einer Kollision (Zusammenstoß) und wird er lädiert (beschädigt), dann wird er gegen einen Reservewagen (Ersatzwagen) ausrangiert (ausgewechselt). Gegen diesen sprachlichen Mischmasch waren die bisherigen Scharmützel noch nicht wirksam genug. Man halte solche Fremdwörter dauernd jedem Fahrgast vor Augen, durch eine Verdeutschungstafel nämlich, die sichtbar in jedem Wagen hängt. Dann wird mancher gute Deutsche sehen, daß in seiner Sprache etwas „defekt" ist, und er wird die Fremdwörter zum alten Eisen werfen.

Wien und die Wiener.*)

Die Fremdwörter in Wien und Niederösterreich.

Wie Prof. J. Wiesner in der sehr interessanten Programmabhandlung des Mödlinger Gymnasiums ausführt, spielt Wien bei der Ueberfülle von Fremdwörtern im niederösterreichischen Dialekt den Vermittler, denn hieher strömen Vertreter aller Nationen unseres Vaterlandes und von hier dringt der Strom der Fremdwörter durch Vermittlung der Dienstboten, der Soldaten, der Sommerfrischler ins entlegenste Walddorf. Der Wiener spricht lateinisch: Raptus, Gaude, Lätizl, (kein) Fiduz, standapedi, perpler, karnifeln (carnifex „Henker), extra, quasi; französisch: Schani, Schorschl, Fallot, Blafon, Schampus, spassapa (Spaß apart!) schmafu (je m'en fus); italienisch: Pikkolo, Maroni, Muli, Safaladi (cervelata „Gehirnwurst"), Bamberletsch (bambellegio zu Bambino), Spampanaden (spampanata „Aufschneiderei"), Lamento; ungarisch: bassama, teschek, Palatschinken, Paprika, Gulasch (gulyas-hus „Rinderhirtenfleisch"); böhmisch: Bramburi, Chalupen, Fatzko, Pawlatschen, kralowat, zaplati, rosumisch, potschkai, pomale, pritsch.

Unter allen Mundarten gebraucht gerade die niederösterreichische die meisten Fremdwörter. Treten wir in ein Dorfwirtshaus des Waldviertels und lauschen dem Gespräch der Gäste: „Dös is enk a Kapitalkerl, der Schrader Michel," sagte der Huber, „den hättst dur segn sollen beim letzten Kirta. Der hat dir a Kuraschi. Wia s' ins dispatiern angfangt haben, da hat er glei g'räsaniert. Und nochher, wia s' n goar sekiert haben wegn sein roten Krawatl und wegen seine Lackstiefletten, da hat er zun rebellen angfangt und zum stallieren; und endli is er rabiat worn. Na, den Spektakel hätts segn sollen! Vagabunden hat er s' gnennt und a Bagagi; a dös war enk a Kumedi! Und auf d'Letzt hat er s' packt allsamt akrat wia d' Wirtin d' Karbonadln und hat s' zur Tür aussiexpediert. Na, dös woar a Theater! Und dö draußt haben zum lamatiern angfangt und san marodi hamgschlichen; hat 's kaner mehr riskiert, zu den Dispatierhansl, zu den Rebeller einaz'gehn. So an damischen Respekt haben s' kriagt." „Na, der Krawatschanl sollt' probieren, daß er mit mir so umakommandieret! Den kunnt a Malheur passieren. Mir derfat er aso net kemma, i tat 'n kurios traktieren, den arraganten Extraherrn, i wurt'n schon kurieren; der Hamur wurt eahm scho vergehn, wann er halbkaput zun Doktor um a Rezept und um a Medizin in d' Apotheken renna müaßt!" So sagt der Aigner. — Und der Huber entgegnet: „Du, do kunnst di leicht verspeklieren; dös kunnt erst a Kumedie wearn. Der geht, sekant wiar er is, zun Advokaten und hängt dir justament an Prozeß an. Und aufkemma tuast eahm net: nachgeben tuat er kan Argamentel und tuat dir a Jurement ums andere. Da kunnst erst in a miserabli Soß einikemma." „Dös is mir ganz egal" — erwidert der Aigner — „i genieret mi net und mochet ihm an Standal, den Kravallschanl. Dös war mir a Passion, den Kalfakter sei Hausnummero am Buckel auffi z'nummerieren. Es wurt eahm der Gusto scho vergehn, in die Wirtshäuser umz'vagieren, in noblichen Herrn z'spielen und ordentliche Leut' z'malträtieren."

*) Zuschriften für diese jeden Dienstag und Donnerstag im Abendblatte erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Raumverhältnisse veröffentlicht. Einsendungen wollen: an die Redaktion des „Fremden-Blatt" (für die Abteilung „Wien und die Wiener") gerichtet werden.

Fremdenblatt Abendblatt 27. Juni 1906 18

Sprachlottereien.

Von

Robert Heffen.

„In jeder Hinrichtung."

Auf den ersten Blick erscheint es manchem gewiß nicht eben wichtig, welche Fehler die weniger Unterrichteten machen, wenn sie nur ungefähr ausdrücken können, was sie meinen. Indessen hört man in unserer Umgangssprache, die doch ein Gradmesser der allgemeinen Gesittung sein soll, Dinge sagen, daß dem Nachdenklichen die Haare zu Berge stehen. Bedeutet es wirklich nur Zeitersparnis, wenn unser altes „Ich bitte vielmals um Entschuldigung" so gut wie verklungeen ist? Heute sagen Ungebildete, Gebildete und Hochgebildete: „Entschuldigen Sie vielmals!" Ja warum in aller Welt soll denn der Beleidigte vielmals entschuldigen, nachdem er nur einmal verletzt worden war? Sollte es nicht besser dabei bleiben, daß der Beleidiger vielmals bittet? Doch jeder derartige Unsinn hat Anfänge gehabt. Und wenn diesen Anfängen nicht widerstanden wird, muß bei der Ansteckungsfähigkeit alles Falschen die Zahl der Leute unlieb zunehmen, die „nicht wissen, was sie reden."

Um ein schlagendes Beispiel zu wählen: der kleine Berliner neigt in immer weiteren Kreisen dazu, „verpicht" zu sagen, wo er „versessen" oder „erpicht" meint. Sie sei „ganz verpicht" auf etwas, hörte ich vor drei Jahren von meiner Aufwärterin; heute sagt es schon mein Barbier. Aber verpicht ist ein für allemal nur das Faß, mit Pech oder Wachs. Vieles Falsche, das sich in unserer Sprache herumstößt, ist zweifellos auf diese Art aus den Niederungen der Ungenauen nach oben gedrungen, und gerade das Zusammenleimen einer mißbräuchlichen Wendung aus zwei guten und sinnvollen macht sich zurzeit auch in den Kreisen derer, die es besser wissen sollten, breit.

Früher waren die beiden gutdeutschen Wendungen üblich: „binnen Kurzem" und „in Bälde". Heute bekommt man von Höchstgebildeten die Nachricht, daß sie uns „in Kürze" besuchen werden. „In Kürze" bedeutet soviel wie zusammengefaßt, abgekürzt. Es hat keinen zeitlichen Begriff und sollte nie einen erhalten, schon weil „in Bälde" völlig hinreicht.

Einst „kamen wir auf die Kosten" oder wir „fanden unsere Rechnung" bei etwas. Was wir heute ganz allgemein dafür hören und lesen: „wir kamen auf unsere Rechnung", ist mit Verlaub ein Wechselbalg. Nur was gekauft oder verzehrt worden war, „kommt auf die Rechnung", der Käufer kann unmöglich zur Ware werden und auf seine eigne Rechnung gelangen. Die gute alte Wendung „auf die Kosten kommen" (will sagen, daß das Resultat die Unkosten eingebracht habe) hört man überhaupt kaum noch.

Waren die alten Wendungen anstößig, lag ein berechtigter Wunsch vor, sie zu modeln? Nein. Aber wo so sichtbar nur die Nachlässigkeit derartige Neuerungen einführen will, sollten wir Halt rufen. An sich ist es gewiß kein Unglück, wenn ein Kellner, der uns die „B. Z." reicht, dabei die Hoffnung äußert, daß sie „vollzählig" sei statt, wie er sagen wollte, vollständig. Denn vollzählig kann immer nur eine Zahl sein, etwa von Münzen in einer Geldrolle oder von Mannschaften in einer Schwadron, und auch die „B. Z." kann es sein, sobald es sich um ein Paket mit einer bestimmten Anzahl von Stücken handelt. Indessen, wenn wir dieses Durcheinanderwürfeln zweier Wörter mit noch getrenntem Ausdrucksgebiet ruhig hinnehmen, lesen wir womöglich eines kommenden Tages, jemand habe sich „vollzählig blamiert."

Und das Uebel wächst. Erst unlängst entsetzte mich ein anscheinend ganz gesitteter Schneider durch die Redensart: „Ich muß den Stoff loben in jeder Hinrichtung"; — das geknickte Elternpaar „in jeder Hinsicht" und „in jeder Richtung" vernahm es und schauderte. Kurz: der Volksmund ist uns in vielen sprachlichen Dingen nütze, ja bisweilen die einzige Rettung. Aber Wachsamkeit bleibt geboten.

„Liederlich" und „Liederjan".

Als Student las ich in einer alten Ausgabe der „Verlorenen Handschrift" von Freytag die Stelle, wo Frau Ilse den Weihnachtsbaum schmückt, unter Beihilfe des studierenden Erbprinzen, der Wallnüsse vergoldet, aber nur „lüderliche" Arbeit macht. Es schoß mir durch den Kopf, daß unsere damals schon übliche Schreibung des Wortes falsch sei, daß es zweifellos das Gleiche sagen wolle wie „lottrig" oder „verlüdert". Wenn ein Mann ein „Luderleben" führt, so ist er ein „Lüdrian"; und wenn ein Weib ein Luderleben führt, ist es ein „lüderliches" Frauenzimmer, nicht ein liederliches.

Am Lüdrian, jetzt „Liederjan" bei Erbe, während Duden (VII. Auflage) beide Worte ausläßt, erkennt man auch die Herkunft der strittigen Schreibung aus östlichen Mundarten. Wir Ostpreußen zumal, wenn wir uns gehen lassen, sprechen preißisch, briederlich, wirdig, miehsam, wir treimen und fiehren Buch, daher sagen wir liederlich, wo lüderlich gemeint ist. Aber es wäre sehr zu bedauern, wenn andere Stämme sich dieses Breitquetschen voller Laute von uns aneignen wollten.

Die Deutschen hatten einst eine ganze Reihe dem Lüdrian ähnlicher Bildungen, als Schlendrian, Dummrian, Grobian, dazu Eigennamen wie Adrian, Baldrian usw. Von diesen guten alten Formen stehen heute leidlich fest nur Schlendrian und Grobian. Erbe bringt Dummrian noch neben „Dummerjan", aber Liederjan bereits allein. Daß tatsächlich ein ostdeutscher Zungenfehler hier unverdiente Klassizität erlangt hat, beweist der Name Adrian, auf ostpreußisch: Aderjan. Ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in der Stadt der reinen Vernunft die „Aderjansche Buchhandlung" am Königsplatz entdeckt, und die Analogie mit Liederjan liegt auf der Hand. Schon im Kriege von 1870/71 wurde ja vor Paris der Mont Valérien mit seinem schweren Kaliber „Bullerjan" genannt, statt Bullrian, wie es hätte heißen sollen. Kein Wunder, wenn man in ostpreußischen Apotheken überall auch „Balderjan"-Tropfen bekommt. Wie wär es nun mit „Schlenderjan" und „Grobejan"? Die Königsberger Fischweiber sprechen es längst.

Der „Präsibe", der „Kommilitone".

Unsere Sprache ist überladen mit e. Ohne besondere Mühe kann man lange Sätze bilden, wo das e—e—e— nicht aufhört; vom Wohllaut entfernteres, entstellenderes, entsetzenerregenderes Gemecker gibt es in keiner anderen Mundart. Es ist kaum glaublich, was alles an gutem Klang im Lauf der Jahrhunderte plattgedrückt worden ist; das gräßliche Wort Mensch, das wie zur Strafe unreimbar geblieben ist, hieß früher einmal wohllautend „Manisko".

Schon Otto Schröder in seinem köstlichen Buch vom „Papiernen Stil" wies darauf hin, wie Ausländer diese Schwäche längst weghaben und, um deutsch zu reden, bald hier bald da ein unnützes e anhängen oder einschieben. Ein Japaner sagte immer e-des, e-dem, für des und dem. Ebenso verspottet uns absichtlos das tschechische Dienstmädchen, wenn sie meldet: „Isse angespannte."

Aber soviel e der Deutsche schon hat, er wünscht sich immer noch mehr; er ist unersättlich. Statt sich zu freuen, daß ein paar gut eingedeutschte Lehnwörter Abwechslung und Frische in das ewige e—e—e— hineinbringen, zerstört er ihren Wohlklang mutwillig, wie um noch etliche e zu profitieren. Früher sagten wir ganz allgemein „der Präses"; daraus hatten sich die Studenten den latinisierenden Plural „die Präsiden" gebildet. Aus diesem Plural aber hat sich der Neudeutsche den schlampigen Singular

Vossische Zeitung 28 Juli 1916

Vossische Zeitung
29./VII. 1916

20

Sprachverrenkungen. Was will eigentlich einer sagen, der da an eine Behörde oder an eine Redaktion schreibt: Löbliche.. Soll sich der Empfänger dadurch für seine Tätigkeit belobt fühlen? Oder heißt das: der Empfänger wäre zu loben, wenn er meinen Wunsch erfüllt? (NB. Nur Bittsteller schreiben „löbliche . . .") Jedenfalls ist diese Anrede eine unerwünschte Kritik. Aber was bedeutet „Wohllöbliche"? Doch nur: der Empfänger wäre wohl zu loben, aber erst muß er das und das für mich tun. Oder gibt es einen Komparativ vom Lob, das Wohllob? Also ein Lob, das man mit Wohlwollen ausspricht? Das wäre jedenfalls ein Widerspruch in sich selbst, denn ein Lob, das Mißfallen ausdrücken soll, ist bis jetzt noch nicht erfunden. Schließlich: was, in aller Welt, will man nur sagen, wenn man „Hochwohllöbliche . . ." schreibt? Zu dem Wohllob gesellt sich noch der Superlativ des Hochwohllob! Fort, in den Papierkorb mit dem verstaubten Unsinn! Weiter (da wir gerade den Papierkorb nahe haben): Muß man beleidigt sein, wenn man auf seinem Briefumschlag den Titel „Wohlgeboren" findet? Ich glaube: ja. Wie kommt der Briefabsender dazu, Zweifel zu haben, ob ich wohl — d. h. überhaupt — geboren bin? Oder mir durch die Blume (ironisch) zu sagen: „Du warst zwar ein höchst mickriges Kind, das mit Hebeln und mit Schrauben ins Diesseits befördert wurde, ich will Dir aber schmeicheln und schrebe, Du seist ganz wohl (normal also) geboren." Sei's drum; wie sich auch mein Eintritt in die Welt gestaltet hat, ich kann trotzdem ein ganzer Kerl sein; übrigens gehen meine ersten Windelerlebnisse keinen Menschen einen Deut an. Schließlich kann der p. p. Briefumschlagverschönerer noch andeuten, ich sei bei Eltern zur Welt gekommen, die in wohlgeregelten Vermögensumständen waren! Das muß mißtrauisch machen und wirft sofort ein schlechtes Licht auf den Schreiber; sicherlich ist er selber nicht „wohlgeboren". — Und endlich gesellt sich zu dem Wohlgeboren noch das beliebte „Hochwohlgeboren!" Die genaue Erklärung dieses Wortes kann ich nicht geben, bin kein Gynäkologe! Immer 'rein damit in den Papierkorb für verbrauchte Titel und Ehrenbezeigungen.

Peter Eck.

Vossische Zeitung
30/VIII. 1916

21

Berlin macht Schule in München. Nach dem Vorgang des Berliner Polizeipräsidiums, das die fremdsprachlichen Geschäftsschilder in der Stadt bekämpfte, ließ sich der Münchener Bürgermeister Dr. Merkt hierüber näher unterrichten und stellte im Stadtrate den Antrag, es solle auch in München gegen die Benutzung fremdsprachiger Geschäftsschilder — wie oft liest man an Münchener Fleischerläden das Wort „Charcutier", das der bayerische Bauer Scharkutter ausspricht! — ernstlich Stellung genommen werden. Zunächst will man noch von jedem Zwange Abstand nehmen; man will vielmehr mit Rat und Belehrung vorgehen. Der Rat der Stadt bewilligte vorerst 100 M. zur Vervielfältigung der Verdeutschungsliste fremdsprachiger Geschäftsschilderaufschriften, die der Allgemeine Deutsche Sprachverein unter Mitwirkung von Fachverbänden des Handels und Gewerbes herausgegeben hat. Diese Verdeutschungslisten sollen alsdann den zuständigen Stellen übermittelt werden, die die Geschäftsleute belehren und wegen der Wahl eines entsprechenden deutschen Ausdrucks beraten können.

Reichspost
31./VII. 1916

Die deutsche Rechtschreibung.

Vorschläge zu ihrer Vereinfachung.

Es wird uns geschrieben:

In allen Belangen hat der Krieg eine Vereinfachung, eine Kürzung, eine Beschränkung des Ueberflüssigen hervorgerufen. An allen Ecken und Enden spart man und kürzt die Formen. Alles Zeitraubende wird vermieden und untersagt.

Nur auf einem Gebiete hat der Krieg bisher keine Macht gezeigt: das ist das Gebiet der deutschen Rechtschreibung und vielleicht auch noch die durch ihren Tatbestand als Aktenauszug zu weitläufige Urteilsform der Zivilgerichte, die noch immer mehr Reserveoffiziere für sich in Anspruch nimmt, als die Justiz ins Feld stellt. Und doch hat bereits der Staat einen Teil des Metalls der Lettern für sich beschlagnahmt, aber gegen den unnötigen Gebrauch der Lettern hat er keine Hilfe geschaffen.

Wie kurz und einfach wäre eine solche Abhilfe, wie begrüßt von allen in und außer dem Amte, in und außer der Schule, in der Armee, wo jeder unnötige Buchstabe eine Last ist.

Keine Sprache, wie die deutsche, hat die Eignung, dem Gesetz der Lautung bei der Schreibung zu folgen. Wie weit aber sind wir davon entfernt! Schon der alte Sprachforscher Adelung hat im 18. Jahrhundert diesen Grundsatz der Lautung aufgestellt und die freie Uebung hat diesen guten Gedanken aufgenommen und zur Verwirklichung zu bringen gesucht. Allerdings waren manche zu stürmisch vorgegangen; denn auch bei der Rechtschreibung spielt die Angewöhnung die wichtigste Rolle.

Da kam 1901 die Berliner orthographische Konferenz der Regierungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, welche die Rechtschreibung, wie sie jetzt besteht, auf Grund der bayrischen und preußischen offiziellen Regelbücher aus den Jahren 1879 und 1880 festgelegt hat. Die Konferenz hatte aber die Hoffnungen der Anhänger der Lautungsschreibweise nicht erfüllt und eine Enttäuschung gebracht selbst da, wo die Uebung schon die Angewöhnung sich erobert hatte, wie in den Worten und deren Ableitungen: Wol, Wal, Zal, Gebür, Gefar, verwaren, Wärung, Befel usw.

Der österreichische Vertreter, der seither verstorbene Hofrat Dr. Huemer des Unterrichtsministeriums war vergeblich gegen diesen Rückschritt aufgetreten, insbesondere gegen die Bestimmung, in den stark betonten fremden Nachsilben „ieren" und „ier" statt „iren" und „ir" zu schreiben, z. B. hausieren, probieren, schaltieren wie dies eigentlich auch in der Aussprache liegt. Er ist jedoch gegen die Vertreter Norddeutschlands leider nicht durchgedrungen, und so ist diese folgenschwere Bestimmung Regel geworden, daß die nach Tausenden zählenden Zeitwörter und Wörter auf „iren" sämtlich mit „ie" geschrieben und gedruckt werden. Es wäre ein wesentlicher Fortschritt und eine Ersparnis, wenn wenigstens diese Regel wieder fallen würde. Ein Zeitungsleser hat in einem Sonntagsblatt allein über tausend solche unnötige „e" gezählt.

Es dürfte keine Schwierigkeit bieten, in kürzester Zeit eine Einigung mit dem Deutschen Reich und der Schweiz zu erzielen und durch eine neue Verordnung des Unterrichtsministeriums diese Schreibweise iren und ir zur Anerkennung zu bringen und die Schreibweise der Wörter Wal, Zal, Wol, Befel, Gebür, fahen, verwaren ohne „h" als zulässig zu erklären. Es würde eine solche Verordnung als eine wohltuende Erleichterung und eine Ersparung an Lettern, Arbeit und Zeit im Kriege empfunden werden und durch die ungeheure Macht des Buchdruckes und der Schule sich rasch allgemein einführen.

Der Zeit des Friedens wird es vorbehalten bleiben, auf diesem Wege noch weiter vorzugehen und z. B. alle Verdopplungen der Selbstlaute a, e, o (Haar, Beere, Moos) aufzuheben, da man doch „i" und „u" sowie „ä", „ö" und „ü" nicht verdoppelt; oder das sogenante stumme „e" fallen zu lassen, das die Erlernung der Sprache erschwert, wie in den Wörtern: Brief, Dienstag, vier, Zier, Ziegel, Knie, viel, Papier usw. oder in gewissen Zeitwörtern, wie z. B. fliegen, biegen, fließen, frieren, rief, hielt (man schreibt aber doch fing, ging, hing). Die letzte Forderung wäre noch nicht die Weglassung des „h" bei allen einfachen Selbstlauten vor den flüssigen Mitlauten l und r (z. B. bei empfehlen, fühlen, nähren); dann vor den Nasenlauten m und n (lähmen, nehmen, rühmen, ahnen, ähnlich, ihn, ihr (man schreibt doch wir und dir). Da sollen die Lehrerschaft und die Buchdruckereien zusammentreten, um da endlich Wandel zu schaffen. Hoffentlich geschieht es oder die allgemeine Uebung befreit sich selbst davon.

Arbeiterzeitung
2. VIII. 1916

Vom Hofstil.

„Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben."

Im letzten „März" beschäftigt sich Theodor Heuß mit der Sprachreinigung, und zwar mit dem Hofstil. Es ist merkwürdig, meint er, „diese Sprache ist wegen der Fürsten da, die Fürsten selber sind aber in der glücklichen Lage, selber ein unverkünsteltes gutes Deutsch, je nach ihrer Art, sprechen zu dürfen. Wenn etwa der Kaiser zu den Siegern vom Skagerrak sprach, so war das frisch, unmittelbar und unverkünstelt; wer ihm aber antwortete, mußte seine Antwort in formelhafte Wortgetüme einpacken, daß man beim Lesen ordentliche Mitleidsgefühle für ihn und für die von einer toten Ueberlieferung vergewaltigte Sprache spürte". Heuß erinnert nun an die Akademierede, die Jakob Grimm, der große Sprachforscher: Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache im Jahre 1847 gehalten hat; dort heißt es:

„Weil aber das Widernatürliche an der Stelle, wo es begonnen hat, selten einzuhalten pflegte, sondern um sich zu greifen trachtet, so ist auch allmählich unter uns für die Anrede unserer Fürsten und Könige eine aufgedunsene Ausdrucksweise der Höflinge und Geschäftsleute eingerissen, wie sie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechischer oder römischer Zeremonie schien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter solcher äußerlicher Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majestät bloß in lateinischer Kanzleisprache, die zum Volk nicht so schnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unseres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinein ist noch keine Spur, daß einem König oder Fürsten, so häufig sie angeredet werden, jemals der Name Majestät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Diese Titel waren und klangen zu undeutsch. Erst die an sich heilsame Anwendung deutscher Sprache für Urkunden scheint das Uebersetzen lateinischer Kanzleiformen nach sich gezogen und dem hergebrachten deutschen Ausdruck Gewalt angetan zu haben. An Karls IV., wenn ich nicht irre, wenigstens an Friedrichs III. Hof mochte sich der deutsche Titel Majestät volksmäßig festsetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiser, als den ansehnlichsten aller europäischen Fürsten, pflegte man den Superlativ gnädigster und durchlauchtigster, der an sich schon die volle Potenz dieser Begriffe erreicht, noch durch Voraussetzung des Genitiv Pluralis aller zu erhöhen, wie wir von alters her auch allerliebst, allerteuerst, allerletzt sagen. Von dieser Zeit an findet sich allerdurchlauchtigster in der Anrede des Kaisers und bald auf die Könige erstreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürsten, welche, ohne König zu heißen, königliche Ehre in Anspruch nehmen, so daß der einschränkende Begriff des Wortes durch seine ausgedehnte Anwendung in sich aufgehoben erscheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tat nun die höfische Sprache noch einen Schritt, indem sie sich neben dieser Anrede und nicht bloß in dieser Rede, sondern auch, wenn von dritter Person gesprochen und erzählt wird, das einfach persönliche und relative Pronomen, wo es sich auf Fürsten bezieht, zu gebrauchen scheut, ohne es mit dem Vorsatz höchst und allerhöchst zu verbinden und gleichsam dadurch zu verschleiern; Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben. Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreise der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unablässig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfice und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische oder italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches elle oder ella (sie) folgen lassen; das kann uns den Prüfstein für unseren Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell angesteckten Höfe in Holland, Dänemark oder Schweden, mehr oder weniger genau, hoogstdezelve, allerhöjstdensame, allernädigs nachgeahmt. Gewiß würde die Weisheit des Fürsten gepriesen, der, seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unseres Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soviel es noch angeht, zurückholt."

Und in einer Anmerkung zu diesen Sätzen meint Jakob Grimm: „Solch ein Beispiel würde auch darum eine Wohltat sein, weil es von eben herab wirkend die in endloser Abstufung gültigen eitlen Höflichkeiten unter allen anderen Ständen abschaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie ist der heutige Briefstil durch die unnützesten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams, durch unablässiges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigtestheit allenthalben angeschwellt, und in dieser üblen Sitte tun wir Deutschen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel schöner ist, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu sein und zu gehorchen, als die Gesinnung immer nur im Munde oder in der Feder zu führen."

Vor bald siebzig Jahren sind diese Worte geschrieben worden. Wirkung haben sie keine gehabt.

Arbeiterzeitung

5./VIII. 1916

* **Mangel an nationalem Bewußtsein.** Allen Ernstes schreibt die „Kölnische Zeitung“: Zu den erfreulichen Folgen des schrecklichen Krieges gehört es, daß wir mit Fr. v. Logau wieder sagen können: „Deutsche müßen sich jetzt sehr, Deutsch zu reden fein und rein.“ Aber auf einem Gebiet, wo sonst die Schnelligkeit Trumpf ist, huldigt man offenbar in diesem Punkte dem Grundsatz: „Immer langsam voran!“ Man nehme mal die Ordnung eines Pferderennens unserer Tage zur Hand. Da hatten zum Beispiel die Zeitungen unter dem 9. Juli aus Dortmund zu berichten, daß in dem Herdringer Jagdrennen liefen: Savoy, Uncle Dobbin, Brian Boru, Little Ben, Sallys Pearl, Lucky Jap und Sea Squaw. Für die meisten Besucher des Dortmunder Platzes ist es gewiß schon eine Art Hindernisrennen gewesen, diese Namen zu lesen und auszusprechen. Außerdem nimmt das deutsche Empfinden Anstoß an den vielen englischen Bezeichungen. Manche der aufgeführten Pferde mögen ja von Natur wohl Engländer sein. Jetzt gehören sie aber doch deutschen Besitzern, sie laufen auf deutschen Bahnen und von England aus wird krampfhaft dafür gesorgt, daß sie höchstens noch deutschen Hafer zu beißen bekommen. Man gebe ihnen darum auch deutsche Namen! Ohne Zweifel werden sie darum nicht schlechter laufen. Für die etwaigen Stammbäume können ja die alten Bezeichnungen in Klammern weitergeführt werden. Als Herkules einst die schwere Aufgabe erhielt, den Stall des Augias zu säubern, da wußte er in kürzester Frist zum Ziele zu kommen. Mögen auch unsere Besitzer von Rennpferden dafür Sorge tragen, daß ihre Ställe bald gründlich gereinigt werden von dem alten fremdsprachigen Wuste... Wir müssen den Vorschlag, die fremdländischen Bezeichnungen in Klammern beizufügen, als unwürdige Konzession erklären ...

Reichspost 6. VIII. 1916

Die Pflege unserer deutschen Sprache.

Altes deutsches Wortgut. — Heimatlose Wörter. — Die „deutsche" Frankfurter Zeitung und ihr Mitarbeiter Schmehl.

Der „Allg. Deutsche Sprachverein" bringt in der Augustnummer seiner Mitteilungen für Sprachecken wieder eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit der Pflege der deutschen Sprache und ihrer Reinigung von entbehrlichen Fremdwörtern befassen. Diesen Mitteilungen entnehmen wir auszugsweise folgende bemerkenswerte Stellen:

Die Verdeutschungslust unserer Zeit hat viel altes deutsches Sprachgut wieder zu Ehren gebracht. So sind die jetzt immer häufiger gebrauchten Wohnungsbezeichnungen Erdgeschoß, 1. und 2. Stock ebensowenig Erfindungen des Sprachvereins wie der Bücherei, sondern sie wurden im deutschen Sprachgebiete lange vor der Gründung unseres Sprachvereines gebraucht. Schon im 18. Jahrhundert redeten Bürger, Voß und Herder von der Bücherei. Nicht immer sprach man von der perfekten Köchin; eine fertige Köchin suchte man bereits 1823 im „Dresdner Anzeiger". Lange hat man von Holbein dem Aelteren, dem Jüngeren gesprochen; unsere Kaufleute können also auf senior und junior verzichten, ohne daß man sie der Neuerungssucht anklagen kann. Manchem klingt vielleicht Ordnung einer Festlichkeit gesucht, er entwirft lieber ein Programm, und doch findet man den deutschen Ausdruck oft in Zeitungen vom Anfange des vorigen Jahrhunderts. Wenn Sarrazin in seinem Verdeutschungsbuch Kunstkoch für Traiteur empfiehlt oder Tesch in seinem Wörterbuch „Fremdwort und Verdeutschung" Insertion durch Einrückung ersetzen will, so bringen beide hier wie in sehr vielen anderen Fällen altes Sprachgut zur Geltung, denn schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spricht das Zwickauer Wochenblatt vom Kunstkoch, ist ihm die Redensart „gegen Erstattung der Einrückungsgebühren" geläufig. Auch die Abkürzung N. S. (= Nachschrift) für P. S. (= Postskriptum) ist alt, man findet sie etwa in einem Briefe Kestners an seine Lotte Ende August 1772.

Bemerkenswert sind die Wanderungen, die einzelne deutsche Wörter gemacht haben. Wir Deutschen haben beispielsweise an die romanischen Völker manche Wörter abgegeben und aus dem Bereiche unserer Sprache entlassen. Sie sind in unser Vaterland zurückgekehrt, werden aber nicht wiedererkannt und ganz als Fremde behandelt, weil ihre ausländische Tracht und Sitte sie gänzlich entstellt hat. Niemand ahnt wohl, daß equipieren mit dem deutschen Wort Schiff zusammenhängt. Schiff lautet ursprünglich und noch heute niederdeutsch skip. Die Franzosen haben daraus équipage gemacht und dazu das Zeitwort équiper gebildet. Wir haben es dann in der französischen Gestalt wieder übernommen und brauchen es in der ursprünglichen Bedeutung ein Schiff ausrüsten, aber auch allgemein von ausrüsten zur Reise und ausstatten. Ebensowenig bekannt ist es, daß in der berühmten Rosinante des Ritters von der traurigen Gestalt unser Roß steckt. Bankier, Bankett, Bankerott sind durchweg von Bank, dem Wort für die alten Kaufstände, abgeleitet wie Bandage von Band, Biwak von Beiwacht und Emaille von Schmelz. Wer Fauteuil sagt, tut sich wohl darauf etwas Besonderes zugut, weil er das Wort für einen Ausländer hält, in Wirklichkeit aber haben es sich die Franzosen erst aus unserem Faltstuhl zurechtgemacht. Auch das Wort feudal ist von dem Fleisch und Blut unserer Sprache. Es ist das Eigenschaftswort zu dem lateinischen feudum und dieses stammt von unserm Wort Vieh. Vieh war bei den alten Deutschen der Inbegriff des Besitzes und der reiche Viehbestand das Kennzeichen des Herrenstandes. Loge, Logis und logieren kommen durch die Bank von unserem Wort Laube. Aus laubjâ, der Grundform unseres Wortes Laube, machten die Italiener loggia und die Franzosen loge mit der Bedeutung Hütte, Zelt, Umgang. Auch Lotterie ist deutscher Herkunft. Die Goten nannten das Los hlauts, und im althochdeutschen hieß lôz das Loswerfen oder die Verlosung. Aus dieser Wortwurzel machten die Italiener Lotto und die Franzosen Lotterie. Auch das Wort Robe ist deutscher Herkunft. Es ist aus dem althochdeutschen roub, rouba entstanden, das Kriegsbeute bedeutet. Der Sieger hatt das Recht dem Besiegten die Rüstung abzunehmen; so kam der Raub zu der Bedeutung erbeutetes Gewand und ganz allgemein Gewand. Das Wort ging in der Form roba in das Italienische und als robe in das Französische über. Garderobe ist daher zwiefach deutsch, weil auch das Wort garder darin deutsch ist; denn es ist = warten. Ueberhaupt sind die welschen Wörter, die mit einem G anfangen, fast alle deutsch. Wohl sind solche Wörter Beispiele des Nehmens und Gebens unter den Sprachen. Aber sie sind heimatlos geworden, weil sie in jeder Sprache fremd erscheinen.

Daß die Fremdtümelei trotz der in letzter Zeit stark einsetzenden Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern noch immer das Handwerk nicht gelegt werden konnte, beweist außer anderen zahlreichen Beispielen besonders Herr Augustus Schmehl in seinem Aufsatz „Die Abende von Kandersteg", den die „deutsche" „Frankfurter Zeitung" in ihren Ausgaben vom 12. und 16. Juli ohne Anstand veröffentlichte. Eine ans Lüsterne streifende Betrachtung wird da mit einem Fremdwortschwulst vorgetragen, der deutsches Sprachgefühl tief verletzen muß. Schon die Ueberschriften: Silhouetten, Topographie, Ce Monsieur de Bordeaux! Die Landschaftschilderung spricht vom Dekor der Häuser, von Konturen der Berge, vom Rauschen des Flusses, das eine Melodie von Energie und Güte hat. Der Saal heißt 18me siècle, hat Pastellporträts au fond an der Wand, darin sind galante Abenteuer ohne Zahl de jadis. Die Speisen werden natürlich nach dem Menu im Eßsalon eingenommen, wobei es Brisolettes und un petit vin pétillant gibt. Auch über die lieben Tierchen wird mit Fremdwörtern geredet. Hunde ignorieren Katzen, und Hühner brüten mit dem Air einer selbstbewußten Prüderie. Und die Menschen? Ein Kind macht einen infernalischen Lärm, es wird abrupt von dem ganzen Eisenbahncoupé gefeiert; dem alten Herrn aux yeux hagards vis-à-vis entschlüpfen Blasphemien; die Proprietère ist sehr korrekt; Madame B. hat einen aimablen Troß von Kammerzofen, ein impassibles Gefolge; das Dienstmädchen serviert, kredenzt adrett, mit Charme, mit Grazie im Haar. Da gibt es auch einen Doktor, der hat Ideen, nicht Prinzipien; seine Art ist superior — eh bien, c'est un vrai homme de bien, mon bon ami! — Man könnte zunächst glauben, daß dieses Kauderwelsch ein Gespött über die Torheiten der Fremdtümelei sein soll, aber wir werden eines anderen belehrt, wenn wir die Verhimmelung der französischen Gefangenen lesen: „Sie fallen gleich durch ihre schnelle sichere Grazie auf. Das Rot der Hosen und der Mützen ist persönlich wie ihr Mut. Und ihre Gesichter finden ihresgleichen nicht auf dieser Erde." Der eine ist graziös, der zweite hat Grazie, der dritte ist umgeben von einem aureolenhaften Kreis von Gnade, Glück und Menschlichkeit. Die Diskussionen der Franzosen sind ponderiert, die Haarlocken sind von arabeskenhafter Grazie, die Erziehung ist säkular und von Dehors.

Empört haben sich Blätter über dieses Kauderwelsch und mehr noch über dieses Bauchrutschen vor Frankreich der „Frankfurter Zeitung" gegenüber ausgesprochen. Sie nimmt aber „den deutschen Dichter" Augustus Schmehl in Schutz. Recht so! Sie ernenne ihn zum Präsidenten der Société für die Propagation des germanischen Idioms.

Tägliche Rundschau
6./VIII. 1916

b
26

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Altes deutsches Wortgut.

Die Verdeutschungslust unserer Zeit hat viel altes deutsches Sprachgut wieder zu Ehren gebracht. So sind die jetzt immer häufiger gebrauchten Wohnungsbezeichnungen Erdgeschoß, 1. und 2. Stock ebensowenig Erfindungen des Sprachvereins wie die Bücherei, sondern sie wurden im deutschen Sprachgebiete lange vor der Gründung unseres Sprachvereins gebraucht. Schon im 18. Jahrhundert redeten Bürger, Voß und Herder von der Bücherei. Nicht immer sprach man von der perfekten Köchin; eine fertige Köchin suchte man bereits 1823 im „Dresdner Anzeiger". Lange hat man von Holbein dem Aelteren, dem Jüngeren gesprochen; unsere Kaufleute können also auf senior und junior verzichten, ohne daß man sie der Neuerungssucht anklagen kann. Manchem klingt vielleicht Ordnung einer Festlichkeit gesucht, er entwirft lieber ein Programm, und doch findet man den deutschen Ausdruck oft in Zeitungen vom Anfange des vorigen Jahrhunderts. Wenn Sarrazin in seinem Verdeutschungsbuch Kunstkoch für Traiteur empfiehlt oder Tesch in seinem Wörterbuch „Fremdwort und Verdeutschung" Insertion durch Einrückung ersetzen will, so bringen beide hier wie in sehr vielen anderen Fällen altes Sprachgut zur Geltung, denn schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spricht das „Zwickauer Wochenblatt" vom Kunstkoch, ist ihm die Redensart „gegen Erstattung der Einrückungsgebühren" geläufig. Auch die Abkürzung N. S. (= Nachschrift) für P. S. (= Postskriptum) ist alt, man findet sie etwa in einem Briefe Kestners an seine Lotte Ende August 1772.

Wenn man also jetzt auf den Dienst dieser und vieler anderer Fremdwörter verzichtet, so widerfährt ihnen dasselbe Schicksal, das sie in einer fremdwortfroheren Zeit guten deutschen Wörtern bereiteten.

Kunst?

Sonderbar, ja ahnungslos, um seine eigene Bezeichnung zu gebrauchen, scheint Herr Augustus Schmehl der deutschen Sprache gegenüberzustehen, wie sein Aufsatz „Die Abende von Kandersteg" in der „Frankfurter Zeitung" vom 12. und 16. Juli beweist. Eine ans Lüsterne streifende Betrachtung wird mit einem Fremdwortschwulst vorgetragen, der deutsches Gefühl verletzt. Schon die Ueberschriften: Silhouetten, Topographie, Ce Monsieur de Bordeaux! Die Landschaftschilderung spricht vom Dekor der Häuser, von Konturen der Berge, vom Rauschen des Flusses, das eine Melodie von Energie und Güte hat. Der Saal heißt 18me siècle, hat Pastellportraits au fond an der Wand, darin sind galante Abenteuer ohne Zahl de jadis. Die Speisen werden natürlich nach dem Menu im Eßsalon eingenommen, wobei es Brisolettes und un petit vin pétillant gibt. Auch über die lieben Tierchen wird mit Fremdwörtern geredet. Hunde ignorieren Katzen, und Hühner brüten mit dem Air einer selbstbewußten Prüderie. Und die Menschen? Ein Kind macht einen infernalischen Lärm, es wird abrupt von dem ganzen Eisenbahncoupé gefeiert; dem alten Herrn aux yeux hagards vis-à-vis entschlüpfen Blasphemien; die Proprietère ist sehr korrekt; Mme. B. hat einen aimablen Troß von Kammerzofen, ein impassibles Gefolge; das Dienstmädchen serviert, kredenzt adrett, mit Charme, mit Grazie im Haar. Da gibt es auch einen Doktor, der hat Ideen, nicht Prinzipien; seine Art ist superior — eh bien, c'est un vrai homme de bien, mon bon ami! — Man könnte zunächst glauben, daß dieses Kauderwelsch ein Gespött über die Torheiten der Fremdtümelei sein soll, aber wir werden eines anderen belehrt, wenn wir die Verhimmelung der französischen Gefangenen lesen: „Sie fallen gleich durch ihre schnelle sichere Grazie auf. Das Rot der Hosen und der Mützen ist persönlich wie ihr Mut.

Das deutsche Heer deutsch.

Von einem Feldgrauen.

Auf Posten hinter der Front, dort, wo der Feind oder der Vorgesetzte nicht unmittelbar dräut, woran denkt man, während man mit friedlichem Herzen seine oftbegangene Patrouille läuft, den Bahnübergang behütet oder im Dorfe auf- und abschildert? Man paßt auf, selbstverständlich, und dabei oder daneben hat man längst die schwere Kunst gelernt, an gar nichts zu denken. Aber es gibt sternenhelle, windstille, laue Sommernächte, da der Geist sich zu regen beginnt und ein Objekt verlangt, mit dem er spielen kann. Vermutlich wird viel gedichtet in solchen Nächten, mehr vielleicht, als den Zeitungsredaktionen lieb ist. Was mich betrifft, so habe ich mir manche Wache mit dem Versuch gekürzt, das deutsche Heerwesen ins Deutsche zu übersetzen. Keineswegs zwar rechne ich mich unter die Eiferer, die den Gebrauch von Fremdworten für unpatriotisch ausschreien. Allein man kann zu jedem Spott über rasende Fremdwortjäger bereit sein und es doch seltsam finden, daß in unserer Militärsprache beinahe gar nichts deutsch ist. Und kurz, als Zeitvertreib wird man einen solchen Versuch gelten lassen, und da der ein und andere meiner Einfälle vielleicht brauchbar ist, so wird man nichts dagegen haben, wenn ich das ganze System von Neuerungen hier mitteile.

Man rufe sich zunächst den Umfang des Deutschen innerhalb unserer militärischen (militärischen!) Fachsprache ins Bewußtsein: Bei der Bezeichnung der Chargen (Chargen!) gibt es die guten deutschen Ausdrücke Oberst, Hauptmann, Rittmeister, Feldwebel, Wachtmeister; unter den Formationen (Formationen!) die Worte Abteilung (bei der Artillerie), Beritt (bei der Kavallerie!), Gruppe, Rotte, Schützenkette (bei der Infanterie); dazu etliche deutsche Namen für Waffen und Ausrüstungsstücke — und damit ist das deutsche Sprachgut schon fast erschöpft. Beinahe alles andere ist fremdes Volk, aus vieler Herren Länder zusammengelaufen und närrisch genug gekleidet. Uebrigens habe ich den Eindruck gewonnen, daß es nicht schwer ist, den passenden deutschen Ersatz zu finden, sobald man sich ernstlich die Aufgabe stellt.

Beginnen wir mit den Waffengattungen. Infanterie und Kavallerie läßt sich ohne weiteres verdeutschen durch Schützen und Reiter. Schon jetzt sagt man ja Schützenkette, Schützengraben. Infanteriegefecht: Schützengefecht; Kavallerieangriff: Reiterangriff; Infanterie geht vor: Schützen gehen vor. Muß man einmal durchaus die Einzahl gebrauchen, so bieten sich die Zusammensetzungen die Schützentruppe und die Reitertruppe oder das alte, gute Wort die Reiterei bequem dar. Was man bisher Schützen nannte, müßte künftig genauer Scharfschützen heißen.

Die alten Benennungen: Grenadier, Füsilier, Musketier können, da sie keinen Unterschied der Bewaffnung mehr bedeuten, fallen gelassen werden. Die übliche Vierteilung: Kürassier, Dragoner, Ulanen und Husaren müßten sich in die Zweiteilung schwere Reiter und leichte Reiter auflösen. Nicht so einfach steht es mit der Artillerie, da es kein den Schützen und Reitern entsprechendes Wort gibt. Aber warum soll man die „Waffe“ nicht wirklich durch die Waffe bezeichnen und Artillerie in Geschütze übersetzen? Also Artilleriekämpfe: Geschützkämpfe; Artillerie fährt auf: Geschütze fahren auf; die schwere Artillerie des Feldheeres: die schweren Geschütze des Feldheeres. Freilich muß man dann ein besonderes Wort für Artillerist bilden; ich schlage vor: Großschütze. Kanonier: Geschützer.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß Geschütz und Schützen sehr ähnlich klingen und mitsamt ihren Ableitungen verwechselt werden können. Vielleicht also sollte man alle Geschütze durch das sehr anschauliche Wort Mörser bezeichnen und von Feldmörsern (für Feldartillerie), Steilmörsern (für Haubitzen) und Großmörsern (für Mörser im bisherigen Gebrauch) sprechen. Die Artillerie hieße dann also die Mörser, Artillerie fährt auf: Mörser fahren auf usw. Die Ausdrücke: Großschütze für Artillerist, Geschützer für Kanonier müssen freilich bleiben, sind auch im Klang deutlich genug von den Schützen unterschieden.

Fast von selbst übersetzen sich einige andere Truppengattungen. Pioniere: Werktruppe; Pionier: Werksoldat; Train: Fuhrtruppe; Bagage: Troß, Gepäck.

Nun kommt da schwierige Kapitel der Rangbezeichnungen. Beginnen wir mit der Spitze. Für General bietet sich das Wort Marschall, das nur fremd klingt, in Wahrheit aber bekanntlich altes gutes Deutsch ist. Dann also Generalmajor: Untermarschall; Generalleutnant: Obermarschall; General der Infanterie, Kavallerie, Artillerie: Schützen-, Reiter-, Geschütz- oder Mörsermarschall; Generaloberst: Oberstmarschall, und Generalfeldmarschall einfach: Feldmarschall. Das Wort Stabsoffiziere gibt uns die Handhabe zu weiteren Verdeutschungen. Major: Stabshauptmann; Oberstleutnant: Oberstabshauptmann — was mir beides sehr gut gefällt und den Trägern vermutlich auch angenehm klingen wird. Schwierig ist der Ersatz des Leutnantstitels. Die wörtliche Uebersetzung Statthalter stimmt nicht im entferntesten mehr mit der Sache überein. Aber wenn bisher der Name für die unterste Offiziersstufe von ganz hoch oben her genommen worden ist, so kann man ja auch einmal einen Titel von unten emporheben. Mir scheint, es gibt für den jungen Offizier keine schönere, bildhaftere Bezeichnung als die nach der Fahne, also Fähnrich. Für das, was bisher so hieß, bietet sich die Parallelbezeichnung Fahnenjunker als ausreichender Ersatz. Oberleutnant: Oberfähnrich.

Schwer ist auch eine Verdeutschung von Offizier. Das naheliegende Wort Führer genügt nicht; denn nicht jeder Führer ist Offizier, noch der Offizier jederzeit Führer. Wenn man außerdem auf die Frage: „Was ist Ihr Gatte?“ die Antwort erhielte: „Führer“, so könnte das ebenso gut Fremdenführer oder Alpenführer bedeuten. Aber wie wäre es mit Feldführer? Das Wort hat nicht mehr Silben als das alte und scheint mir bezeichnend und nicht zu verwechseln. Offizierkorps: Feldführerschaft. Für Offizierkasino ist mir nichts Passendes eingefallen; jedenfalls nicht: Feldführerspeiseanstalt!

Der Unteroffizier heißt dann: Unterfeldführer, oder besser, mit völliger Neubildung: Vormann. Sergeant, eine Stufe übrigens, die ausgemerzt zu werden verdient: Vormanngefreiter; Vizefeldwebel, Unterfeldwebel; Korporal: Dienstwart.

Von unten anfangend wollen wir jetzt versuchen, die Gliederung dem Deutschen zu erobern. Korporalschaft: Kameradschaft (gefällt mir wieder sehr!). Für Kompagnie schlage ich vor einen Ausdruck aus der Turnsprache, nämlich: Riege, und zwar zugleich auch für Eskadron und Batterie, wenn man nur die Formation bezeichnen will; soll die Waffe erkannt werden, so müssen die Zusammensetzungen: Schützenriege, Reiterriege, Geschütz- oder Mörserriege gebraucht werden. Für Bataillon ist der Ersatz schon gefunden in dem Wort Abteilung, das bei der Artillerie für die entsprechende Formation schon längst und seit einigen Jahren als Ersatz des Ankündigungskommandos „Bataillon“ auch bei der Infanterie gebraucht wird.

Große Schwierigkeiten bereitet das Regiment. Sieht man sich in der älteren Sprache nach einer brauchbaren Bezeichnung für einen geschlossenen Truppenkörper um, so fällt einem etwa das Wort Fähnlein ein. Das ist nun für die Sache, die hier benannt werden soll, zu niedlich. Fahne wäre an sich sehr gut, allein das weibliche Geschlecht klingt zu ungewohnt. Aber das Banner scheint mir brauchbar: das 35. Infanterie-Regiment hieße dann das 35. Schützenbanner — was am Ende gar nicht schlecht klingt. Brigade: Doppelbanner. Um Armeekorps zu verdeutschen, wollen wir uns erinnern, daß diese Formation zugleich einem bestimmten Landesbezirk entspricht; daher also, wieder unter Verwendung eines in der Turnsprache üblichen Ausdrucks: Heergau. Vielleicht noch besser wäre Heerbann; doch dürfte das dem Banner zu ähnlich klingen und Verwechslungen hervorrufen. Division: Teilgau. Der Kommandierende General des 10. Armeekorps: der befehlende Marschall des 10. Heergaus. Garde: Leibtruppe; Gardekorps: Leibheergau-Armee, als Teil des ganzen Heeres: Teilheer (der Führer des 7. Teilheeres); A.-O.-K.: Teilheerleitung; Generalkommando: Heergauleitung; Großer Generalstab: Großer Stab; alle anderen Stäbe durch Zusammensetzung des Wortes Stab mit der betreffenden Formation.

Der Kommandeur (eines Bataillons, eines Regiments): Leiter; Chef (eines Regiments): Ehrenleiter; Kommandant: Vogt, Ortsvogt, Stadthauptmann, Ortshauptmann; Kommandantur: Vogtei, oder

Der russische

Amtlicher Bericht vom 7. Au
Ein feindliches Geschwader vo
mehrere Ortschaften östlich vom
sie. Es verursachte nur geringer
Feind an mehreren Stellen an,
Unser Vorgehen in der Gegend
dauert an. Unsere Truppen ero
liche Stellung in der Gegend d
Tronstianz (Troscianec ?)—Ne
heftige Bajonettkämpfe in den G
Feind macht Gegenangriffe. A
schwierigen Umständen geführt
Regens, der den Boden aufweich
nahm der Feind mehrere energi
Welesniow, die wir sämtlich
Gegner abwiesen. Am Czarny C
der Feind unsere Kavallerievor
Kaukasus. In der Geg
Erzindjan kamen unsere Truppe
lich des Flusses Murad machte
den ganzen Tag anhielt. Unsere
Gegend von Musch setzten die
fort und zwangen uns, ein wenig
In der Gegend von Bitlis unt
Kräften, unterstützt durch Kurde
wir mit Erfolg durch unser Feu

Vossische Zeitung 9. Juli 1916

Arbeiterzeitung
16./VIII. 1916

28

* **Gegen sinnlose „Verdeutschungen".** Der Hamburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines erläßt einen Aufruf, in dem vor unsinnigen „Verdeutschungen" gewarnt wird. Es heißt da: Bei der Aneignung fremder Namen haben unsere Ahnen und auch wir kleine Sprachfehler gemacht, die wir nicht unbedingt beizubehalten brauchen. Daß es nicht Tartaren (Verwechslung mit dem Tartarus), sondern Tataren (Tatern) heißt, ist wohl überwiegend anerkannt. Viele glauben, sie seien keine guten Deutschen, wenn sie einen jetzt viel Genannten nicht „Batolki" aussprechen. Soll dieser Mann seinen alten Namen Batocki nun so schreiben, wie er gesprochen wird und werden muß, nämlich Batozki? — Endlich sollte man fremde Ortsnamen — abgesehen von uraltem Gebrauch, wie zum Beispiel bei Rom, Mailand und New-York — nicht allzuschnell mehr oder weniger ungeschickt „verdeutschen". Ungeschickt ist Casablanka, Chikago, weil es nur in der Mitte einen Buchstaben „verdeutscht". Was hat es für einen Zweck, solche Namen zu „verdeutschen"? Die Heimatsform muß man sich nebenher doch merken. Will man nämlich ganz sicher sein, daß Briefe und andere Sendungen ihr Ziel erreichen, dann schreibt man die Ortsnamen trotz aller Beklemmungen klugerweise so, wie die untersten Verkehrsbeamten des Bestimmungslandes den Namen — auch amtlich — einzig und allein kennen. Was nützt die gesinnungstüchtige Aufschrift „St. Petersburg", wenn der Brief nach Wochen mit dem Vermerk „unbekannt" zurückkommt? Man kann die eine Richtung verstehen, die am liebsten gar nichts Fremdes dulden will. Und man kann die andere begreifen, die das Fremde, wenn schon überhaupt, dann nur echt und unverfälscht zulassen möchte. Vielleicht einigen sich beide Auffassungen so! Wir Deutschen bleiben das gründliche, das gebildete Volk. Kennen wir die richtige Aussprache fremder Wörter und Namen, besonders solcher, die unvermeidlich sind und immer wieder vorkommen, so wenden wir sie an. Das macht weniger Mühe, als wenn wir zwei Formen dafür haben, nämlich die „verdeutschte" und die echte, die wir beim Sprechen oder Schreiben in einer fremden Zunge doch nicht umgehen können. Weiß aber jemand die fremde Aussprache eines Wortes oder Namens nicht und lohnt es sich, so sagen wir ihm freundschaftlich das Richtige. Und man schelte den zu Belehrenden nicht gleich einen Dummkopf, den Wissenden nicht gleich Fremdtümler.

Reichspost 20./VIII. 1916

Fremdwörter und Schriftzeichen.

Von Dr. med. Franz Weitlauer.

Zumal jetzt im Weltkrieg wird bei uns sehr viel über den starken Gebrauch von Fremdwörtern in unserer Sprache geklagt. Diese Klage ist berechtigt und deshalb sollen diese Zeilen ein gutgemeinter Beitrag in dieser vielerörterten und doch immer wieder stockenden Frage sein. Es fehlt gewiß nicht an Versuchen, die Fremdwörter auszumerzen; allein man muß sich fragen, ob dies wirklich mit Glück geschieht. Der Erfolg zeigt, daß dies nur sehr selten der Fall ist. Aber warum bleibt der Deutsche so gern beim Fremdwort? Ist dies seine Schwäche? Nein, durchaus nein, behaupte ich. Er bleibt deshalb beim Fremdwort, weil das Fremdwort häufig weitaus bequemer ist als das vorgeschlagene deutsche Ersatzwort. Von welchen Grundsätzen muß man sich unbedingt leiten lassen, wenn man ein Fremdwort durch ein bodenständiges ersetzen will?

1. Man muß vor allem frühzeitig daran gehen, ein gerade auftauchendes Fremdwort in Wort und Schrift durch ein nationales Ersatzwort zu entfernen und nicht erst warten, bis das Fremdwort jahrelang schon eingebürgert ist. Das gilt besonders, wenn eine neue Industrie oder eine neue Wissenschaftsgruppe auftritt. Ein schreiendes Beispiel ist hiefür z. B. die Flugzeugindustrie, wo man so lange wartete, bis alles voll war mit Worten wie: Aeroplan, Pilot, Volant, Chassis, Ailerons, Motor, Panne usw.

2. Das deutsche Ersatzwort muß unbedingt kürzer oder wenigstens nicht länger und mehrsilbiger sein als das fremde. In der Kürze besteht der Meister. Kürzer, das ist der Trumpf. Ein Beispiel hat man erlebt, wie die kürzeren Wörter Fahrrad und Rad sehr bald die Wörter Velociped und Bicycle verdrängten. Dabei soll man bei Aufstellung von Ersatzwörtern ethymologisch oder der Uebersetzung nach gar nicht ängstlich sein. Wozu auch? Hauptsache ist, daß man sich versteht.

3. Genau so wichtig oder fast noch wichtiger ist dann der Umstand, daß die deutschen Ersatzwörter leicht und fließend auszusprechen seien. Gerade in diesem Punkte und in der Kürze des Wortes liegt die Ursache, warum wir immer noch lieber beim Fremdwort bleiben. Das Fremdwort ist häufig fließender, klingender auszusprechen. Es leidet nicht an der entsetzlichen Häufung von Mitlauten. Nicht die Sucht nach dem Fremdwort ist es, die dasselbe beibehalten läßt, nein, sondern bei viel mehr Menschen die Bequemlichkeit im Aussprechen. „Zeit ist alles", Zeitgewinn, Raschheit, Kürze sind der Stempel des modernen, des technischen Lebens und deshalb auch von Schrift und Sprache. Die leichte Aussprache ist bedingt vor allem durch spärliche Mitlaute zwischen den Selbstlauten, Tonkürze und noch andere Momente. Ein Beispiel beleuchtet die Sache. Man hat für Automobil das Wort „Kraftwagen" einzuführen gesucht. Es ist unglücklich, denn die drei Mitlaute „ftw" sind härter auszusprechen, Automobil hat vier Mitlaute, Kraftwagen sieben, Automobil neun Buchstaben und Kraftwagen zehn. Es sei hier erlaubt, eine Probe von deutschen Ersatzwörtern zu geben, ohne behaupten zu wollen, daß sie etwa die besten Vorschläge wären. Das Automobil = die Eile; z. B. ich fahre mit der Eile (französisch gebraucht man auch z. B. das Wort diligence für Postwesen), Motorrad = Laufrad, Motorboot = Laufboot usw.; die Zensur = die Schneide, die Station = die Stelle; Pilot = Lotse, Volant = die Lenke, Chauffeur = Heizer, Sweater = der Schwitzer, Lokomotive = das Treib usw.; das Telegramm = das Schnell, Telegraphenamt = Schnellamt, Telegraphie = die Schnelle. Wie schwer ist z. B. das Wort Postkarte auszusprechen (der Franzose sagt „Poschkarte"). Man sage dafür z. B. „der Blattbrief" (man beobachte hier, daß die 4 Konsonanten leicht auszusprechen sind, weil sie im Munde nebeneinander liegen). Noch furchtbarer ist das österreichische Korrespondenzkarte. Wie verseucht mit Fremdwörtern ist zum Beispiel die ganze Militärsprache vom Etappenkommando bis zur Partikularrevisionsliste. Auch die zu Hause befindlichen Gelehrten sollten jetzt den Krieg führen — ὀκαιρός sagt Demosthenes — und den Grundsatz aufstellen: Fremde Sprachen lernen ist schön und recht, aber die eigene Sprache ist von der „Kleie" zu reinigen. Und gründlich und nicht zimperlich. Ein staunenswertes Beispiel ist in dieser Hinsicht Vladan Georgievič, der die serbische Sprache auf diese Art förmlich schuf. Möchten sich also Gelehrte, Behörden und Industriekreise ihre Pflicht vor Augen halten. Auch in der Sprache ist Zeit Geld.

Neue Freie Presse
22./VIII.1916

Wien, 21. August. (Deutsche Bezeichnungen für Aemter und Beamte in Jägerndorf.) Man schreibt aus Jägerndorf: Die Stadt Jägerndorf hat beschlossen, deutsche Amtsbezeichnungen einzuführen und hat die hierauf abzielenden Vorschläge des Oberbaurates Edmund Granzen angenommen. Die bisher üblichen Benennungen der Beamten sind nicht nur fremdsprachig, sie sind auch unübersichtlich. Für die Beamten mit Hochschulbildung wird der Titel Amtmann und Rat vorbehalten (Stadtamtmann, Stadtoberamtmann, Stadtamtsrat, ebenso Bau- und Polizeirat). Die Beamten ohne Hochschulbildung führen in der neunten Rangstufe die Bezeichnung Verwalter und rücken als Oberverwalter in die achte Stufe vor (Bauverwalter, Bauoberverwalter), in einigen Zweigen des Dienstes tritt dafür der Titel Meister ein (Rentmeister). Darunter stehen der Führer als unterste Stufe der Wart (Forstwart, Polizeiführer).

Reichspost
31./VIII.1916

* **Amtliche Sprachreinigung in Bayern.** Erfreuliche Fortschritte macht die wirkungsvoll durchgeführte amtliche Sprachreinigung in Bayern, die schon mit einer ganzen Reihe entbehrlicher Fremdwörter aufgeräumt hat: Es gibt nur eine Ausdrucksweise mehr (für Terminologie), eine Behördengliederung (für Behördensystem), ein Selbstbestimmungsrecht (Autonomie), eine Amtsbürgschaft (Diensteskaution), einen Sachbedarf (Realexigenz), einen Zuständigkeitsstreit (Kompetenzkonflikt) usw. Einen guten Freund haben die Bestrebungen auf Sprachreinigung in der Dienst- und Amtssprache in der Münchner Polizeidirektion. Im neuen Polizeigebäude trifft man bereits deutsche Türaufschriften, es gibt dort Abteilungen und keine Referate mehr, einen Aktenraum, keine Registratur, ein Zahlamt, kein Taxamt usw., im Gegensatz zum Rathaus, wo noch die Referate u. a. m. an den Türen prangen. Auch das Münchner Adreßbuch wird von entbehrlichen Fremdwörtern planmäßig gesäubert, und es sollen auch die fremdsprachigen Geschäftsschilder im künftigen Münchner Straßenbild nach und nach verschwinden.

Reichspost Abendbl.
1./IX. 1916

Pflanzennamen.

Die Pflanzenbezeichnungen der deutschen Sprache zeugen einerseits von einer rührenden Liebe zur Natur und von einer vollen Vertrautheit mit all ihren Erscheinungen, anderseits beweisen sie uns die nimmer müde Kraft der Phantasie des Volkes, welche die merkwürdigsten Beziehungen zwischen seinen Lieblingsgestalten und schönen Blüten, zwischen Heilwirkungen und Form von Pflanzenteilen auffand. Eine der schönsten Aufgaben der Forschung besteht darin, nun diese Namen aufzusuchen und für spätere Generationen im Unterricht und in Büchern festzuhalten. Anders steht es mit den wissenschaftlichen Bezeichnungen. Sie sind natürlich nicht verschieden nach Landschaft, Volksstamm und Zeit. Sie bleiben für die ganze wissenschaftliche Welt gleich. Von Gebildeten werden sie gebraucht, vom Gärtner verwendet und manche davon sind schon in die Volkssprache gedrungen, freilich in den meisten Fällen unverstanden und daher in ihrem neuen Kleide kaum mehr zu kennen. Eine ganze Zahl von Büchern beschäftigt sich mit der Verdeutschung solcher Namen, und man findet in ihnen, gelinde ausgedrückt, ganze Wortungeheuer, mit denen weder der Gebildete noch der Laie etwas anfangen kann. Und doch sind solche Werke notwendig. Unsere Leser wird es daher interessieren, zu erfahren, daß ein solches botanisches Wörterverzeichnis neu ausgegeben wurde, das auch von fachmännischer Seite Empfehlung verdient. Es bringt in der Reihenfolge des Alphabets die wissenschaftlichen und deutschen Pflanzennamen, so daß jeder Gärtner, Blumenfreund, Landwirt, Lehrer nunmehr daraus ausgiebig Belehrung schöpfen kann. Der Verfasser, K. Niendorf, besitzt allem Anschein nach große Erfahrung auf seinem Gebiete. Es wäre zu wünschen, daß solche Nachschlagebücher auch in Volks- und Schulbüchereien Eingang fänden. Unsere Buchhandlung besorgt das Werkchen aus dem Leipziger Verlag Ernst bereitwilligst für vier Kronen.

Österr. Volkszeitung
8/IX. 1916
33

* **Verbotene Fremdwörter.** Die Frankfürter Eisenbahndirektion hat als erste in Deutschland den Gebrauch von Fremdwörtern im schriftlichen, dienstlichen Verkehr ihren Beamten untersagt. Nachstehend folgt das Verzeichnis der entbehrlichen Fremdwörter: a conto = für Rechnung abschläglich. Addieren = aufrechnen. Adressat = Empfänger. Adresse = Aufschrift, Anschrift, Wohnungsangabe. Arrest = Beschlagnahme, Pfändung. Bruttogewicht = Rohe, Vollgewicht (einschließlich Verpackung). Datum = Tag, Tag der Ausfertigung, der Ausstellung. Dividieren = teilen. Duplikat = Doppelschrift, Zweitschrift (Umdruck). Etat = Voranschlag. Expedient = Verfasser. Extrablatt = Sonderblatt. Finalabschluß = Jahresabschluß. Formular = Vordruck, Muster. Format = Größe, Form. Information = Erkundigung, Ermittlung, Auskunft. Instanz = Rechtsgang, zuständige Stelle. Instruktion = Anweisung, Vorschrift. Inventar = Bestand, Verzeichnis. Isolieren = absondern, trennen, schützen. Kalkulieren = berechnen. veranschlagen. Kartell = Verband, Bund. Kassierer = Kassenführer. Kollationieren = vergleichen, nachlesen, abstimmen. Konferenz = Sitzung, Beratung, Besprechung. Konsum = Verbrauch, Absatz, Bedarf, Bezugsverein. Konzept = Entwurf, Urschrift. Kopie = Abschrift, Abdruck. Lieferant = Lieferer, Verkäufer. Lokal = Raum, Räumlichkeit, Ort, Zimmer. Manual = Handbuch, Kladde. Material = Stoff, Rohstoff. Monieren = beanständen, bemängeln, rügen. Multiplizieren = vervielfältigen. Normal = regelrecht, vorschriftsmäßig, üblich, gebräuchlich. Notat = Bemerkung, Erinnerung. Organisation = Ausgestaltung, Ausbau, Einrichtung, Verfassung. Original = Urschrift. Parzelle = Grundstück, Teilstück, Trennstück. Periode = Abschnitt, Zeitabschnitt, Zeitraum. Prinzip = Grundsatz, Regel. Projekt = Entwurf, Plan, Riß, Vorhaben. Prozeß = Rechtsstreit, -Sache, -Verfahren. Quartal = Vierteljahr. Quittung = Empfangsbescheinigung. Rabatt = Nachlaß, Abschlag, Abzug, Vergünstigung. Rate = Teilbetrag, Teilzahlung (Arbeits-)Anteil. Reklamation = Beanstandung, Beschwerde Entschädigungsanspruch. Reklamieren = sich beschweren, mahnen, banstanden. Rentieren = sich lohnen, sich verzinsen. Reproduktion = Wiedervorlage. Resultat = Ergebnis, Ausfall, Erfolg, Wirkung. Revision = Prüfung, Durchsicht. Rotulus = (Nummer-)verzeichnis, Inhalt, Standesliste. Serie = Reihe, Folge, Abteilung, Gruppe. Spezifikation = Liste, Aufstellung, Verzeichnis, Einzelangabe, Nachweis. Subtrahieren = abziehen. Suspendieren = aussetzen, aufschieben, vorläufig entheben. Titel = Ueberschrift, Aufschrift, Bezeichnung. Transport = Beförderung, Versendung. Uniform = Dienstkleidung, Dienstanzug. Zentrale = Hauptstelle. Zession = Abtretung, Uebertragungsschein.

Reichspost
10/IX 1916

Sammlung von Volksnamen aus der Tier- und Pflanzenwelt.

Die k. k. Zoologisch-Botanische Gesellschaft in Wien sendet uns folgenden Aufruf, der die weitestgehende Beachtung verdient:

Bei den Deutschen Oesterreichs sind noch heute für viele Tiere und Pflanzen Benennungen üblich, die zum Teile bis in uralte Zeiten zurückreichen, aber immer mehr von den in Schulbüchern gebräuchlichen Bezeichnungen verdrängt werden, die entweder aus anderen deutschen Ländern stammen oder nur nichtssagende Verdeutschungen der wissenschaftlichen Namen sind, wie „Loesels Sturmkraut" für „Sturmia Loeselii". Auch [illegible] oder durch die Form auffallende fossile Ueberreste hat das Volk Bezeichnungen geschaffen, die zum Teile noch die naiven Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Herkunft oder der Heilkraft der Versteinerungen zum Ausdruck bringen. Viele Namen, die noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, z. B. in Oberösterreich heimisch gewesen sind, wie aus dem „Etymologischen Wörterbuch" des Pfarrers Matthias Höfer (Linz, 1815) hervorgeht, sind heute bereits im Volke vergessen. Anderen droht sicher das gleiche Schicksal. Der Verlust dieser oft so überaus treffenden Bezeichnungen, die für die scharfe Beobachtungsgabe unserer Vorfahren Zeugnis ablegen, wäre gewiß tief zu bedauern, nicht nur aus völkischen Gründen, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Wenn auch zunächst der Sprachforscher zu einer Sammlung und kritischen Sichtung der volkstümlichen Namen berufen erscheint, so ist es doch in erster Linie wichtig festzustellen, auf welche Arten von Pflanzen und Tieren sich die Namen beziehen und diese Aufgabe obliegt dem Naturforscher.

Die k. k. Zoologisch-Botanische Gesellschaft in Wien hat daher eine Kommission eingesetzt, um die in Oesterreich üblichen oder üblich gewesenen volkstümlichen Namen für Tiere, Pflanzen und fossile Reste zu sammeln und nicht nur sorgfältig festzustellen, in welchen Gegenden sie in Anwendung sind oder waren, sondern vor allem zu ermitteln, auf welche Arten sie sich beziehen. Viele in kerndeutschen Gebieten gangbare Benennungen für Tiere und Pflanzen sind den Sprachen der Nachbarvölker entlehnt. Für die vergleichende Sprachforschung wird daher auch eine kritische Sammlung aller nichtdeutscher Dialektbezeichnungen für Tiere und Pflanzen an der deutschen Sprachgrenze von besonderem Werte sein. Daß ein und dieselbe Bezeichnung sehr häufig für ganz verschiedene Arten gilt, zeigt die Anwendung der Bezeichnung „Speik" (aus dem romanischen Worte spica). Es wird daher in jedem einzelnen Falle die sorgfältige Prüfung und Feststellung der Art, auf welche sich die volkstümliche Bezeichnung bezieht, erforderlich sein. Die unterzeichnete Kommission, welche Vertreter der verschiedenen naturwissenschaftlichen Zweige umfaßt, die bei dieser Sammlung in Betracht kommen, wendet sich hiermit an alle Freunde ihrer Bestrebungen mit der Bitte um Mitarbeit. Die Mitarbeit denken wir uns in zweierlei Richtung: 1. Durch Uebersendung einer Liste der dem Einsender bekannten Dialektnamen von Tieren, Pflanzen und fossilen Resten unter Beifügung a) der genauen Angabe der Gegend wo der Name im Gebrauche steht oder stand, und b) des betreffenden schriftdeutschen Namens oder der lateinischen Benennung. In zweifelhaften Fällen, welche Art gemeint ist — namentlich bei Pflanzen dürften derartige Zweifel häufiger auftauchen — wäre die Einsendung eines Belegexemplars erwünscht, soweit eine Versendung desselben ohne besondere Schwierigkeit möglich ist. 2. Durch Mitteilung von Anschriften von Persönlichkeiten, welche unseren Bestrebungen Interesse entgegenbringen dürften. Mitteilungen sind zu richten an die „Volksnamenkommission der k. k. Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien, III/3 Mechelgasse 2." Für die Volksnamenkommission der k. k. Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien: k. k. o. ö. Universitätsprofessor Dr. Othenio Abel, Obmann.

Fremdenblatt Abendbl 14./IX. 1916

Zur Deutung eines vielgebrauchten Wortes.

Mit der Deutung der Bezeichnung „Tachinierer" und „Tachinieren" beschäftigten sich vor kurzem mehrere Blätter. In der Grazer „Tagespost" war zu lesen:

Das geheimnisvolle Wort „Tachinierer" ist sehr rasch populär geworden, obwohl sein Ursprung dunkel ist. Sprachkundige wollen wissen, daß es den „entern Gründen" unserer Sprache entstammt, daher kommt, wo die letzten Häuser stehen und die Männer mit aufgeschlagenem Rockkragen zur grünen Bettfrau schleichen. Wie dem nun sei: dieser Sprachprolet ist plötzlich berühmt geworden, und alle Welt, soweit sie mit dem Heer in Berührung ist, spricht heute von Tachinierer und Tachinieren. Was es heißt? Nun, wenn man die Dinge beim rechten Namen nennt, einen Drückeberger; aber es ist doch eine feinere Unterscheidung dabei. Tachinieren tut jeder, der sich aus irgend einem Grund, und sei er noch so unanfechtbar, nicht ganz vorne, sondern mehr rückwärts aufhält: wer lang im Spital liegt, wer längeren Urlaub genießt, wer usw. sein Hinterland liebt, der tachiniert. Doch ist in diesem Wiener Wörtchen auch alle Wiener Schelmerei enthalten und es entbehrt anklagender Wucht: es lächelt nur so, tippt mit dem Finger einen an, der sich's jenseits von der Etappe wohlsein läßt: er tachiniert.

Die Linzer „Tagespost" erhält aus dem Felde zwei Zuschriften, die sich in fröhlicher Weise um die Ehrenrettung der „Tachinierer" bemühen, die alles eher denn Drückeberger wären und im Hinterlande gar nicht gedeihen könnten. Da schreiben drei Maschinisten des Linzer Hausregiments: „Wir Hessen sehen in einem Tachanierer (nicht Tachinierer) beileibe keinen Drückeberger. Wir verstehen unter ihm vielmehr einen schneidigen, oft verwegenen Burschen, der für sich und seine Kameraden Fressalien und Alkohol oder Futter für die Pferde auch in noch so eisenhältiger Luft zu verschaffen weiß. Rechtmäßig oder unrechtmäßig. Die Gefahr, eine feindliche Kugel in den Leib gespickt zu bekommen, gehört zum Tachanieren. Darum ist ein Tachanierer in der Etappe oder gar im Hinterland ganz unmöglich. Heil den Tachanierern!" Und ein Offizier äußert sich zu der Kriegsdoktorfrage wie folgt: „Es mag sein, daß das Wort Tachanierer irgendwo in der Bedeutung als Drückeberger gebraucht wird. Beim Infanterie-Regiment Nr. 14 ist dies durchaus nicht der Fall. Ich habe das Wort schon im September 1914 gehört. Damals war ein Tachanierer ein Mann, der es verstand, in die Häuser zu gehen und dort trotz des ewigen „Ni mame" („Wir haben nicht") der Weiber Eier oder Brot zu erwerben. Obwohl dies aus Gründen der Marschdisziplin streng verboten war, gab es doch im Regimente tüchtige Tachanierer, die sich nie erwischen ließen. Sie standen in großem Ansehen, denn sie brachten auch den Kameraden manchen hochbewerteten Bissen Brot. Allmählich gewann das Wort „Tachanieren" mehr die Bedeutung von „Beute machen", und zwar solcher Beute, die für den Mann von Wert ist. So wurden in der russischen Offensive viele Schweine und sonstiges Edelgetier tachaniert. In der heurigen italienischen Offensive hatte das Wort überhaupt nur mehr diese letztere Bedeutung. Ganz in der richtigen Hessensprache schrieb ein braver Landsturm-Infanterist in sein Tagebuch: „Heute wieder ein fesches Gefecht, es gab sehr viel zum Tachanieren." Er meinte damit die heldenmütige Einnahme des Coston d'Arsiero und die reiche Beute an Wein, Makkaroninudeln und sonstigen guten Dingen, die der Feind hinter dieser Stellung aufgespeichert hatte. Damals wurden auch etliche Maschinengewehre erbeutet, aber die wurden nicht tachaniert, sondern erwischt." — Schließlich mag noch ein Hinterländer aus Aschach zu Wort kommen, der eine recht eigenartige, aber auch gewagte Erklärung des Wortes Tachanierer konstruiert. Es vorweg in zwei Teile — Tacha nierer — transchierend, schreibt er: „Dieses anscheinend rätselhafte Wort, welches in Rumänien (das uns gestohlen werden kann) stehlen bedeuten soll, ist ein bodenständiges Erzeugnis und dürfte im Herbst 1914 in Linz entstanden sein, zur Zeit, als die Landsturmmänner älteren Datums, wie es so schön heißt, „einrückend gemacht" wurden. Da die Militärsprache ein Gewimmel von Fremdwörtern umschließt, die fast alle mit „ieren" enden, so war es naheliegend, daß irgend ein junger, strebsamer Militärist, erstaunt über das massenhafte Auftreten von Männern um vierzig herum — im Volksmunde von jeher „alte Tacha" (Dohlen) genannt — deren Herumstehen und Warten auf Befehle, „die ihn nie erreichten", „Tacha" nieren nannte."

Reichspost Abendblatt
16. IX. 1916
36

Das Fremdwort.

Durch unsere Tage geht ein starker Zug der Sprachreinigung, der alle erbgesessene Fremdtümelei zu beseitigen trachtet. Oefters wird in diesem lobenswerten Streben des Guten zuviel geleistet, was manche Kreise ungerechtfertigterweise gegen das Beginnen selbst verstimmt. Dieses „Zuviel" finden wir aber auch bei den Sprachreinigern des 17. und 18. Jahrhunderts und es war niemand Geringerer als Philipp Zesen, der für das Wort Nase die Bezeichnung „Löschhorn" vorschlug. Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an Bruckner, der für Trompete das Wort „Schmettermessing" einführen wollte, sowie der Geschichte, in der die Nase in „Gesichtserker" umgetauft wurde. Trotz alledem verdanken wir demselben Philipp von Zesen das heute in unserer Rechtssprache so geläufige Wort „Vollmacht", das dieser für den bis dorthin gebräuchlichen Ausdruck „Plenipotenz" schuf, worüber man damals sicherlich manche „Löschhörner" und „Gesichtserker" rümpfte. Wenn wir heute die Wörter „Augenblick, Jahrhundert, Feldherr, Vertrag, Sternwarte, Zartgefühl" usw. gebrauchen, so fühlen wir nimmer ihr jugendliches Alter und doch waren alle diese Bezeichnungen bis vor 150 und 200 Jahren fremd, wo sie von den damaligen Sprachreinigern erfunden oder aus dem vergessenen deutschen Sprachschatz gerettet wurden. So brauchen wir denn auch wahrlich keine Angst zu haben, wenn revolutionäre Umstürzler in der Sprachreinigung auch bei uns zu weit gehen, denn es bleibt dem Sprachgefühl vorbehalten, Klang und Bedeutung gegenseitig zu durchdringen und dem Worte den Weg ins Volk zu bahnen, wo wir auch schon nach wenigen Jahrzehnten den Beigeschmack der Neubildung vermissen. H. G.

Neues Wiener Tagblatt Abendbl. 20. IX. 1916

37

* Verdeutschungen im Theaterbetrieb.) Das Deutsche Theateradreßbuch 1916/17, vom Deutschen Bühnenverein herausgegeben, das Ende Oktober im Verlage Oesterheld u. Co., Berlin, erscheint, hat probeweise einige Verdeutschungen fremdsprachlicher Bezeichnungen ausgeführt, wie sie der Deutsche Bühnenverein in seiner Zusammenstellung vorstellen. Von wichtigen Aenderungen nennen wir: Der Souffleur wird in Zukunft Einhelfer, der Requisiteur Geräteverwalter heißen, der Garderobier Ankleider, der Dekorateur Ausstatter, der Friseur Haarmacher. Auch im Verwaltungspersonal sind diese Verdeutschungen vorgenommen worden. Der Bureauchef wird von jetzt ab Kanzleivorstand, der Sekretär Kanzleibeamter genannt werden. Der Bibliothekar wird zum Bücherei-verwalter, der Rendant zum Rechnungsführer, der Hausinspektor zum Hausverwalter und der Kastellan zum Hauswart. Für Inspizient ist die schon vielfach eingeführte Bezeichnung Spielwart beibehalten worden. Die Verdeutschungen bei den Vorständen erstrecken sich auf den Regisseur, der Spielleiter, auf den Korrepetitor, der Uebungsmeister, und auf den Ballettmeister, der Tanzleiter heißen soll. Ob diese Verdeutschungen auch in Zukunft beibehalten werden, wird davon abhängen, wie sie sich im Theaterbetrieb einführen.

Tägliche Rundschau
23./IX. 1916

Der Kampf gegen das Fremdwort.

Der Minister des Innern hat an die Regierungspräsidenten folgenden dankenswerten Erlaß gerichtet:

Durch den Polizeipräsidenten in Berlin ist in Zusammenarbeit mit den berufenen Vertretern von Handel und Gewerbe und mit dem „Allgemeinen Deutschen Sprachverein" eine Verdeutschungsliste aufgestellt worden, welche die Befreiung des äußeren Straßenbildes von den fremdsprachlichen Geschäftsschilderaufschriften durch Aufführung geeigneter deutscher Ersatzausdrücke zu fördern bestimmt ist. Den Landräten und Magistraten sowie den größeren Polizeiverwaltungen wird empfohlen, die Anwendung dieser Verdeutschungsliste im täglichen Gebrauche zu fördern. Sie ist im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (Berlin W. 30, Nollendorfstraße 13/14) erschienen und kann von dort bezogen werden (1 Stück zu 35 Pf., 50 Stück zu 15 M., 100 Stück zu 25 M.). Der Reinertrag wird zu vaterländischen Zwecken verwandt.

Es liegt in der Natur der Sache und in dem derzeitigen Stande der Gesetzgebung begründet, daß der Einfluß der Verwaltungsbehörden auf diesem Gebiete sich im allgemeinen unter Abstandnahme von Zwangsmaßregeln auf gütliche Einwirkungen beschränken muß. Aber die aufklärende Arbeit, die bereits seit Jahren geleistet worden ist, und der durch die Kriegsereignisse gestärkte Sinn für alles Vaterländische, Hand in Hand mit der verschärften Abneigung gegen die Fremdtümelei, haben solchen behördlichen Einflüssen den Boden bereitet. Sie werden daher in weiten Kreisen Verständnis finden und unter der Besorgnis vor einer amtlichen Bevormundung nicht zu leiden haben. Für einzelne Gewerbe, in denen der Gebrauch fremdländischer Bezeichnungen im inneren Geschäftsbetriebe besonders eingewurzelt ist, sind seitens der beteiligten Fachverbände weitere Listen aufgestellt worden, die an Stelle der fremden Fachausdrücke geeignete deutsche Ersatzworte in Vorschlag bringen. Dies ist beispielsweise der Fall für das gesamte Webstoffach, für das Gastwirtsgewerbe und die verwandten Betriebe, für das Bühnenwesen u. a. Näheres wird unschwer durch den Allgemeinen Deutschen Sprachverein und seine Zweigvereine zu erfahren sein. Auch wird der Polizeipräsident in Berlin sich gern zur Auskunft bereit finden.

Der amtliche Einfluß auf diesem Gebiete würde jedoch nur eine, freilich sehr wichtige Seite des öffentlichen Lebens berühren, wollte er bei der Einwirkung auf das Geschäftsleben Halt machen; vielmehr bietet sich auch außerhalb dieses Zweiges für die Verwaltungsbehörden weitgehende Gelegenheit, den auf die Reinigung der deutschen Sprache von fremdländischen Ausdrücken und Bestandteilen gerichteten Bestrebungen förderlich zu sein. Es soll hier nicht einer blinden Ausmerzung alles dessen das Wort geredet werden, was irgendwie undeutschen Ursprungs zu sein oder fremde Bestandteile zu enthalten scheint. Es muß dem Rechnung getragen werden, daß es in vielen Fällen nicht möglich sein wird, einen nicht nur nach dem begrifflichen Inhalt, sondern auch nach dem Sprachgefühl weiter Kreise vollgültigen Ersatz an die Stelle des gebräuchlichsten Fremdworts zu setzen. Aber es gilt, der Gedankenlosigkeit und der schlechten Gewöhnung entgegenzutreten, welche ohne inneren Grund vielfach aus äußerlichen Gesichtspunkten und Beweggründen heraus den guten deutschen Ausdruck zugunsten des fremdsprachlichen vernachlässigt. Nicht um eine Bedeutschung handelt es sich recht eigentlich in diesem Sinne, sondern um eine Unterlassung des Gebrauches zu Unrecht eingebürgerter fremdsprachlicher Ausdrücke. Den Verwaltungsbehörden mit ihrem großen Einfluß auf allen Gebieten des täglichen Lebens bietet sich volle Gelegenheit, sich hier durch Beispiel und Rat vorbildlich zu betätigen.

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Toilette.

Ein feingekleideter Herr tritt ein. Als „Reklamechef" einer großen „Firma" stellt er sich vor. Was will er? Nun, was kann der Vertreter eines großen Geschäfts, das in diesem Kriege seine Niederlagen erhalten will, etwas anderes bei einem Vertreter des Sprachvereins als eine Hilfe in Verdeutschungsnöten suchen. „Können Sie mir ein passendes Wort für Toilettetisch sagen?" fragt er mit einem bestimmten Klang, als ob das Verdeutschen mein Geschäft wäre. Ich sinne, ich bohre in meinem Gedächtnis. Einer großen „Firma" muß man doch ein Wort von Klang, von Weihe, von Weltruf bieten. Da gibt mir ein Gott einen rettenden Gedanken. Schiller fällt mir ein. Im Fiesko steht es. Sogar die Gräfin braucht es dort. Ich empfehle es dem Herrn: „Putztisch". — „Was!? Putztisch? Das ist ja der Küchentisch, worin man alle Wischlappen aufhebt. Das geht nicht." Doch ich kann meinen schönen Einfall so leicht nicht preisgeben. Ich lenke ein, ich bemerke, daß es doch heute auch für den Kaufmann so etwas wie eine vaterländische Pflicht gibt, das deutsche Wort höher zu schätzen als das Fremdwort. „Höher? Bedenken Sie, welchen Wert solch ein Fremdwort für einen Kaufmann hat. Mit solchem Wort machen wir große Geschäfte. Aus dem Geschäft zahlen wir riesige Steuern. Aus den Steuern werden Kanonen, Kriegsschiffe gebaut!" Er betont jedes Wort heftig, so daß ich wegen meiner sträflichen Unkenntnis und vor der Gewalt seiner Gründe in die Erde sinken soll. Aber ich gebe den Kampf noch nicht auf. „Eine deutsche Geschäftsanzeige ist doch heute wirksamer als eine fremdländische," sage ich gefaßt. „Aber die Konkurrenz!" entgegnet er, „ihretwegen müssen wir das Wort haben. Doch will ich es mir überlegen, ob ich ein deutsches Wort finde." Er geht. Nach einiger Zeit finde ich in seiner Zeitungsanzeige das heißbegehrte Juwel — „Toalettisch" ist die großartige Verdeutschung! Jetzt erkenne ich Armer: Die Verschönerung Schillerscher Sprache, die Niederringung des Wettbewerbs, die Rettung Deutschlands — alles hängt an dem Toalettisch.

Programm.

Mit dem Beginne der Bühnenspiele tritt auch das Fremdwort Programm wieder häufiger als gewöhnlich auf. Das Wort hat an und für sich mit dem Schauspiel nichts zu tun. Es stammt aus dem Griechischen und bedeutet öffentliche Bekanntmachung. Die Macht der Ausländerei ist schuld daran, daß es die Bühnensprache beherrscht. Leider findet es sich auch auf anderen Gebieten unseres Sprachgebrauchs. Und doch gibt es so viele gute deutsche Ausdrücke für dieses unnötige Fremdwort. Der Deutsche Bühnenverein ersetzt es in seinen kürzlich erschienenen Verdeutschungsvorschlägen durch Spielfolge, Zettel. Treffende Ersatzwörter lassen sich auch sonst für jeden Fall finden. Ein Konzertprogramm ist eine Vortragsfolge, ein Schulprogramm ist ein Jahresbericht, ein Parteiprogramm sind die Parteigrundsätze, ein Festprogramm ist eine Festordnung, das Programm einer Versammlung ist die Tagesordnung, das Programm einer Wanderung ist der Plan, ein Bauprogramm ist die Bauaufgabe; wer sich nach einem Programm richtet, handelt nach Grundsätzen, Aufgaben, Bestimmungen, Vorschriften; was auf dem Programm steht, wird angekündigt; die Versammlung verlief programmäßig heißt ordnungsmäßig oder nach dem festgesetzten Plan. Wir sehen, daß wir eine Menge von deutschen Wörtern haben, die jeden einzelnen Fall genau und deutlich bezeichnen, während das Fremdwort Programm ganz verschwommen ist und der Sache gar nicht oder herzlich wenig entspricht. Es ist daher eine Unsitte, den unklaren fremdländischen Ausdruck unseren viel bestimmteren Wörtern vorzuziehen, und es ist doch so leicht, unserer Sprache zu ihrem Rechte zu verhelfen, wenn wir nur nachdrücklich für sie eintreten.

Vom sprachlichen Umlernen.

Obgleich Kaiser Wilhelm II. am 31. Juli in seinem Erlaß an den Reichskanzler von der brüderlichen Verteilung der Nahrung und des anderen Lebensbedarfs sprach, obgleich Batocki in seiner Kundgebung vom 1. August versprach, daß die Lebensmittel gerecht und gleichmäßig verteilt werden sollen, hört und liest man immer noch hier und da von der Kontingentierung oder auch Rationierung der Lebensmittel. Wir haben viele solcher Kriegswörter, bei denen sich noch nicht sagen läßt, ob der deutsche Ausdruck endgültig über den fremdländischen siegen wird. Sie bieten dem Freunde unserer Sprache reichliche Gelegenheit, durch die Wahl des heimischen Wortes deutsche Art zu pflegen. Noch immer spukt die Konterbande in unseren Blättern trotz Bannware und Banngut, trotz der Banngutwacht deutscher Unterseeboote. Könnte man wohl auch von einer Konterbandewacht sprechen? Wie anschaulich für jedermann ist Seesperre, wie nichtssagend erscheint demgegenüber das Wort Blockade. Moratorium, Entente, Repressalien wollen wir vermeiden und dafür von Stundung, Vierverband, Vergeltungsmaßregeln sprechen. Mit Recht hat der Volksmund den langatmigen Ausdruck Armierungssoldat abgelehnt und dafür den Schipper bevorzugt. Der preußische Landeskriegerverband hat mit seiner Altpapiersammlung gezeigt, daß wir auf das viele zu falscher Aussprache verleitende Wort Makulatur verzichten können. Wie die Autarkie, die sich zu Kriegsbeginn in unserer Sprache einnisten wollte, bald der Selbstwirtschaft weichen mußte, zu der übrigens der Selbstversorger hübsch paßt, so möge man auch das durch Kriegsleid aufgekommene Wort Prothese meiden und allen Volksgenossen verständlich von Kunstglied oder Ersatzglied sprechen. Auch auf sprachlichem Gebiete preisen wir das „Neuorientieren" oder gut deutsch: das Umlernen.

Etwas vom Mute.

Hat der Deutsche Mut? Welche Frage! Wir sehen ihn doch in der heldenhaften Tapferkeit unserer kämpfenden Soldaten alle Tage. Es gibt aber noch eine andere Art von Mut. Den könnte jetzt mancher im Kampfe gegen die Ausländerei zeigen, die immer noch unsere Sprache beherrscht. Gewiß, es gibt nur wenige, die nicht den guten Willen haben, dabei mitzuhelfen, aber wie oft fehlt ihnen in dem einzelnen Falle der nötige Mut, wenn es gilt, ein häßliches Fremdwort durch ein gutes deutsches zu ersetzen! Welcher Konditor hat den Mut, sich Zuckerbäcker oder Kunstbäcker zu nennen? Welcher Hotelbesitzer wagt es, sein Geschäft als Gasthof, Großgasthof, Fremdenheim zu bezeichnen? Wo sind die Gastwirte, die aus den bisherigen Restaurants Bierhäuser, Erfrischungshallen, Krüge, Schenken machen? Ist jeder Friseur so kühn, auf sein Geschäftsschild Haarpflege zu schreiben? Welcher Dentist ist entschlossen genug, sich fortan Zahnkünstler zu nennen? Wo findet sich für Parfümerie an den Schaufenstern Duftwaren oder Riechstoffe, obschon ein führendes Blatt dieses Faches das Wort Riechstoff an seinem Kopfe trägt? Der gute Wille ist vielfach vorhanden, nur fehlt der Mut, den Anfang zu machen. Und doch geht es nicht gegen Minen und Granaten; das Schlimmste, was einer fürchten kann, ist vielleicht ein bißchen Gerede, ein bißchen Spöttelei, das aber vor der guten Sache bald verstummen muß.

Die Zeit
27./IX. 1916

[Ein Erlaß des preußischen Ministers des Innern über die Verdeutschungsliste.] Aus Berlin wird berichtet: Der preußische Minister des Innern hat an die Regierungspräsidenten einen Erlaß gerichtet, in dem es unter anderem heißt: „Durch den Polizeipräsidenten in Berlin ist in Zusammenarbeit mit den berufenen Vertretern von Handel und Gewerbe und mit dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein eine Verdeutschungsliste aufgestellt worden, die die Befreiung des äußeren Straßenbildes von den fremdsprachlichen Geschäftsschilderaufschriften durch Aufführung geeigneter deutscher Ersatzausdrücke zu fördern bestimmt ist. Den Landräten und Magistraten sowie den größeren Polizeiverwaltungen wird empfohlen, die Anwendung dieser Verdeutschungsliste im täglichen Gebrauch zu fördern. Es liegt in der Natur der Sache und in dem derzeitigen Stand der Gesetzgebung begründet, daß der Einfluß der Verwaltungsbehörden auf diesem Gebiete sich im allgemeinen unter Abstandnahme von Zwangsmaßregeln auf gütliche Einwirkungen beschränken muß. Aber die aufklärende Arbeit, die bereits seit Jahren geleistet worden ist, und der durch die Kriegsereignisse gestärkte Sinn für alles Vaterländische, Hand in Hand mit der verschärften Abneigung gegen die Fremdtümelei, haben solchen behördlichen Einflüssen den Boden bereitet. Sie werden daher in weiten Kreisen Verständnis finden und unter der Besorgnis vor einer amtlichen Bevormundung nicht zu leiden haben. Es soll hier nicht einer blinden Ausmerzung alles dessen das Wort geredet werden, was irgendwie undeutschen Ursprungs zu sein oder fremde Bestandteile zu enthalten scheint. Aber es gilt, der Gedankenlosigkeit und der schlechten Gewöhnung entgegenzutreten, die ohne inneren Grund vielfach aus äußerlichen Gesichtspunkten und Beweggründen heraus den guten deutschen Ausdruck zugunsten des fremdsprachlichen vernachlässigt."

Kölnische Zeitung
27./IX. 1916

41

[Über das Fremdwort im Bauwesen] handelt Baurat Ad. Borggreve (Düsseldorf) in den Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Jahrgang 10, Heft 2. Wir geben aus dem lesenswerten Aufsatz als Probe einige Abschnitte, die wir mit Rücksicht auf unsern Raum noch ein wenig gekürzt haben: Der eigentliche Bau beginnt mit den Erdarbeiten und dem Aushub der Gräben für die „Fundamente" = Grundmauern, für welche oft künstliche „Fundierungen" = Gründungen notwendig werden. Die „Materialien" = Baustoffe werden auf die Baustelle „transportiert" = befördert, wo sie bei dem Wachsen des Baues mit „Elevatoren" = Aufzügen zur Verwendungsstelle gehoben werden. Das Hauptgebäude, ein „Etablissement" = Geschäftshaus oder ein „Palais" = Palast oder eine bürgerliche „Villa" = Landhaus hat mehr oder weniger umfangreiche „Dependenzen" = Nebengebäude oder Zubehör, wie eine „Garage" = Autoschuppen, eine „Remise" = Wagenhalle. Die umgebenden Freiflächen werden zum Teil zu „Bowlinggreens" = Rasenplätzen oder Ziergärten zwischen „Bosketts" = Gebüschgruppen angelegt. Wird noch die Kunst des Bildhauers zum Schmuck herangezogen, so errichtet man „Statuen" und „Vasen" auf „Piedestalen" und „Postamenten" anstatt Standbilder und Ziergefäße auf Sockeln. Wo der „Luxus" = besonderer Aufwand herrscht, hat das Fremdwort in der Regel den Vorzug. Man legt kein Wasserbecken mit Springbrunnen an, sondern lieber ein „Bassin" mit einer „Fontäne", den Bogen- und Säulengängen zieht man die „Arkaden" und „Kolonnaden" vor, der schönen Aussicht das „Belvedere"; man errichtet „Volieren", „Spaliere" und „Stakete" anstatt Vogelhäuser, Gitter und Lattenzäune. Betrachtet man das „Exterieur" = das Äußere des Gebäudes auf die Anzahl gebräuchlicher Fremdwörter, so findet man zunächst das „Postament" von Quadersteinen mit „Bossagen" = d. i. den Unterbau oder Sockel aus Quadersteinen mit rauhen Spiegelflächen. „Pilaster" = Wandpfeiler teilen die Mauerflächen, welche im übrigen durch „Ceintüren" = Gurtbänder, „Architrave" = Steinbalken, „Arabesken" = verzierte Friese, durch „Bas-" und „Hautreliefs" = Flach- und Hochbilder „dekoriert" = geschmückt sind. Eine „Korniche" = Hauptgesims auf „Konsolen" = Kragsteinen bekrönt das Gebäude. Die Fenster erhalten „Frontons" = Giebel; im Giebel über dem Haupteingang ist das „Tympanon" = Giebeldreieck. Ein „embarras de richesse" = eine wirkliche Verlegenheit in der Überfülle der Fremdwörter stellt sich ein, wenn man zum innern Ausbau und zur Einrichtung des Hauses gelangt. Wir treten in den „Salon" = Empfangssaal. Hier begegnet uns schon die „Boisserie", der „Lambris" und das „Paneel" = Vertäfelung der untern Wandflächen, mit einer „Plinthe" = Fußleiste und einer „Cimaese" = Kranzleiste versehen. Der „Plafond" = Decke ist mit „Stukkaturen" = Stuckverzierungen geschmückt. Eine „Voute" = Kehle vermittelt die „Transition" = den Übergang zur Wand, welche gemalte und „plastische Ornamente" = erhöhte Schmuckformen zeigt. Darunter befinden sich „Festons" und „Girlanden" = Blumengewinde und Fruchtschnüre, „Palmetten" und „Voluten" = Blattflächen und Schneckenverzierungen. „Draperien" = Stoffbehänge fehlen nicht; „Gardinen, Stores, Portieren" = Vorhänge an den Fenstern und Türen hängen unter den „Lambrequins" = den Simsbekleidungen herab. Die den Fensterverschluß bildenden Beschläge nennt man noch immer die „Espagnolette" und die „Baskule" anstatt Dreh- und Treibriegel. Man baut „Zentral"-(Sammel-)heizungen in die Gebäude hinein und erwärmt mittels „Radiatoren" = Heizkörper der Warmwasserheizung oder mit Heiz„spiralen" = Heizschlangen der Dampfheizung die einzelnen Räume. Als entbehrliche Fremdwörter sich noch anzuführen und zu verdeutschen: der „Podest" = Treppenabsatz, der „Kamin" (Kaminfeger) als Rauchfang oder Schornstein (Schornsteinfeger), der „Aszenseur" = Aufzug, der „Lift" = Fahrstuhl und der „Liftboy" = Fahrbursche. Nun noch ein kurzer Blick auf Einrichtung und Hausrat, also auf das „Mobiliar" und die „Mobilien". Mannigfaltig sind die fremden Bezeichnungen für die Stubengeräte, welche für die Ruhe und das Nichtstun bestimmt sind, und darunter erfreut sich das Sofa einer besondern Ausbildung. Neben seiner gewöhnlichen Form und Größe erscheint es als „Causeuse" = kleines Sofa, als „Diwan" und „Ottomane" = türkisches bzw. niedriges Sofa, als das zierliche „Tête-à-Tête" = Zweisitz, als „Chaiselongue" = Langstuhl. Die „Fauteuils" = Arm- oder Lehnstuhl schließen sich an. Unter andern Möbeln ist noch der „Sekretär" = Schreibschrank, das „Vertiko" = Zierschrank, das „Regal" = Gestell, die „Konsole" als Spiegeltisch, der „Trumeau-" = Pfeilerspiegel, die „Etagere" = Wandbrett zu erwähnen, auf dem letzten dieser Zimmerstücke werden noch die „Flambeaus" = Leuchter, die „Pendulen" = Stutzuhren, „Statuetten" und „Nippes" = kleine Bildwerke und Ziergegenstände aufgestellt. Diese kurze Streife mag genügen, um zu zeigen, wie groß die Herrschaft des Fremdwortes in den Gebieten des Baufaches ist. Es muß die Überzeugung durchdringen, daß das Streben nach Reinheit und Schönheit des sprachlichen Ausdrucks ein höheres Maß geistiger Bildung darstellt als ein Haschen nach Fremdwörtern.

Tägliche Rundschau
28./IX. 1916

* **Zum Kampf gegen die Fremdwörter.** Der Erlaß des Ministers des Innern an die Regierungspräsidenten, für die Verdeutschung der Geschäfts- und Firmenschilder einzutreten, ist zwar gut gemeint, aber ein großer Erfolg dürfte ihm nicht beschieden sein. Viel schärfer ist die Landesregierung von Salzburg vorgegangen, die kurzerhand verfügt hat:

„Fremdworte auf Firmen- und Geschäftsschildern müssen innerhalb vierzehn Tagen durch deutsche Bezeichnungen ersetzt sein. In besonderen Fällen kann die Frist um eine Woche verlängert werden. Nichtbefolgung dieser Verfügung wird mit Geld- bzw. Haftstrafe geahndet. In diesen Fällen wird die Verdeutschung auf Kosten des Bestraften zwangsweise durchgeführt werden". Bei dieser Gelegenheit sei auf die Anordnung des Justizministers hingewiesen. Einer kaufmännischen Vereinigung gab der Justizminister auf die Bitte, bei Verdeutschung von Firmennamen die Umänderung im gerichtlichen Register kostenfrei zuzulassen, die Antwort: „Um die Beseitigung vermeidhafter Fremdworte in Firmen-, Vereins- und ähnlichen Bezeichnungen zu fördern, bin ich bereit, in geeigneten Fällen darauf hinzuwirken, daß die Eintragung von abgeänderten Bezeichnungen im gerichtlichen Register kostenfrei ist".

Die Zeit Abendblatt
30./IX. 1916

* **Verdeutschungen im Brunner Stadttheater.** Wie der Tagesbote aus Mähren und Schlesien berichtet, hat die Leitung des Brünner Stadttheaters alle bisher für die Bezeichnung der Sitzplätze üblichen Fremdwörter durch deutsche ersetzt. Die Logensitze heißen nunmehr Laubensitze und werden unterschieden in Saal-Lauben (ebenerdig) und Rang-Lauben (in 1. und 2. Rang). Die Parterresitze mußten den Saalsitzen weichen und die Amphitheatersitze sind den Rangsitzen einverleibt; es werden unterschieden: 2., 3. und 4. Rangsitze. Die Mittel-, Zwischen- und Seitenbalkonsitze heißen kurzweg Mittel-, Zwischen- und Seitensitze; das Wort Balkon wurde also gänzlich ausgeschieden.

Reichspost
1/X. 1916

Der Kampf für das reinere Deutsch.

Von Karl M. Danzer.

Wie im Deutschen Reiche, so hat auch bei uns der Krieg die Bewegung gegen die überflüssige Fremdwörterei mächtig gefördert. Die lächerlichen „modes et robes" und die überflüssigen „tailors" sind verschwunden und der „coiffeur des dames" weiß noch immer nicht genau, wie er sich nunmehr eigentlich nennen soll.

Der Kampf gegen die Fremdwörter auf den Straßentafeln sollte nicht die Fremdwörter in unserem täglichen Hausgebrauch übersehen. Wir in Oesterreich benützen eine ganze Reihe von Fremdwörtern, die in Deutschland schon lange überwunden sind. Der Wiener wäscht sich des morgens nicht im Waschbecken, sondern im Lavoir (was nebenbei auf seine Kenntnisse im Französischen ein schlechtes Licht wirft, da „lavoir" den Waschraum bezeichnet, während der Franzose das Waschbecken unter „lavabo" versteht!), — unsere Zimmer tragen einen Plafond statt einer Decke, unter dem Rock blickt bei uns ein Gilet hervor und keine Weste — und zur Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß hingegen wieder auch in Deutschland manche Fremdworte in Schwung sind, die wir nicht mehr anwenden. Denn während wir im ersten oder zweiten Stock wohnen, pflegt die Mehrzahl der nördlichen Deutschen noch immer in der ersten oder zweiten Etage zu wohnen. Wir gliedern die Sätze durch Beistriche und Strichpunkte — in vielen Berliner Schulen lernen noch heute die Kinder von „Kommas" und „Semikolons". Unser „Jänner" ist besser eingedeutscht als das nördlichere „Januar". Das unschöne und unseren Ohren höchst unhöflich klingende kühle „Adieu", das in Deutschland vielfach als einziges Abschiedswort gebraucht wird, ist bei uns glücklicherweise wenig bekannt, wogegen unsere viel hübscheren und herzlicheren Abschiedsworte „Grüß Gott!", „Behüt Dich Gott!" oder „Lebe wohl!" im Norden ganz ungewohnt sind.

Der Kampf gegen überflüssige Fremdworte, so lange er in vernünftigen Grenzen bleibt, ist löblich und erfreulich: Er wird aber sinnlos und gefährlich einseitig, wenn er nicht Hand in Hand geht mit dem Streben nach richtigerem, reinerem Deutsch überhaupt. Unsere Sprache ist durch eine erhebliche Zahl von „Austriacismen" gekennzeichnet. Solche österreichische Eigentümlichkeiten sollen selbstverständlich keineswegs absichtlich ausgemerzt werden, insoweit sie im übrigen nicht gegen die Gesetze der Sprache verstoßen. Wenn wir statt Sahne Obers, statt Quark Topfen sagen und in unseren Zimmern nicht Schränke, sondern Kasten stehen haben, so wäre es ungerechtfertigt, den gleichberechtigten süddeutschen Ausdruck zugunsten des norddeutschen Ausdruckes zu vernachlässigen. Es gibt aber leider auch Austriacismen, die einfach Sprachunrichtigkeiten darstellen und unrichtig bleiben, wenn sie auch noch so allgemein im Schwange sind.

So ist gleich zu Beginn dieses ungeheuren Krieges einer unserer hervorragendsten Stabsoffiziere, der Kommandant unserer Hoch- und Deutschmeister, a m t l i c h „am Felde der Ehre" gefallen. Zum Glück ist er selbstverständlich „auf dem Felde der Ehre" gefallen, denn „am Felde" bedeutet doch „an dem Felde", also n e b e n dem Felde! Auch die bessere Wienerin lebt im Sommer „am Lande"; und doch sollte selbst die bescheidenste Wienerin stets nur „auf dem Lande" leben, niemals den Hut „am Kopfe" haben und wenn ich höre, daß das Essen bereits „am Tische" steht, wird mir übel. Man geht bei uns aus dem Theater „zu Hause", statt „nach Hause" — ich habe diesen peinlichen Fehler allerdings auch aus dem Munde von echten Norddeutschen gehört. Wir gebrauchen manche Worte in falschem Sinne: Die Wienerin ist zwar stolz auf ihren kleinen Fuß, unser „Fuß" reicht aber meist bis zu den Hüften, als ob wir das Wort „Bein" nur in der Verbindung „Beinlvieh" — mißachteten! Wir sprechen von einem Knopf, wo wir einen Knoten meinen. Niemals werden sich Nord- und Süddeutsche über die verschiedenen Bedeutungen von „Kohl" und „Kraut" verständigen können, wie sich überhaupt in der Küche erhebliche Unterschiede ergeben, über die wir lieber nicht streiten wollen. Wir kämpfen nbeweinander, Schulter an Schulter, lassen füreinander Blut und Leben — aber über den Unterschied zwischen einem Faschingskrapfen und einem Pfannkuchen — was nämlich angeblich dasselbe bedeutet — werden wir doch nicht einer Meinung werden können.

Unsere Aussprache ist selbstverständlich sehr verschieden von der norddeutschen Aussprache, „richtig" ist keine von beiden. Der gemeine Mann in Berlin sagt „nee" und der gemeine Mann bei uns sagt „naa", einen Unterschied im Werte gibt es da nicht. Im allgemeinen aber sollten wir uns angewöhnen, „ei" und „eu" und „i" und „ü" besser zu unterscheiden. Denn wir streben heute (und nicht „heite") nach einem reineren Deutsch (und nicht „Deitsch"), damit die Muttersprache uns auch wirklich süß (und nicht „ßieß") klinge!

Wenn wir unsere sprachlichen Fehler zugeben, sind wir auch schon auf dem besten Wege, sie zu verbessern. Wir wissen ganz gut, daß auch der Norddeutsche keineswegs richtig und fehlerlos spricht: Er begeht wieder Fehler, die bei uns ganz unbekannt sind, wie beispielsweise die mißbräuchliche Verwendung von Vorwörtern als Umstandswörter: „Da möchte ich gerne bei sein!" „Denk mal an!" Er betrügt die schönen Worte „Gras", „Bad", „Glas" um ihre wohlerworbenen l a n g e n Vokale (oder sagen wir lieber Selbstlauter) und betont Tabak fälschlich auf der ersten Silbe usw. usw. Aber dies soll uns nicht hindern, bei aller berechtigten Wahrung unserer Eigenart auf ein nicht bloß von Fremdwörtern, sondern auch von unzulässigen Austriacismen befreites Deutsch hinzuarbeiten.

Kölnische Zeitung
13./X. 1916

13
45

[Mustergültiges Deutsch.] Wer schreibt es? fragt eine sehr lesens- und beherzigenswerte Betrachtung von Dr. Otto Sarrazin in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Die Antwort ist nicht leicht; aber eine Schrift besitzen wir, die nach Inhalt und sprachlicher Form gleich mustergültig ist, über die das ganze deutsche Volk dies Urteil längst gefällt hat und der auch die Schriftgelehrten neidlos die Palme zuerkennen — ein schon heute zu gewaltigem Umfang angeschwollenes weltgeschichtliches Werk: die gesammelten Kriegsberichte unserer Obersten Kriegsleitung. „Vom ersten Tage des Krieges an waren sie Musterleistungen einer einfachen, klaren, gemeinverständlichen reindeutschen Sprache, denen wir in unserm ganzen Schrifttum schwerlich etwas gleich Mustergültiges an die Seite zu stellen haben." Sarrazin zählt eine Menge der schönsten Fremdausdrücke auf, die sich in den Berichten ebensogut hätten breit machen können, wie sie es leider noch in einem Teile unserer Tagespresse tun. Aus der langen und eindrucksvollen Reihe seien nur wenige Beispiele herausgehoben: Affaire, Débacle, Dementi, Disposition und disponieren, Elan, enorm, kolossal, Katastrophe und katastrophal, Enquete, Entente, Bulletin, Communiqué, Exposé, Integrität, okkupieren, Prestige, Raid, Run, Terrain, Territorium, Deplacement, Armierung der Schiffe (Bestückung), Aeroplan, Aviatiker, — und so fort hundert- und hundertweis! „Von all solcher Französelei und Engländerei, von aller Ausländerei und Fremdwörterei findet sich in den Kriegsberichten niemals auch nur eine Spur. Überall herrscht reinstes, bestes Deutsch im klarsten Stil und knappsten Satzbau, und zwar überall im Sinne und Geiste der Grundsätze, zu denen auch der Deutsche Sprachverein sich bekennt und die er seit mehr denn dreißig Jahren in Wort und Schrift vertreten hat." Sarrazin stellt und beantwortet nun die Frage: „Was treibt unsere Oberste Heeresleitung nun dazu, in ihren Berichten der deutschen Sprache eine so weitgehende Aufmerksamkeit zu schenken, welche tiefern Gründe bewegen sie, zu ihren großen, unerhört schweren Aufgaben noch die zu gesellen, ihren Kundgebungen die möglichst gute, vollendete Form in Sprache wie Satzbau, dazu in fremdwortfreier Fassung zu geben? Die von törichten Gegnern so gern vorgebrachte Erklärung »öder Fremdwortjägerei« verfängt hier nicht. Und wer hätte die Stirn, unsern unvergleichlichen Großen Generalstab einfach mit der beliebten wegwerfenden Bezeichnung »Puristen!« abzufertigen? Der Urgrund, der unsere Oberste Kriegsleitung zu ihrem deutschsprachlichen Tun bestimmt, ist die klare Erkenntnis und die tiefinnerste Überzeugung, daß die unverfälschte Muttersprache des Deutschtums festestes Band, seine vornehmste und stärkste Stütze seine unerschütterliche Grundfeste ist, daß das deutsche Volk, daß deutsche Bildung und deutsche Gesittung, kurz, daß das ganze Deutschtum steht und fällt mit seiner Sprache. Es ist angesichts des immer wieder laut verkündeten Zieles unserer Feinde, Deutschland zu zermalmen, das Deutschtum zu vernichten, die klare Erkenntnis der großen Wahrheit des Gedankens, den Fichte vor mehr als hundert Jahren in dem ergreifenden Satz aussprach: »Es ist kein Ausweg: wenn das deutsche Volk versinkt, so versinkt die ganze Menschheit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.« Diese Erkenntnis der überragenden Bedeutung der Muttersprache für das Deutschtum ist es, die unsere Oberste Kriegsleitung trotz der Fülle all ihrer sonstigen gewaltigen Aufgaben die Pflicht gegen die Muttersprache, ihre Schönheit und Reinheit, auch im Toben der Schlachten erfüllen heißt. Wer aber vermeint, die Kriegsberichte umfaßten immerhin nur ein eng begrenztes Fachgebiet, auf dem sich — rein sprachlich betrachtet — das mustergültige Deutsch leichter schreiben lasse, der möge die Dankerlasse wieder und wieder lesen, die der Oberste Kriegsherr, unser Kaiser, jüngst an das deutsche Volk und an die deutsche Wehrmacht zu Lande und zur See gerichtet hat, die sich auf kein »Fachgebiet« beschränken, vielmehr in der Mannigfaltigkeit vielseitigster großer Gedanken ebenso ergreifend, wie in ihrer unvergleichlichen, markigen, reindeutschen Sprache bewundernswert sind." Hier fügt Sarrazin als leuchtendes Vorbild den Erlaß vom 31. Juli 1916 (siehe Kölnische Zeitung Nr. 771) ein, der mit den Worten schließt: „Wir werden diesen Kampf zu einem Ende führen, das unser Reich vor neuem Überfall schützt und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutscher Hände für alle Zukunft ein freies Feld sichert. Frei, sicher und stark wollen wir wohnen unter den Völkern des Erdballs. Dieses Recht soll und wird uns niemand rauben." An dieses sprachliche Vorbild schließt sich wirkungsvoll die Mahnung an: Wetteifern wir alle einmütig darin, unsere herrliche Muttersprache in ebensolcher Weise hochzuhalten, zu pflegen und zu ehren: jeder einzelne von uns nach dem Mahnworte der Schrift: Gehe hin und tue desgleichen!

Kölnische Zeitung
16./X. 1916

16
47

[Verdeutschung von Krematorium.] Prof. Tesch, der Herausgeber der Sprachecken des Allg. Deutschen Sprachvereins, schreibt uns: Die Ausführungen, mit denen Herr Magistratsbaurat Moritz in Posen das Wort Feuergruft als Verdeutschung von Krematorium in Nr. 1006 der Köln. Ztg. empfiehlt, geben zu verschiedenen Bedenken Anlaß. Zunächst ist das Wort Feuergruft in sprachlicher Hinsicht anfechtbar, weil es eine unrichtige Vorstellung der Feuerbestattung hervorruft. Gruft nämlich, der zweite Bestandteil des zusammengesetzten Wortes Feuergruft, ist eine Hauptwortbildung aus dem Zeitwort graben, die aus ihm durch Ablaut und durch Anhängung eines t entstanden ist, ähnlich wie Schrift aus schreiben und Gift aus geben. Auf Grund dieser Wortbildung versteht man unter Grüften im allgemeinen Sprachgebrauch nur Gräber. Diese Vorstellung wird auch nicht durch den Gedanken an Aufbauten, die manchen Gräbern eine Umrahmung geben, irgendwie geändert. Es ist auch kaum zu erwarten, daß durch das neue Wortgebilde Feuergruft eine neue Vorstellung entsteht, die mit der bisherigen Auffassung von Grab nichts mehr gemeinsam hat. Denn diese Änderung wird durch das feststehende Grundgesetz unserer Sprache verhindert, das die Bedeutung der Zusammensetzungen regelt. Es schreibt vor, daß in der Zusammensetzung Feuergruft der zweite Bestandteil Gruft den allgemeinen Begriff, und der erste Bestandteil Feuer seine nähere Bestimmung ausdrückt. Es verlangt daher, daß man sich auch unter Feuergruft nichts anderes als eine besondere Art von Gruft vorstellen soll. Selbst wenn man allen Verhältnissen nachgeht, in denen die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes zueinander stehen, so erschließt sich nirgend die Bedeutung, die Herr Moritz mit dem Worte verbindet. Es gibt nämlich eine Gruppe, in der das Wort Feuer den Zweck angibt: Feuereimer, -herd, -kasse, -leiter, -ofen, -stätte, -zange, -zeug. Diese Zusammensetzungen können mit dem Verhältniswort für aufgelöst werden. Dann gibt es eine zweite Gruppe, in der das Wort Feuer als Stoff gedacht ist: Feuerball, -brand, -flamme, -gefecht, -kohle, -regen, -strom, -taufe, -zeichen. In diesen Zusammensetzungen kann das Wort Feuer durch die Verhältniswörter aus, mit, von, durch getrennt werden. Hieran reiht sich eine dritte Gruppe, in der es im Verhältnis des Wesfalls zu dem Grundwort steht: Feueranbeter, -löscher, -melder, -wache, -wehr. Zu dieser letzten Gruppe gehört Feuergruft, das, sprachlich betrachtet, Gruft des Feuers, d. h. eine Gruft bedeutet, in der Feuer begraben wird. Auch in sachlicher Hinsicht ist der Vorschlag Feuergruft nicht glücklich. Da nämlich das Wort an das Begraben erinnert, so setzt sich der Vorschlag mit dem Zweck der Feuerbestattung in Widerspruch. Die gesuchte Bezeichnung soll aber so beschaffen sein, daß sie den grundsätzlichen Unterschied der ganz neuen Form der Bestattung durch Feuer von dem bisherigen Brauch des Begrabens zum Ausdruck bringt. Auch hängen die Gegner der Feuerbestattung an der Vorstellung, daß die Gruft oder das Grab die letzte Ruhestätte der Verstorbenen ist. Die Meinung, daß es die Stätte der Zersetzung ist, wie Herr Moritz annimmt, liegt ihnen fern. Also trifft die Bezeichnung Feuergruft nicht die Sache, die man unter Feuerbestattung versteht. Aus diesem Grunde hat der Verein für Feuerbestattung das Wort schon früher abgelehnt. Nun könnte man einwenden, daß diese Gründe gegen das vorgeschlagene Wort nicht wichtig, geschweige nicht unüberwindlich seien, weil der Sprachgebrauch, d. h. die Sprechweise der Mehrzahl, die Entscheidung trifft. Von den Anhängern der Feuerbestattung hat sich aber in Deutschland die Mehrzahl und in Österreich die Gesamtheit für Feuerhalle entschieden, soweit alle in Betracht kommen, die für das Fremdwort Krematorium ein deutsches wünschen. Sie finden die Bezeichnung Feuerhalle brauchbar, weil das Grundwort Halle einen weihevollen Klang hat, das Ganze auch ohne den Zusatz Friedhof verständlich ist und die Kürze des Ausdrucks ihm vor allen sonst vorgeschlagenen Verdeutschungen den Vorzug gibt.

Hessische Landesbibliothek

16/X. 1916

Sprachliches aus Oberhessen.

Von **Marfa v. Sacher-Masoch.**

Das wüßte ich ja nun gern, was die meisten Oberhessen gesagt haben, als man ihnen in Kirche und Schule erklärte, sie dürften nicht mehr „Adschee" sagen ... Dieses gute, alte, eingebürgerte Wort ein Fremdwort? Der Bauer hat schon an sich nicht das Verständnis dafür, was Krieg und nationale Begeisterung mit der Sprache zu tun haben. Der Soldat, der aus dem Schützengraben auf Urlaub kommt, sagt artig weiter „Adschee", und wenn man es ihm vorhält, sagt er höchstens: „Was dumm Gezeuch!"

Dem Bauern fehlt vor allem der Begriff des Fremdwortes. Wenn er seinen „Schilee" (Gelee) ißt, so ist es ihm durchaus unverständlich, warum das auf einmal „Sulze" heißen soll. Das ist ihm vertraut wie sein „Latwerch" und sein „Marmelad", und nie denkt er sich etwas Schlimmes dabei, wenn er einmal „Bonbons" statt „Gutzi" sagt. Wann er seine Kinder „net mit Glasseehäntsche anfäßt" und ihnen im Fall des Ungehorsams androht, ihnen „den Kidebarri zu verwichsen", hat er nicht das Bewußtsein, sich der Ausländerei schuldig gemacht zu haben. Oder gar wenn er als gebildeter Oberhesse „mérßi" sagt, wenn man ihm die Rechnung bezahlt, oder wenn man ihm „e Präsent" macht. Die „Präsenterchermacherei" haben viele ja sehr „in der Mode", aber die wollen meist auch selbst sehr „estimiert" sein. Das sind eben so „Schenie".

Ist einer gedrückt, so kommt er „dußma (doucement) geschliche", aber er kann auch „laß" (las) sein oder „malad". Besser ist es schon, wenn er „ganz allechro" ist. An Sonntagen ziert die Bauersfrau das „Kompotsche" zum Kirchgang, und in der „Kastroll" kocht sie fürs Kind. Ein Stoff kann ihr „diffessil" zu waschen sein und sie will sich doch kei „Reprusche" machen dürfen. Da „verhassentiert" (hazardiert) sie es liebre nicht. Ist einer überspannt, so „laberiert" er an seinem „Spannegickes"; er kann auch „nix wie Schikane" im Kopf haben oder alle „Finesse" können.

Ein junger Mann geht „uff de Kerretz", und bekommt er einen Kuß, so „schwebt er in höhere Regione", und wenn er „alle Süßigkeit des Lebens auskostet bis zur Ei/delle des Tempels", dann ist er ein „Hauptpoussierstengel" und macht den Mädchen „die Kur bis uff hunnert". Sagt er zum Nebenbuhler: „ich hab der eins in die Pottographie", so zweifle ich, daß er das künftig durch „Lichtbild" ersetzen wird! Aber er ahnt nicht, was er da schon wieder für Sünden gegen die Muttersprache beging — als er den „Dischkursch" hatte und sich mit dem anderen „dischpetiern" mußte, da mußte er „kreische wie e Prälat" und es war nur gut, daß der andere „Regalt" krieht hat. Es hätte sonst einen schönen „Amprasch" geben können (embarras).

Die Gestalt heißt mit Goetheschem Brauch „Statur", eine kühne Haarwelle nach alter Sitte „Tittus", kleine Füße der Mädchen sind „Kadettfäußi". Aber das Mädchen kann auch „e Front net zum Angucke" haben. Ein flotter Bursche wird „galant" genannt, „an einen Unbeständigen" hat man kein „Fiduz", wenn man sich fürchtet, hat man „Manschette". Wer befiehlt, hat's „Parlament". Die Kinder sind die „Trabante", und wenn man einen auszankt, hat man ihn „in der Batallje". Ist einer vergnügt, ist er „fiducius", ist er betrübt, kann er „pijano" sein, versteht er nichts von einer Sache, ist er „kein Ficketiff darin" (Vokativ). Wenn Eile nottut, ist das „hiechste Cintrum", und soll etwas gleich sein, so ist es „schtantepe". Wenn einer angestrengt arbeitet, so sagt er gewiß: „also tuschur gehackt" (toujours).

Eine launische Person ist „e Grimassemachern", ein stattlicher Bursche ein „barbarischer Lachs". Wer ein großer Taubenliebhaber ist, nennt man einen „Taubenfuck" (fou) und wenn einen entgegenkommend ist, bezeichnet man ihn als „kontant". Will man jemand beobachten, so „abselfiert" man ihn, und man „fissetiert" (visitiert), ob alles sauber sei, oder man „reffediert" die Vorräte. Wenn einer grübelt, so „simuliert" er, und wenn er einen Grundsatz hat, ist es sein „Prinzip". Lädt er jemand ein, so ist er „infentiert". Wenn einer fortläuft, „dessentiert" er oder „retriert" sich. Kann en jemand nicht leiden, so „harmeniert er nicht mit" ihm. Wenn er unwohl ist, ist ihm „net ganz extra", und es fällt ihm nicht ein, daß er jemand „den Lakai macht" — oder noch weniger gar den „Schampetasch" (Jean potage). So nennt er es, wenn er „in einer Tur" ausgenutzt wird, selbst da, wo er nicht „die Schur" (jour) hat. Wo er sich verteidigt, „defendiert" er sich, wenn sich das Wetter ändert, „temperiert's", niemand hat es eilig, sondern „pressant", und niemand eilt zurück, sondern „retur", und was man oberflächlich tut, geschieht „phlechmatisch". Wer nachlässig ist, ist „lesdür", wer bereit ist, ist „parat".

Diese volkstümlichen Wendungen sind in der Sprache aufgegangen. Daß viele Fremdwörter darin sind, das weiß der Oberhesse nicht. Er hat sie übernommen, sie sagten ihm zu, und da hat er selbst ein Wort auf sich geprägt: „Was gaut räucht, schmeckt auch gaut, hot der Bauer gesäht und in e Stick Glyzerinsäf gebisse."

Reichspost 2/XI. 1916. 50

* **Die Techniker merzen die Fremdwörter aus.** Mit den kürzlich herausgegebenen „Grundsätzlichen Bestimmungen für das Entwerfen und den Bau von Seilschwebebahnen" gab das Eisenbahnministerium grundlegende Vorschriften für ein neues Personenbeförderungsmittel. Die Bedeutung dieses ersten Schrittes kommt auch durch die große Sorgfalt zum Ausdrucke, die dem Wortlaut der Vorschrift gewidmet wurde. Grundsatz war: Klarheit, Einfachheit, Reinheit. Nach dem Vorgange Deutschlands wurde der Zweigverein Wien des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines zur Mitarbeit herangezogen. Im folgenden seien einige Proben angeführt, wie treffend ganz unvermeidlich scheinende Fremdwörter verdeutscht wurden: Generelles Projekt = Vorentwurf; Detailprojekt = Bauentwurf; Trasse = Linie, Linienführung; Fundierung = Gründung; Konstruktion = Bau, Bauart, Bauweise, Ausgestaltung, Ausführung; Kommission = Amtshandlung, Amtsabordnung; kommissionell signiert = von der Amtsabordnung unterfertigt; Spezialmaterial = höherwertiger Baustoff; Konsens = Bewilligung; Querprofil = Querschnitt; Reibungskoeffizient = Reibungszahl, Pure Gleichstück usw. Geblieben sind: Kollaudierung, Parzelle, Prozent und einige andere, obwohl in Deutschland dafür Prüfung, Grundstück (Flurstück), v. H. (vom Hundert) mehr oder weniger schon üblich sind.

Hamburger Fremdenblatt
3./XI. 1916

Der Wille zur deutschen Sprache.

Im Hamburgischen Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hielt vor einer großen Versammlung der bekannte Literatur-Geschichtsschreiber und Schriftsteller Herr Professor Dr. Engel aus Berlin einen Vortrag über den Willen zur deutschen Sprache. Es dürfte uns, so legte der Redner dar, mit Stolz erfüllen, daß in Deutschland eine so große Versammlung zur Erörterung einer rein geistigen Frage möglich sei. In den übrigen Bildungsländern sei seit Jahren alles geistige Leben ausgestorben. Das könne er als beamteter Prüfer der ausländischen Presse wohl behaupten. Aber in diesen Stolz mische sich ebensoviel Trauer, Kummer und Scham über die Notwendigkeit des Themas „Der Wille zur deutschen Sprache". In keinem anderen Bildungslande, nicht in Frankreich, nicht in England, sei ein solches Thema notwendig, auch nicht möglich. Es sei deutsche Art, uns in diesem Kriege Rechenschaft abzulegen auch über die Gebrechen, an denen wir kranken, die die Selbständigkeit unseres Volkstums gefährden. Wir müssen uns immer wieder den Zustand unserer sogenannten Muttersprache vor die Seele stellen, weil er unseres großen Volkes unwürdig ist, und auf Mittel sinnen, dieser Würdelosigkeit zu begegnen.

Wir sind in Deutschland von Undeutschland durchsetzt auf allen Gebieten, der Wissenschaft, der Gemütsbewegung, des Essens- und Trinkens, des Spieles, Tanzes, sogar des Skatspiels. Wenn in Hamburg im Sommer das große Rennen gelaufen wird, so nennt der Hamburger dieses Rennen das deutsche „Derby", obgleich der hundertste nicht weiß, warum. Unsere Taschenuhren tragen auf ihrer Stellscheibe ein a und r, die Abkürzung der Wörter avancer und reculer. Ein Engländer würde eine solche Uhr nicht tragen, er fordert die Abkürzung englischer Wörter. Warum wir nicht? Ueberall, nicht nur in Zeitungen und Büchern, auch in den Reden, die in dem sogenannten „deutschen" Reichstage gehalten werden, findet man diese Sprache, in der die wichtigsten Begriffe und Begriffswörter nicht mehr deutsch sind. Die Minister, der Reichskanzler sprechen diese undeutsche Sprache, wenn er in seiner Rede sagt, das Endziel des Krieges sollen „reale Garantien" sein. Das ist keine Fremdwörtelei mehr, das ist eine ganz neue Sprachform, die sich gebildet hat. Das ist Welsch.

Wir müssen uns entscheiden. Das deutsche Volk muß unter den furchtbaren Erschütterungen seiner Geschichte erkennen, daß ein solcher Zustand nicht gleichgültig ist. Volk ist Sprache, und Sprache ist Volk. Lassen wir unsere Sprache untergehen, so gehen wir als deutsches Volk mit unter. Wenn die Männer der Wissenschaft kein Gewissen haben für diese heilige Sache, dann muß aus dem deutschen Volke heraus die Bewegung entstehen, unsere Muttersprache deutsch zu erhalten.

Das einzige, dafür aber auch wirksame Mittel, aus dieser unwürdigen Undeutschheit herauszukommen, ist das Zauberwort „ich will", ich will deutsch sprechen. Das müssen wir heilig wollen. Warum schreibt Goethe nicht: „Nobel sei der Mensch, hilfreich und gut", oder im Harzerlied „Auf Klippen und Wolken sind Fauteuils bereitet um goldene Tische", oder im Faust „Mein schönes Fräulein, darf ich riskieren, meinen Arm und Geleit ihr zu offerieren". (Große Heiterkeit.) Weil es unsäglich lächerlich ist. So zeigt sich die Gemeinheit der Welschworter, wenn man sie auf die Goldprobe stellt. Man berufe sich nicht auf Goethe, das Kind des französierten 18. Jahrhunderts, oder auf die Heeressprache, in der sich die fremden Ausdrücke geschichtlich entwickelt haben, wenn man den Gebrauch von Fremdwörtern verteidigen will, für die unsere schöne und reiche Muttersprache, die man während eines ganzen langen Lebens nicht ausschöpfen kann, kein deutsches Wort haben sollte. Von keinem unserer Dichter ist unsere Sprache so verherrlicht worden, wie von Friedrich Rückert in seinem Gedicht „Reine Jungfrau, ewig schöne geistige Mutter deiner Söhne".

Die mit feinem Spott und kräftigem Dreinschlagen erfüllten Darlegungen des Redners fanden sehr lebhaften Beifall und brachten gewiß viele seiner Zuhörer zu dem Entschlusse: „ich will von nun an deutsch sprechen".

12./XI. 1916

Gegen die Fremdwörter.

In der dieser Tage unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten Hofrates Ingenieur Julius Marchet abgehaltenen Versammlung des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins wurde folgender Antrag eingebracht: „Der tobende Weltkrieg lehrt die Wichtigkeit des Zusammenwirkens aller Deutschfühlenden. Ihr Bindemittel ist aber die Sprache; sie in ihrer Schönheit und Wichtigkeit erhalten, sie von den Schmutzflecken zu befreien, die durch Fremdwörter in sie eindrangen, ist eine bedeutsame Aufgabe, der der Techniker deutscher Zunge sich nicht entziehen kann und darf, will er nicht seine Wissenschaft beeinträchtigen. Die trefflichste Sache verliert an Wert, wenn sie der edlen Form — und das ist hier die Sprache — entbehrt. Unser Verein strebt seit Jahrzehnten an, den Stand der Techniker zu fördern und ihm höheren Einfluß im öffentlichen Dienst zu schaffen; dies aber bedingt einen gewählten sprachlichen Ausdruck im schriftlichen und mündlichen Verkehr. Soll der Techniker im Wettkampf siegen, so muß er auch in dieser Hinsicht gefördert werden. Ein Mittel hierzu kann unser Verein bieten, dessen Verwaltungsrat in seiner Sitzung vom 19. März 1915 einem in der Fachgruppe für Architektur, Hochbau und Städtebau vom Kollegen Ingenieur Veranek gestellten und von ihr einmütig angenommenen Antrag auf Sprachpflege im Verein zugestimmt hat: der Verein soll durch Einsetzung eines etwa fünfgliedrigen ständigen Ausschusses zur Pflege der Fachsprache, der mannigfaltige Anregungen geben kann und wird, fördernd eingreifen.“ Der von 24 Mitgliedern unterzeichnete Antrag wurde an den Verwaltungsrat geleitet.

Kölnische Zeitung
20./XI. 1916

[Sprachreinigung in der österreichischen Gesetzessprache.] Die Sprachreinigungsbestrebungen erfahren in Österreich, wenigstens von behördlicher Seite, geringere Förderung als im Deutschen Reich, was zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß Österreich ein Nationalitätenstaat ist. Immerhin hat der Weltkrieg hier auch auf diesem Gebiete bemerkenswerte Änderungen hervorgerufen. Während noch im Juli 1910 in Österreich eine „Telephonordnung" und ein „Telephontarif" kundgemacht wurden, wird die soeben erlassene neue Vorschrift als „Fernsprechgebührenordnung" bezeichnet. Dementsprechend sind auch viele andere Ausdrücke im Fernsprechwesen verdeutscht. Statt „Lokaltelephonnetze" heißt es vom 1. Januar 1917 an „Ortsfernsprecher", statt „Telephonabonnent" „Fernsprechteilnehmer". Der „Telephonautomat" ist zum „Fernsprecher mit Geldeinwurf" geworden, die „interurbanen Telephonleitungen" zu „Überlandfernsprechleitungen" usw. Auch sonst zeigt sich in der österreichischen Gesetzes- und Verordnungssprache wenigstens hier und da das Bestreben nach Sprachreinheit. So heißt es in der kaiserlichen Verordnung über die Forterhebung der Steuern und Abgaben statt „Budget" „Staatsvoranschlag", statt „Budgetjahr" „Verwaltungsjahr"; statt „sanktionierte" Beschlüsse „genehmigte" Beschlüsse, statt „Quotenverhältnisse" „festgesetzte Verhältnisse". Im ganzen aber ist wenig von dem planmäßigen Vorgehen in bezug auf Sprachreinigung zu spüren, mit dem im Deutschen Reich die Behörden sich, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, die Reinigung der Gesetzessprache angelegen sein lassen. Die meisten Gesetze und Verordnungen sind in derselben zopfigen und veralteten Amtssprache abgefaßt wie seit Jahrzehnten. Das sieht man am besten an den drei 1914 bis 1916 erlassenen Teilnovellen zum Bürgerlichen Gesetzbuche, durch welche dieses in einer zeitgemäßen Weise umgestaltet worden ist. Während die Verfasser des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches große Aufmerksamkeit auf die Reinheit und die sachliche Ausgestaltung der Gesetzessprache verwandt haben, ist die sprachliche Ausdrucksweise des österreichischen Gesetzbuches durch diese Novellen recht buntscheckig geworden. Denn unter den 200 bis 300 neuen Paragraphen, die man in den alten Bestand eingeführt hat, sind nicht wenige, die ganz oder doch zu einem großen Teil nahezu wörtlich aus dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch übernommen sind, und ihre Ausdrucksweise sticht daher seltsam von der veralteten Gesetzessprache von 1811 ab. Es mag zugegeben werden, daß es nicht leicht ist, bei einer teilweisen Umgestaltung eines Gesetzbuches die Frage der sprachlichen Ausdrucksweise befriedigend zu lösen, aber hier hat man nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Alle die veralteten, häßlichen Fremdwörter Codizill, Kuratel, Substitution, Punktation, Solennitätszeugen, Compensation, Assignater, Conventionalstrafe u. a., deren Beseitigung auch in den nicht geänderten Paragraphen leicht gewesen wäre, sind stehen geblieben. Ebenso veraltete sprachliche Besonderheiten wie Bestandgeber, Bestandnehmer, Bestandzins, was um so befremdlicher ist, als die allgemein dafür gebräuchlichen Ausdrücke Vermieter, Verpächter, Mieter, Pächter usw. auch im Bürgerlichen Gesetzbuch gebraucht werden. Die Bedeutung einer scharf ausgeprägten und reinen Gesetzessprache ist unbestreitbar, und ein planmäßiges und durchgreifendes Vorgehen auf diesem Gebiet wäre in Österreich sehr zu wünschen.

Kölnische Zeitung
28/XI. 1916

[Eine häßliche Wortsippe.] Die Hauptwörter auf -üät sind ein Schandfleck an unserer Sprache. Eventualität, Individualität, Inkomptabilität — diese zappeligen fremden Gesellen passen mit ihrer unruhigen Aussprache gar nicht in den Fluß deutscher Rede. Das Ende des 18. Jahrhunderts war ihre Blütezeit, da sprach und schrieb die gelehrte und die vornehme Welt gern von Duplizität, Kommodität, Responsabilität, Sozietät, Simplizität, Superiorität, Versatilität — heute sind diese Wortungeheuer veraltet. Die ganze Wortsippe ist auf dem Rückzuge, wenn uns auch die Mitte des 19. Jahrhunderts noch mit der Exklusivität und der Eventualität beschenkt hat. Immer mehr weichen Majorität, Minorität, Mortalität vor Mehrheit, Minderheit, Sterblichkeit. Um das Jahr 1800 erwog man noch ernsthaft, ob es richtiger sei, die ursprüngliche französische Form Ancienneté oder die dem Lateinischen angepaßte Form Anciennität zu gebrauchen; uns überhebt der Sieg des deutschen Wortes Dienstalter dieser Ungewißheit. Schon muten uns Generosität, Festivität, Familiarität, Kalamität altfränkisch an. Es ist unsere Pflicht, das Absterben solcher Mißgeburten zu beschleunigen. Reden wir nicht von der Brutalität, sondern von der Grausamkeit der Mannschaft des Baralong, die gespreizte Produktivität weiche immer mehr dem ehrlichen Schaffen, der deutsche Landmann wird den Zeitungen danken, wenn sie von der Güte oder dem Ertragswerte der Felder reden und nicht von ihrer Bonität. Wer freilich Individualität nach einem schon 1786 gemachten Vorschlage mit dem schwerfälligen Besonderheitsgrund vertreiben will, wird wenig Erfolg haben; wir erinnern uns, daß Goethe nicht die Individualität, sondern die Persönlichkeit als höchstes Glück der Menschenkinder preist, und daß unsere freigebige Muttersprache uns neben dieser Verdeutschung auch noch das gute Wort Eigenart bietet.

Reichspost

3./XII. 1916

* **Gegen die entbehrlichen Fremdwörter.** Im Neubauer Wählerverein hielt kürzlich Hochwürden Professor Perkmann einen bemerkenswerten Vortrag, der sich gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter richtete. Er forderte die Geschäftsleute auf, nur deutsche Schilder zu führen und stellte mit Bedauern fest, daß es in den sogenannten „bessern" Gesellschaftskreisen noch immer Leute gebe, welche die Nase rümpfen, wenn sie eine deutsche Speisekarte sehen. Viele wählen die Fremdwörter, einerseits, weil sie das richtige deutsche Wort dafür gar nicht kennen. Anderen mangelt es an Einsicht, sprachlichem Verständnis und gutem Willen. Schließlich forderte Hochwürden Perkmann die Zeitungen und Schulen auf an der Ausrottung entbehrlicher Fremdwörter mitzuwirken. Seine Ausführungen fanden großen Beifall.

Tägliche Rundschau

13./XII. 1916

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Kleisterol.

Dieses Wortjuwel prangt in einem Schaufenster und bezeichnet den „besten Kleister der Welt". Daneben leuchtet als neuer Edelstein unserer Sprache das schöne Filuthol. In dem dahinter liegenden Laden gibt es allerlei Mittelchen wie Naphtalan, Brillanton, Lualine, Vitogen, Luxfer, Tabloit, Odonta, Aphanogen. Wer hätte solche Wortgebilde nicht schon vielfach in Zeitungsanzeigen gesehen? Ganz ernsthaft behaupten die Händler, das seien gute Zusammensetzungen, aber der Chemiker erklärt sie für verunglückte Nachahmungen seiner Fachausdrücke, die die chemischen Verbindungen kennzeichnen. So bezeichnet die Endung -at ein Salz einer normalen Säure wie Sulfat, -it ein Salz wie die schweflige Säure, -id eine einfache Verbindung von Metall und Metalloid wie Natriumsulfid. Ebenso dienen in der organischen Chemie Wortvorsätze wie Methyl, Aethyl, Phenyl zur Bezeichnung ganz bestimmter Verbindungen, auch para-, meta- und nitro- u. dgl. An bekannte alte Namen erinnern Benzol, Phenol, Methan u. dgl. Aber ohne jeglichen Zusammenhang mit dieser Ausdrucksweise zerschlagen die Wortmacher deutsche, lateinische und griechische Wörter zu Brocken, zerstampfen und zerpulvern sie und brauen daraus ein unklares Gemisch. Sie sehen darin eine „Plakatwirkung". Sprachlich sorgsame Leute dagegen sehen in solchem Mischmasch, der ganz unverständlich ist, den schlechtesten Kleister der Welt — Kleisterol.

Repertoir.

Anmaßend genug hat dieses Fremdwort sich in unsere Sprache eingedrängt, und kein Mensch von sorgsamem Sprachgefühl wird ihm nachtrauern, wenn es dem Untergang verfällt. Sein Daseinsrecht gründet es auf die Bühnensprache. Sprachlich liegt dazu aber kein zwingender Anlaß vor. Das Wort kommt von dem lateinischen repertorium und ist in Ulpians Digesten zu finden, wo es Verzeichnis, Stoffsammlung, Fundgrube bedeutet. Diese Bedeutung hat auch das daraus entstandene französische Wort Repertoir. Unsere Bühnensprache hat es aus dem Französischen übernommen und versteht darunter eine Liste der eingeübten Stücke, die stets ohne größere Vorbereitung zur Verfügung stehen oder die nacheinander gegeben werden sollen. Selbst der Krieg hat ihm bis jetzt nicht viel anhaben können. Es ist daher als ein Verdienst des Deutschen Bühnenvereins anzusehen, daß er in seinen kürzlich erschienenen Verdeutschungsvorschlägen diesen Eindringling aus unserer Sprache hinausweist. Er empfiehlt für Repertoir Spielplan, Rollenkreis, Rollenverzeichnis und für Repertoirstück Zugstück, Spielplanstück. Niemand kann diesen Vorschlägen den gewohnten Einwurf entgegenhalten, daß ihnen die Klarheit und Bestimmtheit des abgelehnten Fremdworts fehle, sondern jeder muß zugeben, daß die Neubildungen den Sinn des Fremdwortes wirklich und völlig ersetzen. So erweist sich an diesem Beispiel wieder einmal die Ueberflüssigkeit der Ausländerei, weil unsere Sprache die Kraft hat, durch Neubildungen besseres Sprachgut an die Stelle der eingedrungenen Fremdwörter zu setzen. Mit Freuden sollten nicht nur alle Bühnen, sondern auch alle Deutschen die Vorschläge des Deutschen Bühnenvereins befolgen, weil sie eine vermeidbare Abhängigkeit vom Ausland beseitigen und die stolze Selbständigkeit unserer Kunst auch dadurch bezeugen, daß wir einen rein deutschen Inhalt in eine rein deutsche Sprachform kleiden.

Marmelade.

Jeder braucht das Wort in unserer butterarmen Zeit, aber niemanden scheint es zu befremden, daß wir damit eine Anleihe bei der französischen Sprache machen. Die Franzosen bildeten dies Wort aus dem portugiesischen marmelada, das aus marmelo, d. h. Quitte, entstanden ist. Marmelade bedeutet demnach eigentlich Quittenmus. Der Ursprung dieses Wortes ist in dem griechischen melimelon zu suchen. Damit benannten die Griechen eine Einkochung aus Quitte und Honig. Da man heute aus Aepfeln oder Pflaumen oder Kirschen verschiedene Einkochungen herstellt, so empfiehlt es sich, Apfel-, Pflaumen-, Kirschmus für die einzelnen Arten zu sagen und mit Obstmus alle Arten zusammenzufassen. So macht man's in Süddeutschland. Jedes dieser Wörter bezeichnet die Frucht kürzer und genauer als das Fremdwort. Es wäre ein spöttischer Witz der Geschichte, wenn sich das Fremdwort unserem heutigen Kampf gegen die Ausländerei zum Trotz in unserer Sprache festsetzte. ——

Tägliche Rundschau
9./1. 1917

97
58

Volksseele und Muttersprache.

Vortragsabend
des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

In welch hohem Maße die Teilnahme an den Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gewachsen ist, dafür bot der Verlauf des Vortragsabends ein schönes Beispiel, der gestern abend im Hauptsitzungssaale des Herrenhauses von der Ortsgruppe Berlin veranstaltet wurde: Trotz des Schneegestöbers war der große Raum von Frauen und Männern bis auf den letzten Sitz gefüllt, so daß viele auf den Tribünen Platz nehmen mußten. Redner des Abends war Professor Dr. Albert Tesch aus Köln, der verdienstvolle Leiter der Zeitschrift des Sprachvereins, der den dankbaren Vorwurf „Volksseele und Muttersprache“ gewählt hatte und in fesselnder Weise ausspann.

Sprache ist Mitteilung der Seele, so begann er, von der einfachsten Gedankenvermittlung bis zum vollendetsten Kunstvortrag ist sie Seelenausdruck und zwar der unmittelbarste. Und durch die Arbeit der Seele ist unsere Sprache entstanden; an ihrem Werden kann man es erkennen, das kein zufälliges war, sondern das Ergebnis einer langen Entwicklung, die aus dem Innern kam und sie gerade dadurch zu der ausdrucksvollen Sprache des „Volkes der Dichter und Denker“ entfalten konnte. Ungebundener als andere Sprachen in Wortfindung und im Satzbau — der ein freies Schalten in der Wortstellung erlaubt, während z. B. die französische an strengste Satzbauregeln gebunden ist —, ist sie so recht ein Ausdruck für den Freiheitsdrang der Deutschen. Dabei ist sie von einer Schönheit, die zarte Innigkeit und höchste Kraft vereint, und dieser Schönheit zollte der Redner an der Hand vieler Beispiele hohes Lob. — Allerdings meint man jetzt, daß es mehr an der Zeit sei, vor allem von der Sprachrichtigkeit zu reden, die durch eine Menge Zweifel, Unsicherheiten und Schwankungen gefährdet ist. Der Grund dafür ist jedoch nicht nur in Schwierigkeiten zu suchen, die der deutschen Sprache besonders anhaften, sondern vor allem in dem Verlust an Sprachgefühl in unserem Volke. Hier müssen unsere großen Gelehrten und Dichter Richter und Vorbild sein; Richter vor allem aber auch das Volk selbst, das oft feinsinniger als die Berufenen Irrtümer und Mängel erkannte und ablehnte. Im Namen des Volkes waltete auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein, der jedoch bei seinem Werk Schwierigkeiten in Menge zu überwinden hat.

Der Redner wandte sich in seinen weiteren Ausführungen besonders der Fremdwörterei zu, die auch ein Stück Seelenarbeit an der Sprache ist, allerdings kein schönes. Nur zu willig öffnete sich die Seele des Deutschen dem Fremden und spiegelt das durch die Fremdwörtersucht in der Sprache wieder. Hier müßte es zu einer Seelenveredelung kommen, und gerade der Krieg hat den mächtigsten Anstoß dazu gegeben; entstand doch mit seinem Beginn auch ein wahrer Volkskrieg gegen die Verunreinigung unserer Sprache mit fremden Worten, die ihren Ursprung in den Zeiten tiefster Erniedrigung Deutschlands hat. Erst während des Krieges ist es weiten Kreisen zu Bewußtsein gekommen, daß die Sprachreinigung geradezu eine sittliche Pflicht ist.

Zwang nützt nichts, wenn dieses Bewußtsein Allgemeingut werden soll, wohl aber Aufklärung, und der Redner, indem er sich besonders an die Lehrer und Lehrerinnen wandte, wies nun noch, daß gerade die Schule berufen sei, diese Aufklärung zu bringen. Ein neues Denken muß in dieser Hinsicht bei der Erziehung der Jugend den Weg bereiten und sie in das Wesen der deutschen Sprache wie in einen Tempel einführen, ihr Ehrfurcht einflößen vor der Sprache, die uns mit Vergangenheit und Gegenwart verknüpft. Gerade jetzt erkennen wir, wie unendlich Schönes wir an unserer Sprache haben, die weit seelenvoller ist als die französische oder gar die englische; die die Innigkeit der Grimmschen Volksmärchen so treulich auszudrücken vermag und ebenso der Größe der Lutherschen Bibelsprache, des klaren Ausdruckes Kantscher Weisheit, der Gedankenfülle und Kraft eines Goethe und eines Bismarck fähig ist. Mit einem Aufruf zur Mitarbeit an der Reinigungs- und Reinerhaltungsarbeit der deutschen Sprache als dem Ehrfurcht gebietenden Denkmal der deutschen Volksseele schloß der Redner unter stürmischem Beifall, und dieser einhellige Beifall der großen Versammlung zeigte, wie weit sich jetzt die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Arbeit des Sprachvereins ausgebreitet, den vor noch nicht allzu langer Zeit viele für einen Bund von Sonderlingen zu halten geneigt war! B. E.

Hamburger Fremdenblatt
9. I. 1917

Gegen die Fremdwörter in dem Verzeichnis der Fernsprechteilnehmer

Die Teilnehmerverzeichnisse (Fernsprechbücher) enthalten noch viele fremdsprachliche Ausdrücke, die durch deutsche Wörter gut ersetzt werden können. Im Ober-Postdirektionsbezirke Leipzig haben 7800 von 8500 Anschlußinhabern, der behördlichen Anregung entsprechend, die in der Eintragung ihrer Sprechstellen vorhandenen Fremdwörter beseitigen lassen.

Es ist wünschenswert, daß die Teilnehmer an den Fernsprechnetzen des Bezirks Hamburg die Bestrebungen zur Ausmerzung der Fremdwörter ebenso nachhaltig unterstützen wie die Leipziger Teilnehmer. Anträge auf (kostenlose) Aenderung der Eintragungen in das Teilnehmerverzeichnis nimmt das Fernsprechamt in Hamburg entgegen.

Einige der hauptsächlichsten Verdeutschungen sind: Agentur und Kommission = kaufmännische Vertretungen; Architekturbureau = Werkstätte für Baukunst; Atelier eleganter Damenmoden = Werkstätte feiner Frauenkleidung; Café = Kaffeehaus; Damen-Mode-Salon = Frauenbekleidung; Dentist = Zahnkünstler (oder Zahnpflege); Friseur = Haarkünstler; Friseur-Salon = Haarpflege; Frühstücks-Lokal = Gast- oder Schankwirtschaft; Korsett = Mieder; Manufakturwaren = Web- und Wirkwaren; Modewaren = Putzwaren; Parfümerie = Duftmittel; Pension = Fremdenheim; prakt. Arzt = Arzt; Redakteur = Schriftleiter; Restaurant = Gastwirtschaft oder Speise- und Bierhaus; Spedition, Transport = Güterbeförderung; Spezialarzt = Facharzt; Trikotagen = Wirkwaren; Weinrestaurant = Weinstube.

Tägliche Rundschau

2./II. 1917

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Neuorientierung.

Will man mit einem Schlagwort beim Deutschen Schule machen, so geht man am sichersten, wenn man zum Fremdwort greift. Dann wird's flugs ein „neues" Modewort, so alt die Sache an sich sein mag. Denn die Orientierung wie die Neuorientierung ist in unserem geliebten Deutsch uralt. Von jeher hat jeder Forscher auf jeder Sternwarte, der einen Himmelskörper beobachten wollte, sein Fernrohr auf diesen Stern eingestellt. Und jeder Windmüller hat von jeher seine Mühlenflügel — manchmal so und so oft am Tage — auf den jeweiligen Wind neueinstellen müssen. Wir Deutschen bedürfen deshalb trotz Krieg und Kriegsverhältnissen der „Neuorientierung" nicht; wir brauchen uns nur alle und auf allen Gebieten den großen Zeitläuften und ihren Erfahrungen gegenüber neueinzustellen.

Was nicht alles „erfolgt"!

Von unserm Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg erzählt man sich, daß er das Wort erfolgen stets mit besonderer Feindschaft verfolgt habe. Schon in seinen früheren leitenden Stellungen habe er dieses Allerweltswort und „Mädchen für alles" in den ihm vorgelegten Schriftsätzen unnachsichtig getilgt, ja, seinen Beamten das „erfolgen" untersagt. Mit vollem Recht. Denn was „erfolgt" nicht alles! Die Auswahl erfolgt (statt wird getroffen), die Erklärung erfolgt (wird abgegeben), die Todeserklärung erfolgt (wird ausgesprochen), die Zustimmung erfolgt (wird erteilt) usw. Alles dies nur, weil nicht das einfache Zeitwort genügt: wird ausgewählt, erklärt, zugestimmt usf. Und der papierne Stil und das Amts- und Juristendeutsch stempeln dann solche Zeitwörter gern noch in Hauptwörter um, fügen ihnen das „erfolgt" hinzu, und der Schwulst der Redeweise ist fertig: die Eintragung des Vereins erfolgt (der Verein wird eingetragen), die Unterzeichnung des Vertrages erfolgt (der Vertrag wird unterzeichnet), die Bestrafung der Schüler mußte erfolgen, weil .... (die Schüler mußten bestraft werden), und weiter — zwei kürzlich aufgelesene besonders hübsche Blüten, die mit Hilfe von „seitens" zu ungewöhnlicher sprachlicher Fülle entwickelt sind: Seitens der Polizei erfolgten sofort die nötigen Schritte (die Polizei tat sofort....) und: Bevor seitens des Richters das Urteil erfolgte (bevor der Richter das Urteil sprach oder fällte). — An den Pranger deshalb mit diesem sprachverderbenden „erfolgen", und als ebenso verderblich und gemeingefährlich sollte „seitens" ihm zur Seite gestellt werden!

Heeressprache.

Kein Gebiet unserer Sprache wimmelt so von Fremdwörtern wie die Heeressprache. Wir beklagen das heute um so mehr als in ihrem Wortschatz das deutsche Wesen am stärksten zum Ausdruck kommen sollte. Unsere Heeresverwaltung teilt diese Ueberzeugung und geht schon seit Jahren den Fremdwörtern zu Leibe. Das Erscheinen der Felddienstordnung und der Schießvorschrift für die Infanterie im Jahre 1887 bezeichnet den Anfang ihres zielbewußten Kampfes gegen die Ausländerei. Darin wurden 200 Wörter verdeutscht. In der 1896 vom Großen Generalstabe herausgegebenen „Geschichte des Zweiten schlesischen Krieges" erschienen Stirnseite für Front, Schießvorrat für Munition, Brückenboot für Ponton, Bootbrücke für Pontonbrücke, Streifreiter für Patrouille, Marschsäule für Kolonne, Pfahlreihe für Pallisade, Bestückung für Armierung, Viereck für Karree. Planvoll hat die Heeresleitung seitdem auf allen Gebieten gesäubert. Beispielsweise ist die Besichtigung für Inspizierung, Gebührnisse für Kompetenzen, Geräte für Inventarien, Küche für Menage, Stammlisten für Nationale, Verpflegung für Naturalverpflegung eingeführt. Ein wahrhaft mustergültiges reines Deutsch stellen uns die heutigen Kriegsberichte täglich vor Augen. Natürlich fehlt es in unserer Zeit nicht an einer Fülle neuer gutgemeinter Vorschläge für die Benennung von Truppen, Graden, Titeln, Behörden. Aber die sprachliche Neuerung stößt im Kriege auf besonders große Schwierigkeiten; sie würde Verwirrung anrichten. Es wäre verkehrt, die Rücksicht auf die Sprache jetzt über die Rücksicht auf das Bedürfnis zu stellen. Unsere Heeresleitung hat den richtigen Weg eingeschlagen, indem sie das vorläufig Erreichbare erstrebt. Also Geduld!

Tägliche Rundschau
5./II. 1917

64

Fremdwörter in der Geschlechterforschung.

Von Prof. Pirrs.

Wir entnehmen diese beherzigenswerte Anregung der Dezembernummer der in Leipzig erscheinenden Monatsschrift „Familiengeschichtliche Blätter".

D. Schrftl.

Der Behauptung im „Deutschen Herold" (auf Seite 83, 1916), daß die Fremdwörter „heraldisch" und „genealogisch" festumgrenzte Fachausdrücke seien und daß deutsche Wörter die durch sie bestimmten Begriffe nicht scharf genug wiedergäben, kann ich nicht beipflichten. Wenn ich in der Wappenkunde oder in der Wappenlehre, im Wappenwesen, im Heroldswesen von wappenkundlichen[1]) oder wappenlehrgemäßen, wappenlehrhaften Büchern spreche oder auf das Wappenwesen bezügliche, zu ihm gehörige Zeitschriften erwähne und in der Wappenkunst oder Heroldskunst mich auf wappenkundige[1]) Männer, auf Wappenkenner und Wappenforscher beziehe und von wappenkünstlerischer Ausführung einer zur Wappenkunst gehörigen Zeichnung berichte und ihre wappengemäße, wappenmäßige, wappengerechte Herstellung rühme, oder wenn ich von Wappentieren auf Wappenschilden und von wappenverzierten, wappengeschmückten Vorsatzpapieren erzähle, so habe ich für das eine Fremdwort „heraldisch" schon mehr als zwölf deutsche Ausdrücke zur Verfügung, von denen fast jeder eine andere Begriffsabschattung bietet, und ich habe auch noch den Mut zu deutschen Neubildungen, der mir bei Anwendung des Fremdwortes ganz genommen oder mindestens stark verkümmert wird. Das Fremdwort ist also auch hier kein klar umgrenzter, sondern, wie meistens, ein undeutlicher, verschwommener Begriff, und es gebrauchen, heißt den deutschen Reichtum zugunsten eines armseligen Eindringlings verachten.

Aehnlich steht es in der Geschlechterkunde oder Geschlechtskunde, Familienkunde, Stammkunde, Geschlechterforschung und -wissenschaft, in der Familienforschung, Verwandtschaftsforschung mit geschlechterkundlichen und familienkundlichen Arbeiten, mit Geschlechtsforschungen und Stammtafeln, mit stamm- oder familiengeschichtlichen, die Abstammung betreffenden Untersuchungen, mit denen sich der Geschlechter- oder Geschlechtskundige, der Familienforscher, der Familiengeschichtsforscher oder -schreiber, der Stammtafelschreiber beschäftigt. Auch hier steht eine Fülle scharf ausgeprägter Bezeichnungen zur Auswahl, bei denen die feinere Unterscheidung des weiteren Begriffs „Geschlecht" von dem engeren „Familie" leicht möglich ist, während das Fremdwort „genealogisch" mit seiner zungenbrecherischen Aussprache einen nur ungenauen und verschwommenen Inhalt hat.

Auch alle anderen Fremdwörter, die noch in der Fachwissenschaft der Geschlechterkunde gebraucht werden, sind überflüssig, da vollwertiger, ja besserer Ersatz[2]) für sie vorhanden ist. So gibt es Urkunden, Papiere, Schriften, Verhandlungen statt Akten; Urkundensammlung, -raum (für Archiv); Vorfahr (Aszendent); Abstammung (Aszendenz); Nachfahr (Deszendent); Nachkommenschaft, Fortpflanzung (Deszendenz); Abstammungsreihe (Deszent); Wahl-, Denk-, Sinn-, Wappenspruch (Devise); Ernennungs-, Bestallungsurkunde, -brief, Adelsbrief, Freiherrnbrief, Wappen- (Diplom); Urkunde, Schriftstück, Wertpapier (Dokument); Bücherzeichen (Exlibris); Abstammungsnachweis, Ahnenprobe (Filiationsprobe); für Probant[3]) schlage ich Ahnenprüfling vor, solange nichts Besseres dafür vorhanden ist. Bei einigen dieser Fremdwörter ließe sich darüber streiten, ob man sie wie das Wort Familie als eingebürgert, also als Lehnwörter ansehen und unbedenklich gebrauchen will, z. B. Akten, Archiv.

Wenn die deutschen Ausdrücke noch nicht bei allen Geschlechterforschern zu ihrem Herrenrecht gekommen sind und die Ausmerzung der eingedrungen Fremdwörter auch hier auf Widerstand stößt, so liegt der Grund hierfür nicht in der Mangelhaftigkeit der deutschen Sprache, denn fast jedes Fremdwort läßt sich deutsch wiedergeben, sondern in der Macht der Gewohnheit. Es ist unbequem und im Anfang nicht leicht, gewohnte Fremdwörter zu meiden, im Mündlichen schwerer als im Schriftlichen, wo Hilfsmittel[4]) zur Verfügung stehen; aber ohne Kampf hat sich noch nie etwas Neues und Gutes Bahn gebrochen, und leben heißt kämpfen. Bei dem in letzter Zeit so erfreulich geschärften sprachlichen Feingefühl und der gerade jetzt so herrlich gesteigerten Vaterlandsliebe sind wir es als Geschlechterforscher vor allen anderen Gebildeten unserer Muttersprache und damit dem deutschen Vaterlande — und wer hätte größere Vaterlandsliebe als der Familienforscher! — schuldig, auch im Gebrauch der Sprache echt deutsch zu sein.

Die Sache ist aber nicht bloß eine vaterländische, sondern auch eine schönheitliche Frage. Wer für die Schönheit alter Wappen empfänglich ist, müßte auch in der Pflege der Sprache den Schönheitsstandpunkt erklimmen, von dem aus er den Gebrauch von Fremdwörtern innerhalb deutschen Wortlautes als etwas Häßliches empfindet.

[1]) Die Zusammensetzungen mit -kundlich beziehen sich nur auf Sachen (erdkundlicher Unterricht), die mit -kundig auf Personen.

Tägliche Rundschau

65

5./II. 1917

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Material.

Auf ein Fremdwort glauben auch unsere vielgelobten Heeresberichte nicht verzichten zu können, auf „das Material". „Beträchtliches Kriegsmaterial wurde erbeutet". Der letzte herrliche Erlaß unseres Kaisers sagt dafür kurz, klar und deutsch Rüstzeug. Dieses „Material" verdiente längst, als lästiger Ausländer ausgewiesen zu werden. Es ist ein häßliches Wort. Spricht man genau Ma-te-ri-al, so stoßen sich die vier gleich kurzen Silben; spricht man Ma-ter-jal, so klingt es nachlässig. Trotzdem ist das Wort heute in aller Munde, geradezu ein Modewort. Nun, es klingt eben ein bißchen fremd und voll, ein bißchen studiert, es ist eben ausländisch, und das macht immer noch Eindruck. Dazu hat es inhaltlich die Art manches andern Fremdwortes: es ist so unbestimmt, daß es alles Mögliche bedeuten und also immer eintreten kann, wenn man zu unbeholfen oder zu faul ist, den deutschen Ausdruck zu suchen. Der Kolonial- und Materialwarenhändler weiß gewiß oft selbst nicht, was in seinem Laden eigentlich „Material" ist. Bald ist Gerät, bald Werkzeug, bald Baustoff gemeint, und bietet das Geschäft das alles zugleich, so nenne es sich kurzweg Warenhandlung. Eine Fliegerbombe fällt darauf: der „Materialschaden" (Sachschaden) ist bedeutend. Die vernichteten Waren sind schwer zu ersetzen, da „das Material" (die Rohstoffe) immer knapper wird. Der Gelehrte sammelt „Material" (Stoff, Tatsachen) zur Geschichte dieser trüben Zeit; seinen Aufsatz kann die Zeitschrift aber nicht drucken, weil sie mit „Material" (Druckstoff, Beiträgen) überhäuft ist. Besonders greulich ist für jedes feinere Sprachgefühl das „Lehrer- und Schülermaterial"; sind denn Lehrer und Schüler Papier oder Balken oder Steine? Früher waren Lehrer und Schüler gut oder schlecht, heute ist es „das Lehrer- und Schülermaterial". Ebenso häßlich ist der Ausdruck Menschenmaterial. Man sage dafür Menschen!

Tägliche Rundschau
14. III. 1917

66

Deutsche oder lateinische Schrift?

Von Max Ortmann (Steglitz).

Als ich kürzlich in dem Geschäft eines Berliner Zeitungsverlages an das dort beschäftigte Fräulein die Frage richtete, ob denn auch in den Zeitungen ihres Verlages die seitenlangen Ausführungen des Herrn Kommerzienrats Soennecken über die Abschaffung der deutschen Schrift erschienen seien wie z. B. im „Berliner Lokalanzeiger" und „Berliner Tageblatt" vom 28. Januar, da erhielt ich die kurze, aber verblüffende Antwort: Nein, das wäre doch auch paradox. Aus diesen wenigen Worten des natürlichen Volksempfindens geht wohl schon klar genug hervor, wie wenig der „Aufruf" des Herrn Soennecken „an das deutsche Volk" der allgemeinen Zeitrichtung Rechnung trägt. Da nun aber Herr Soennecken, der nach seinen Ausführungen im „Berliner Lokalanzeiger" selbst Laienautoritäten wie den Fürsten Bismarck mangels besonderer Fachkenntnisse nicht gegen sich aufkommen läßt, natürlich solche einzelnen Volksstimmen noch viel weniger gelten lassen wird, so werden ihm andere stichhaltige Gründe vielleicht einleuchtender sein. Herr Soennecken behauptet, das ist der Kern und Gipfelpunkt seiner langatmigen Ausführungen, daß der geistige Verkehr mit andern Völkern nur in der Weltschrift mit lateinischen Schriftzeichen möglich sei; daß die Wahrheit nicht in das Ausland dringen könne, wenn unsere Zeitungen in deutscher Bruchschrift gedruckt seien. Hierbei scheint Herr Soennecken ausschließlich von der Annahme auszugehen, als ob zur Verständigung nur die Schrift erforderlich sei. Sollte nicht aber noch viel wichtiger als die Schrift unsere deutsche Sprache sein? Was nützen überhaupt die besten Schriftzeichen ohne die nötigen Sprachkenntnisse? Grade in der Schwierigkeit unserer Sprache liegt wohl hauptsächlich der Grund, warum diese den Ausländern weniger leicht zugänglich ist als z. B. das Englische. Um nun das Deutsche als Weltsprache durchzusetzen, dazu gehört vor allem die Behauptung und Durchsetzung der deutschen Weltmachtstellung; das Vorherrschen der bewaffneten Macht allein ist der Grund, warum erst das Spanische, dann das Französische, nach ihm das Englische und endlich auch das Deutsche zu fertigen Nationalsprachen geworden sind, um dann auch einen darüber hinausreichenden Welteinfluß zu erlangen. Die Schriftzeichen kommen dabei wohl erst in zweiter Linie in Betracht. Der Unterschied zwischen den lateinischen Schriftzeichen und der deutschen Schrift, mag man diese nun gebrochene Gotik, eckige Lateinschrift, Fraktur oder sonstwie nennen, ist überdies nicht von so wesentlicher Bedeutung, daß dadurch das Erlernen unserer Sprache hemmend oder störend beeinflußt werden könnte. Außerdem hat doch auch die Lateinschrift nicht unerhebliche Mängel, und es wirkt immerhin eigenartig, wenn Herr Soennecken in seinen zeichnerischen Darstellungen ausgesuchterweise gerade die schlechtesten Fraktur- und die besten Antiquabeispiele heranzieht. Schon die fehlende Unterscheidung der verschiedenen S-Formen in lateinischer Schrift stört vielfach das Verständnis. Zentrumsturm (Zentrumsturm oder Zentrumsturm?), Masse (Maße oder Masse?), z. B. in Massen (Maßen oder Massen?) genossen ist der Branntwein bekömmlich.

Und nun die am meisten einschneidende Seite der Bestrebungen des Herrn Soennecken: Sollten alle Druckereien, Schriftgießereien usw. den jetzt vorhandenen gewaltigen Bestand an Schriftsatzzeichen einfach beiseite stellen und dafür lateinische Zeichen beschaffen? Soll alles Schrifttum aus den letzten Jahrhunderten, soweit es deutsch gedruckt ist, einfach aus dem geistigen Besitz unseres deutschen Volkes dadurch getilgt werden, daß wir die deutschen Schriftzeichen nicht mehr erlernen? Das hieße denn doch wohl, das Kind mit dem Bade ausschütten. Der bisherige doppelte Schriftgebrauch bei uns gewährt außerdem den erheblichen Vorteil der Hervorhebung bestimmter Teile bei allen Ankündigungen sowohl in der Presse als auch sonst in der Oeffentlichkeit. Dabei wird der deutschen Schrift noch dazu von unbefangener Seite eine größere Lesbarkeit nachgerühmt; da sie tatsächlich um die Hälfte mehr Ober- und Unterlängen der Buchstaben aufweist und somit ein länglich schmales Wort- und Satzbild ergibt, so ermöglicht sie damit ein um so schnelleres und leichteres Auffassen des Inhaltes jeder Drucksache. Der Lateindruck ist wegen der Rundbogen der Schrift umfangreicher, einförmiger und — teurer. Eine gesetzliche Regelung des einseitigen lateinischen Schriftgebrauchs, wie ihn Herr Soennecken augenscheinlich erstrebt, wird aber überhaupt wohl kaum durchführbar sein; sie würde müberbrückbaren Schwierigkeiten begegnen und zu den größten Verwirrungen Anlaß geben. Soll man dem, der sich deutscher Schriftzeichen bedient und aus Liebe zum deutschen Eigenbesitz nicht gern davon lassen möchte, das Schreiben oder Drucken damit kurzerhand bei Strafe verbieten? Das würde allenfalls eine frisch-fröhliche Hetzjagd auf deutsche Buchstaben zur Folge haben und so immerhin dem Reichssäckel nicht unwillkommene Strafgelder einbringen, sonst aber würde eine solche Maßnahme so unerquickliche Zustände im Deutschen Reiche schaffen, die unserm Deutschtum nichts weniger als förderlich sein könnten. Es wird also wohl vernünftigerweise weiterhin im Deutschen Reiche beim alten langbewährten doppelten Schriftgebrauch verbleiben müssen. Die typische deutsche Schrift, welche unter den Augen des Altmeisters deutscher Kunst, Albrecht Dürer, 1527 entstanden, von Gutenberg als gotische Druckschrift zuerst auf deutschem Boden verwendet und von Goethe, Schiller, Bismarck und Moltke mit Vorliebe verwendet worden ist, hat auch im deutschen Volke überall im Laufe der Jahrhunderte die erste Stelle eingenommen und wird sich auch künftighin diesen Vorrang nicht streitig machen lassen. Das persönliche Empfinden der deutschen Volksgenossen, das gerade in jetziger Zeit jeden Eigenbesitz als Bestandteil unseres Deutschtums ganz besonders zu schätzen weiß, wird das auch fernerhin beweisen. Ueber den Geschmack selbst zu streiten ist nach einem bekannten Worte ja wohl zwecklos, bei einer gemäßigten rein sachlichen Auseinandersetzung und bei der achtungsvollen Beurteilung auch gegenteiliger Ansichten dürfte aber auch diese seit langem strittige Frage hoffentlich bald zur Ruhe kommen, wenn dabei auch diejenigen Stimmen beachtet werden, welche bisher unserm deutschen Empfinden Richtung und Ziel gewiesen haben.

Als eine solche maßgebende und verantwortliche Stelle, die anscheinend bisher ganz übersehen worden ist, möchte ich die Herausgeber des bei der Weltausstellung in St. Louis 1904 erschienenen Kataloges der Ausstellung des Deutschen Reiches erwähnen. Im buchgewerblichen Teile wird hierin auf S. 182 von dem Direktor der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums Dr. Peter Jessen über die deutsche Schrift folgendes ausgeführt:

„Noch sind die Deutschen das einzige große Volk Westeuropas, das seine eigene Schriftart pflegt. Es gibt weite Kreise, die unbedingt für den Anschluß an die lateinische Schrift eintreten. Aber es gibt auch Kunstfreunde, die nicht nur aus vaterländischen, sondern aus künstlerischen Gründen wünschen, die Vorzüge der bisher in Deutschland üblichen Schriften, um ihrer Mängel willen, nicht aufzugeben. Ihnen scheint selbst die Frakturschrift künstlerisch eigener, frischer, charaktervoller. Sie erinnern daran, daß auch im Auslande die gotischen Schriftzüge noch nicht vergessen sind. Sie suchen deshalb teils die bisher gebräuchlichen Arten, Fraktur und Schwabacher, zu beleben und zu vertiefen, teils greifen sie auf die einfacheren gotischen und halbgotischen Formen aus Gutenbergs Zeit zurück. Das erste größere Druckwerk dieser Art ist der Katalog des Deutschen Reiches für die Pariser Weltausstellung 1900 gewesen, den die Reichsdruckerei mit den von Georg Schiller gezeichneten Typen gedruckt hat. Die Schrift eignete sich sowohl für die deutsche, wie für die französische und englische Ausgabe. Auch der Schrift, der schwierigsten Aufgabe der dekorativen Kunst, haben sich wieder echte Künstler angenommen, im Verein mit mutigen und feinsinnigen Schriftgießereien, Otto Hupp, Peter Behrens, Heinz König, eine Zierschrift von ganz eigener starker Flächenwirkung hat der leider früh verstorbene Otto Eckmann geschaffen. Es herrscht ein frischer reger Wetteifer in der deutschen Schriftkunst; die deutschen Gießereien lassen sich auch im Kampfe um die Kunst zur Zeit von keiner europäischen Nation überholen."

Tägliche Rundschau
19./II. 1917

Zensur.

Eine sprachliche Anregung.

Wieviel wird heute nicht geredet, verhandelt, geschimpft über die Zensur! Aber trotz aller Gegnerschaft ist die Sache nicht totzukriegen und noch viel weniger das Wort. Es ist ja auch zu ehrwürdig, weil es so uralt ist! Sein Ansehen ist unerschütterlich, denn es stammt aus dem heiligen Latein. Will ein Abgeordneter durch einen guten Schluß seiner Rede Wucht und Wirkung geben, dann schleudert er ein ceterum censeo in den Saal. Das censeo, d. h. ich meine urteile, prüfe, bewerte, bezeichne usw. ist nämlich die Stammutter der großen Wortfamilie, zu der Zensor, Zensus, Zensur, Zensit, zensual, zensurabel gehören. Diese Abkömmlinge sind nach und nach ausgestorben. Nur die Alten kennen noch aus ihrer Schulzeit den Zensor, der mit der Würde des hohen Sittenbeamten aus der Römerzeit in den Pausen auf dem Lehrerpult stand und jeden, der wie Max und Moritz die heilige Klassenordnung stören wollte, mit tugendsamer Miene an die Tafel kreidete. Aus der amtlichen Schulsprache ist Zensur verschwunden, und in der Umgangssprache weicht es immer mehr vor dem Zeugnis zurück. Der Zensit hat sich in den Steuerpflichtigen verwandelt. Aber trotz des gesunden Triebes unserer Sprache, diese Eindringlinge auszustoßen, faßt das Wort Zensur immer fester Wurzel, als ob es für unsere Kriegführung unentbehrlich wäre. Selbst das Gelächter über die häßlichen Spielarten zensuriert, Zensurkommission hat ihm noch nicht den Rest geben können. Aber haben wir nicht das schöne Wort „prüfen“? Schon lange erscheint es auf Briefen und Druckschriften in der amtlichen Form überprüft. Die Ableitung Prüfung braucht jedermann, wenn er von der Preis-, Nahrungs-, Rohstoffprüfungsstelle spricht. Sehen wir auf die Kürze, den Klang und den Tonfall auf die Abwandlung, Biegung und Zusammensetzung, so ist das deutsche Wort dem fremden allemal überlegen. Darum sagen wir Prüfung für Zensur! Das versteht jeder. Den vorgeschlagenen Ersatz „Brotkarte der öffentlichen Meinung“ versteht vielleicht nicht jeder richtig.

Vossische Zeitung

20. II. 1917.

Der Berliner Magistrat verdeutscht. Auch die Berliner Stadtbehörden gehen jetzt offensiv gegen das büropratische Fremdwort vor. In der neuesten Nummer des Berliner Gemeindeblattes wird mitgeteilt, daß „zum Zweck der Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern" angeordnet wird: Das Magistratsdepositorium und das Magistratsasservatorium führen fortan die einheitliche Bezeichnung: „Städtische Hinterlegungsstelle". Ferner werden ersetzt: Ausgabekontrolle durch Ausgabebuch, Etatskontrolle durch Anweisungsbuch, statutenmäßig durch satzungsmäßig, reglementsmäßig durch satzungsmäßig, Repräsentationsgelder durch Aufwandsgelder, Stipendien durch Beihilfen, invalid durch dienstuntauglich, Zentralverwaltung durch Hauptverwaltung, Pension durch Ruhegehalt, Fonds durch Mittel, Portokosten durch Postgelder, Kanalisationsgebühr durch Entwässerungsgebühr, Versicherungsprämie durch Versicherungsbeiträge, Immobilien durch Grundbesitz, Mobilien durch Möbel, Gerät, Unfallstation dur Rettungsstelle, Pauschale durch Entschädigung, Pumpstation durch Pumpwerk, Etat durch Haushalt und anderes mehr. Im übrigen werden sämtliche Verwaltungsstellen veranlaßt, Fremdwörter aus der Amtssprache nach Möglichkeit zu beseitigen, in zweifelhaften Fällen jedoch die Entscheidung des Magistrats einzuholen. — Unklar bleibt in der mitgeteilten Liste die Verdeutschung von „Position", wofür „Post" gesetzt werden soll.

Fremdenblatt
24. IX. 1917

* (**Deutsch reden!**) Der Besen der Sprachreinigung fegt seit Kriegszeiten mit Recht kräftig das Fremdwortunwesen aus der deutschen Sprache heraus. Dabei wird jedoch, wie sich mühelos nachweisen läßt, die Einseitigkeit zur Richtlinie — die Jagd auf das Fremdwort gibt einem noch schlimmern, innern Feind Schonzeit: der Mißhandlung der deutschen Sprache durch lächerliche, faule, unüberlegte Wort-, Begriffs- und Satzbildung. Die Syntax verwildert zusehends. So läßt sich's der Leser jeden Tag, x-mal abgewandelt, drucken: n a c h d e m das Wetter heute schön ist, gehen wir spazieren; n a c h d e m heute noch nicht Frieden ist, haben wir noch keine Rundsemmeln und Salzstangerln. Dieses „nachdem", das eine dialektische Herkunft hat, ist heute vielleicht der grimmigste, Schamröte erweckende Feind der deutschen Sprache. Zu sagen: weil das Wetter heute schön ist, gehen wir — —, fällt keinem mehr zu sagen ein, ob er nun eine Mistgabel in den Händen hält oder die feinsten Wildlederhandschuhe trägt. Neuestens w e r d e n auch immer eine A n z a h l Dampfer als versenkt gemeldet. Es darf versichert werden, daß der Eindruck der Versenkungen viel eindrucksvoller wäre, wenn die Mehrzahl des Hauptwortes mit der Mehrzahl des Zeitwortes übereinstimmte. Auf höhere Geisteskraft scheint der Begriff „was für ein" Anspruch zu machen. Er wird je nach der Müdigkeit des Schreibenden oder Sprechenden mehr oder weniger stark zerrissen, ganz bleibt er nie. „Es ist zum Erbarmen, w a s diese Frau dort auf der andern Straßenseite f ü r e i n armes Geschöpf ist!" Statt: „. . . . , w a s f ü r e i n armes Geschöpf diese Frau auf der andern Straßenseite ist." Sag' es aber einem, daß er schlecht spricht, sofort ist er bereit, das Gespräch mit den Fäusten, wenn's sein muß, weiterzuführen. Jüngst tut sich auch ein Wort, mehr mit intellektueller Färbung, recht patzig. Es stolziert einher wie ein Wundertier und sonnt sich im Glanz seines vielleicht noch „bildungsfähigen" Erfinders. Es heißt: E r t ü c h t i g u n g. Ja, was stellt man sich darunter vor? Dieses Hauptwort scheint abgeleitet zu sein von einem Zeitwort „ertüchtigen". Und das gibt es gar nicht. Man muß es eigens erfinden, um die Erfindung seines Hauptwortes zu begründen. Es ist schon weit gekommen mit uns. Wenn wir aber vor der richtigen An- und Verwendung deutscher Worte keinerlei Achtung haben, was für einen Sinn hat dann die grimme Fehde, die wir gegen das Fremdwort führen? Schließlich sind Fremdlinge immer noch eher zu dulden, als die anmaßenden, ungebildeten und sich gebildet gebärdenden Sprößlinge des eigenen Blutes. Nein, schließen wir hinter beiden die Tür, wir wollen und müssen eine ungezieferfreie Wohnung haben, nachdem — — o nein! — w e i l uns davor graut.

Kölnische Zeitung
10. III. 1917

70

[Sprachpflege im preußischen Staatshaushalt.] Der preußische Finanzminister, Dr. Lentze, hat, wie man weiß, auf Grund der Vorarbeiten der einzelnen Verwaltungen und mit Beihilfe des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins im dritten Kriegshaushaltsplan eine Reihe von entbehrlichen Fremdwörtern durch deutsche Worte ersetzt. Eine Übersicht über das Maß der vorgenommenen Verdeutschungen gibt Ernst Dronke im Februar-März-Heft des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins: Gegen 200 bisher gebrauchte Fremdausdrücke sind behandelt und bis auf einige wenige vollständig beseitigt worden, teils durch deutsche Ausdrücke ersetzt, teils umschrieben, einzelne, wie z. B. das Wort „extraordinär" in dem Vermerk am Schlusse der einmaligen und außerordentlichen Ausgaben, als überflüssig einfach gestrichen. Der bisherige „Etat" jedes einzelnen Ministeriums heißt „Haushalt", diese Haushalte oder Haushaltpläne bilden zusammen den Staatshaushalt, sie werden aufgestellt nicht mehr für ein Etatsjahr, sondern für ein Rechnungsjahr, sie enthalten keine Etatstitel mehr, sondern Plantitel oder Haushalttitel und statt der frühern Positionen fortan Ziffern, Sätze, Punkte. Der Hauptetat ist ein Hauptplan, der Spezialetat ein Sonderplan oder Sonderhaushalt, der Kassenetat ein Kassenanschlag geworden. Schon hieraus ersieht man, daß die Bearbeitung nicht der unrichtigen Anschauung folgt, es dürfe für ein bestimmtes Fremdwort nur eine einzige Verdeutschung gegeben werden. Im Gegenteil ist es lehrreich, zu sehen, wie verschieden ein und derselbe Fremdausdruck gebraucht wurde, und wie sehr wechselnde Ersatzwörter zur Verdeutlichung beitragen. So heißt es für Prämien an mehrern Stellen einfach Belohnungen, für Dienstprämien Dienstbelohnungen, die Prämien für Materialersparnis in der Eisenbahnverwaltung werden Stoffersparnisgelder genannt, die Prämie der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie Übergewinn, Bauprämien Bauzuschüsse. Die Soll-, Deck-, Sachregister sind umgewandelt in Sollbücher, Decklisten und Inhalts- oder Sachverzeichnisse. Statt Organisation findet sich je nachdem Ordnung, Einrichtung, Gliederung, Aufbau, die Exekutivbeamten können Außenbeamte, Sicherheitsbeamte, Vollzugsbeamte, Vollstreckungsbeamte sein. Offenbar mit Absicht beibehalten hat man eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Bezeichnung der verschiedenen Geldbezüge. Wir finden da Aufwandsgelder (Repräsentationsgelder), Ausgedientengelder (Invalidengelder), Belohnungen (Prämien), Dienstzulagen (Funktionszulagen), Entlohnung (Honorierung), die Füllenentschädigung (Füllen-Gratiale), Gespanngelder (Equipagengelder), Gebühren- und Gewinnanteile (Tantiemen), Gewinngebühren (Gewinnprovisionen), Hörgelder und Vorlesungsgebühren (Kollegiengelder, Studienhonorare), Hörsaalgelder (Auditoriengelder), Jahrgelder (Apanagen), Kleidergelder (Montierungsgelder), Lehrlingsgelder und Übungsgebühren (Praktikantengelder), Nebenbezüge (Emolumente), Ortszulagen (Lokalzulagen), Schriftsold (Autorhonorar), Stiftungsgelder oder Beihilfen (Stipendien), Tagegelder (Diäten), außerordentliche Vergütungen und Zuwendungen (Remunerationen und Gratifikationen). Aus dieser Aufzählung sieht man, daß die Verdeutschungen sich auf ganz bestimmte Stellen des Haushalts in bestimmten Zusammenhängen beziehen, daß also ein hier im einzelnen Falle gewählter Ausdruck keineswegs immer ein allgemein gültiges und überall brauchbares Ersatzwort für das betreffende Fremdwort in allen seinen verschiedenen, oft schillernden und verschwommenen Bedeutungen sein soll und kann. Hierin liegt wohl eine der Schwierigkeiten, auf die der Finanzminister hingewiesen hat. Daß er bei andern Schwierigkeiten auch vor kühnen Neuerungen nicht zurückgeschreckt ist, beweist manch treffliches Beispiel, wie „-zinsig" für prozentig, die Übernahme des von dem Ausschuß für Verdeutschung im Versicherungswesen gebildeten „Austeils" für Dividende (zum Unterschied von Tantieme = Gewinn- oder Gebührenanteil), die „Schutzsperre" für Quarantäne, die „Sammelheizung" anstatt der Zentralheizung. So vorsichtig zu behandelnde Dinge wie Prioritätsanleihen sind ohne Erschütterung von Handel und Wandel zu „bevorrechteten Anleihen" geworden, und selbst die schier unbeteiligten Matrikularbeiträge haben den fast unangenehm verständlichen Bundesbeiträgen weichen müssen. Wieviel deutlicher ist es, statt Passivkapitalien einfach Schulden zu sagen, aber auch wieviel hübscher klingt „staatliche" oder „staatseigene" statt „fiskalische", wieviel klarer „freiwillig" statt „nicht obligatorisch", wieviel würdiger „im Dienst verstorbene Beamte" als „verstorbene aktive Beamte". So ließe sich noch vieles anführen, z. B. Altmaterialien = Abfälle, Annuität = Zeitrente, aversioniert = abgelöst, Bonitierung = Wertermittlung, Depotgebühren = Verwahrgebühren, Dispositionsfonds = zur Verfügung für ..., Dokumente = Verschreibungen, Urkunden, emeritiert = außer Dienst, verabschiedet, im Ruhestand, etatsmäßig = planmäßig, Formular = Vordruck, Insignien = Abzeichen, Interesse = „für" oder „zum Nutzen" oder „zum Vorteil", Interesse bieten = Beachtung verdienen, Jockei = Rennreiter, Kandidaten = Befliſſene, Anwärter, Karenz (-zeit) = Wartezeit, kultiviert = angebaut, Kurse (Unterrichts-) = Lehrgänge, Kurse (Instruktions-) = Sonderlehrgänge, Laboratorium = Versuchsraum, -anstalt, -stätte, Werkstatt, Forschungsstätte, Material = Stoff, Vorrat, Materialien = Rohstoffe, Medikamente = Heilmittel, Meliorationen = Bodenverbesserung, Militärpersonen = Heeresangehörige, normalmäßig = üblich, durchschnittlich, regelrecht, Pension = Ruhegehalt, Pensionierung = Überführung in den Ruhestand, Pensionat = Schülerheim, pharmazeutisch = arzneikundig, Qualität = Eigenschaft, Beschaffenheit, Güte, Quote = Beitrag, Teil, Anteil, Rate = Betrag, Teilbetrag, reglementsmäßig = satzungsmäßig, vorschriftsmäßig, nach Dienstvorschrift, Reparaturen = Ausbesserungen, Instandsetzungen, Repräsentationsräume = Festräume, Ressort = Geschäftsbereich, Bereich, Restitutionen = Rückerstattungen, reversmäßig = verpflichtungsmäßig, Rezept = Arzneivorschrift, Session = Tagung, Studienreisen = Forschungsreisen, Bildungsreisen, Terminhandel = Zeitgeschäfte, Transportkosten = Beförderungskosten. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, und alles auf einmal hat sich auch im preußischen Staatshaushalt nicht bessern lassen. Die vorsichtigen Anfänge werden von selbst weiter wirken, besser als gewaltsame Zwangsverdeutschungen. Wo sich neue Verbesserungen bilden und bieten, werden sie bei nächster Gelegenheit übernommen werden. Dieser Verheißung des Ministers können wir zuversichtlich vertrauen.

Tägliche Rundschau

71

20./III.1917

Die deutsche Schrift und die Reichspost.

Eine Bitte an S. Exz. Herrn Staatssekretär Kraetke.

In meiner Abhandlung „Wie steht es um die Erhaltung der deutschen Schrift?“ (erschienen im Heft 12, 1916 der „Norddeutschen Monatshefte“ zu Hamburg) habe ich unter anderem auf einen meines Erachtens sehr wesentlichen Wandel zuungunsten der deutschen Schrift, der sich in neuester Zeit stark bemerkbar macht, hingewiesen. Der Kampf gegen unsere Bruchschrift ist nicht von gestern und heute, schon zur Zeit Goethes bestand er, wie wir z. B. aus der innigen Fürsprache der Mutter Goethes für die deutschen Zeichen bei ihrem Sohne entnehmen können. Aber während früher die Begünstigung der lateinischen Buchstaben hauptsächlich in den oberen Schichten der Gebildeten eine Stätte fand, hingegen der Gebrauch der deutschen Schrift bei den breiten Massen des Volkes im wesentlichen unangetastet blieb, müssen wir heute im Gegenteile wahrnehmen, daß sich gerade in der Masse der Bevölkerung, in den mittleren und selbst den unteren Schichten der Hang zur lateinischen Schrift in ganz bedrohlichem Maße bemerkbar macht. Richteten sich die damaligen Bestrebungen hauptsächlich gegen die deutsche Druckschrift, zielten sie namentlich darauf hin, den Druck von Büchern in lateinischen Buchstaben zu fördern, so ist die heutige Richtung besonders dadurch gekennzeichnet, daß sie auf dem Gebiete der Schreibschrift, also in der Schriftbetätigung, die aus dem Willen jedes einzelnen entspringt, die Lateinschrift in ganz sichtbar größerem Maße als früher zur Erscheinung bringt. Es ist ein Vorgang, der bei allen, denen es irgend um Wahrung der deutschen Schrift zu tun ist, ernsthafte Beachtung erfordert. Denn ginge unsere deutsche Schreibschrift verloren, so wäre es bald auch um die Druckschrift geschehen, wie es der Gang der Entwickelung bei den nordischen Völkern aufs deutlichste zeigt.

Bei der Frage nach der Ursache jener Erscheinung stoßen wir hauptsächlich auf zwei Gründe. Zum ersten, die in den bezeichneten Volkskreisen herrschende Vorstellung, man gebe durch den Gebrauch der lateinischen Schrift eine höhere Stufe der Bildung kund. So wendet sich ein großer Teil der Jugend in den gehobenen Bildungsanstalten der Lateinschrift zu, so glauben namentlich auch viele jungen Mädchen, wenn sie die Schwelle der Volksschulbildung überschreiten, wenn sie sich irgendeiner Berufstätigkeit zuwenden (das ist aber heute der größere Teil), so schnell wie möglich der deutschen Schrift entsagen zu müssen. Daß aber die Abkehr von der deutschen Schrift noch tiefer in die Grundschicht des Volkes reicht, daß heute auch der einfachste Mann, selbst das Mädchen vom Lande, nicht selten lateinisch zu schreiben bemüht ist, hat noch einen anderen Grund. Mit großer Mühseligkeit werden dort oft Briefaufschriften, die Ueber- und Unterschriften in Schreiben, die an irgendeine Amtsstelle gerichtet sind, wenn nicht die Schreiben selbst, in lateinischen Zeichen hergestellt, oft wird dazu die Rückkunft vielleicht des einzigen der Familie, der Lateinisch schreiben kann, abgewartet, weil man wähnt, nach oben hin, nach außen hin hätten doch nur die lateinischen Zeichen die volle oder wenigstens die höhere Geltung. Als eine Lehrerin Bauersleute durch langes Zureden vermocht hatte, die Briefaufschrift an ihren im Felde stehenden Sohn in deutschen Zeichen herzustellen, sagte die Mutter zum Schlusse besorgt zu ihr, sie fürchte doch sehr, daß der Brief wegen der deutsch geschriebenen Aufschrift nicht ankäme. So sehr ist beim einfachen Manne der Glaube an die Geltung der deutschen Schrift erschüttert.

In dieser Hinsicht ist nun der Einfluß, der von der Postverwaltung ausgegangen ist, von großer Bedeutung. Es besteht im Volke weit und breit die Meinung, daß die Post die Anwendung der lateinischen Schrift verlange. Ich kann augenblicklich nicht feststellen, inwieweit solche Bestimmungen im einzelnen wirklich bestehen oder vielleicht bestanden haben, Tatsache aber ist, daß die amtlichen Muster fast immer die Namen lateinisch geschrieben enthielten, und daß für alle ins Ausland gerichteten Sendungen lateinische Schrift verlangt wird, also auch für solche, die nach Oesterreich, der Schweiz, Holland, den nordischen Ländern gerichtet sind, obwohl dort die deutsche Schrift sehr wohl bekannt ist. Ja, sie ist viel weiter bekannt, denn Leute, die grundsätzlich die deutsche Schrift in Aufschriften anwenden, haben festgestellt, daß Briefe um die ganze Erde mit solchen Aufschriften richtig angekommen sind. Und freilich könnte unsere Schrift im Auslande noch viel mehr bekannt und höher angesehen sein, wenn wir selbst sie nicht so ängstlich verbärgen, wenn nicht beispielsweise bei Behörden und Geschäftsleuten fast ausnahmslos das Verfahren bestünde, Briefe in deutscher Sprache dem Auslande stets nur im Gewande lateinischer Schrift zukommen zu lassen. Wer die deutsche Sprache kennt, kennt auch die deutsche Schrift, und Ausländer, die die deutsche Sprache schätzen, haben in zahlreichen Fällen erklärt, daß sie Deutsches lieber in deutschen Zeichen lasen als in lateinischen. — Wie aber könnte sich etwas Geltung und Anerkennung erringen, das vom öffentlichen Gebrauche mit aller Absicht ferngehalten wird?

Doch kehren wir zu unserem besonderen Gegenstande zurück. Seit einigen Jahren ist zu bemerken, daß die geschriebenen Aushänge der Post: Wetterberichte, Kriegsnachrichten und ähnliches, eigentlich durchweg nur noch lateinisch hergestellt sind. Auch werden alle Privattelegramme in lateinischer Schrift ausgefertigt, woraus gar nicht anderes geschlossen werden kann, als daß eine Vorschrift, dies zu tun, bestehen muß. Es ist uns versichert worden, daß die Telegraphenbeamtinnen gezwungen sind, ihre Uebungstelegramme ausschließlich lateinisch niederzuschreiben, und daß ihnen jeder darin vorkommende deutsche Buchstabe als Fehler angerechnet wird. Ja, dann freilich dürfen wir uns nicht wundern, wenn ihnen bald die lateinische Schrift in Fleisch und Blut übergegangen ist und sie jeden Hang zur deutschen Schrift mit Gewalt in sich ersticken.

Die erwähnten Schriftbetätigungen der Reichspost sind aber nun gerade diejenigen, die wie keine andere jedermann aus dem Volke erreichen, und sie hauptsächlich bewirken es, daß in der breiten Unterschicht unseres Volkes die Meinung von der höheren Geltung der lateinischen Schrift und von der Minderwertigkeit der deutschen hervorgerufen wird.

Darum sei hierdurch an Herrn Staatssekretär Kraetke dringend die Bitte gerichtet, vorstehendem Gegenstande sein Augenmerk freundlichst zuwenden zu wollen. Mögen in Zukunft auch die geschriebenen Mitteilungen der Post wieder im Gewande deutscher Schrift erscheinen, möge man bei Herausgabe von Vorschriften für Abfassung von Aufschriften und dergleichen das deutsche Volk vielmehr dazu anregen und ermahnen, sich der deutschen Schrift zu bedienen als es davon abzuschrecken. Es kann nicht genug betont werden, wie groß der Einfluß ist, der von der Schreibung der Namen allein auf die allgemeine Schriftbetätigung ausgeht, wie ich in dem obengenannten Aufsatze näher ausgeführt habe. Der größte Teil des deutschen Volkes, wenn es sich einmal auf sein Eigenes besinnt, würde es Sr. Exzellenz von Herzen danken, wenn er so zur Ehrenrettung und zur Erhaltung unserer deutschen Schrift beitragen wollte, die heute gerade von den geistig Führenden des Volkes wieder — trotz Herrn Sönnecken — als ein hohes völkisches Gut anerkannt und verehrt wird.

Otto Briegleb,
Regierungs- und Baurat, Saarbrücken.
Mitglied des deutschen Schriftbundes
zu Zehlendorf.

72

22./III. 1917

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Pazifist.

Mit diesem Worte sind die Ersatzmittel der heutigen Zeit um ein neues vermehrt. Aber für den Sprachkundigen ist es von ganz häßlichem Geschmack. Denn es ist eine wahre Ausgeburt fremdsprachlicher Mißbildung. Es kommt von dem lateinischen Worte pacificus, dem das französische pacifique und das englische pacific entspricht. Da der Stamm des Wortes pacific lautet, so müßte durch Anhängung der Silbe = ist natürlich die Form Pazifizist entstehen. Aber an Stelle des richtigen Wortkörpers hat man mit Pazifist einen Krüppel untergeschoben. Die es brauchen, wollen zwar ihre Bildung zur Schau tragen, machen sich aber lächerlich. Pazifist ist anfechtbar, und das richtig gebildete Pazifizist klingt gräßlich. Lehnen wir also das häßliche Erzeugnis einer schädlichen Ersatzsucht ab! Man hat dafür Friedensförderer vorgeschlagen. Wem der Vorschlag nicht gefällt, der ersinne Besseres.

Als und wie.

„Die Feinde sind zahlreicher wie wir." „Das Geschützfeuer war nicht so stark als erwartet wurde." Es ist anfechtbares Deutsch, diese wahllose Anwendung von wie und als bei Vergleichungen. Aber die Achtlosigkeit beim Sprachgebrauch hat es schon soweit gebracht, daß der Mißbrauch immer weiter um sich greift. Selbst manchen gebildeten Leuten fehlt das Sprachgefühl so sehr, daß sie bei der Wahl zwischen diesen Wörtchen raten und sich oft falsch ausdrücken. Dieses Schwanken mag ein Nachhall des ehemaligen Sprachgebrauchs sein. Ursprünglich hatte als einfach vergleichende, erklärende Bedeutung und wurde im Sinne eines verstärkten so gebraucht. Nu gie diu minneclîche also (= ganz so, wie) der morgenrôt tuot zû trüeben wolken sagt das Nibelungenlied von der schönen Kriemhild. Auch Goethe schrieb: den Gruß des Unbekannten ehre ja, er sei dir wert als alten Freundes Gruß. Besonders wenn so voranging, brauchte man dieses als. In Lessings Nathan heißt es: fast so unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube. Man setzte als und wie in der Bedeutung ganz gleich. „Und außen, horch! gings trap! trap! trap! als wie von Rosseshufen" schreibt Bürger in dem bekannten Gedicht Lenore. Aber die Wege von als und wie haben sich im Sprachgebrauch getrennt. Heute bezeichnet wie die Gleichheit oder Aehnlichkeit, als die Ungleichheit oder Unähnlichkeit. Wie stellt das Verglichene auf dieselbe Stufe, als dagegen auf verschiedene Stufen. Wie entspricht demnach der ersten, als der zweiten Steigerungsstufe. Darum klingt es veraltet, wenn man heute mit Voß sagen würde: röter wie Blut. Die gute Ausdrucksweise wahrt den Unterschied in der vergleichenden Kraft und trennt rot wie Blut von röter als Blut. Dem Bedeutungsunterschiede entspricht es auch, wenn als nach nichts und anderer angewendet wird. Denn diesen Wörtern liegt nicht eine Gleichstellung, sondern eine Vorstellung zu Grunde, die den einen Begriff auf eine höhere Stufe stellt als den andern. Dieser Auffassung entspricht es zu sagen: nichts als Bürger, und: er ist ein anderer geworden als er früher war. Somit wird sich jeder vor Fehlern schützen, wenn er die einfache Hauptregel befolgt: Nach der ersten Steigerungsstufe (Positiv) steht wie, nach der zweiten (Komparativ) steht als.

Philister.

Wie das biblische Volk der Philister dazu gekommen ist, als Spottname für das beschränkte Pfahlbürgertum zu dienen, ist durch neuere Untersuchungen klargestellt geworden. Es gilt jetzt als Sage, daß es als studentisches Schimpfwort in Jena entstanden sein soll, als etwa 1689 bei einer Rauferei zwischen Studenten und Bürgern ein Student erschlagen wurde und ein Geistlicher in einer Predigt über den traurigen Vorfall sagte, es sei dabei hergegangen wie in der Bibel (Richter, Kap. 16) geschrieben steht: „Philister über dir, Simson!" Fraglos ist es, daß das Wort Philister schon in derselben Zeit zur Bezeichnung eines Riesen mit der Nebenbedeutung Ochse, Schlagetot gebraucht und daß dabei besonders an den Philister Goliath gedacht wurde. Gleichzeitig war es ein Schimpfwort der Studentensprache für Stadtsoldaten und Wächter. Später bezeichnete man damit die Bürger einer Universitätsstadt überhaupt, wie beispielsweise Zacharias Renommist zeigt, der 1747 erschien. Durch Goethe erhielt das Wort einen neuen Sinn. Er gebrauchte es im Werther, und Tieck deutete es als Bezeichnung ruhiger, verständiger, brauchbarer Menschen, die kein heißes Herz, keine Begeisterung haben. Der Weimarer Dichterkreis und die Sturm- und Drangzeit befestigen die geringschätzige Bedeutung des Wortes. Damit wanderte es in das Gebiet der Kunst und des Schrifttums. War es vorher auf die Umgangssprache eingeschränkt, so gewann es für die Schriftsprache Bedeutung, als Schillers und Goethes Xenien es aufgriffen. Philister wurde zum Fachwort des Kunsturteils. Als Philister galt ein Mensch ohne künstlerischen Sinn, der den Maßstab kleinbürgerlicher Empfindung an die wahre Kunst legt und das Unbedeutende auf Kosten des Bedeutenden erhebt. Das Schlagwort des Weimarer Kreises fand durch Wieland und Gleim seinen Weg weiter in das deutsche Schrifttum und hat darin den Sinn behalten, den ihm unsere großen Dichter gegeben haben.

25./IV. 1917

Deutsche Schrift — und Kino.

Der Kampf um unsere deutsche Schrift hat während des Krieges an Heftigkeit zugenommen; ja, man kann sogar sagen, daß mancher erst jetzt die Bedeutung dieses Gutes voll erkannt hat. Das „Wider" und das „Für" sind in den Spalten der „Tägl. Rundschau" lebhaft erörtert worden; erst kürzlich zeigte uns „ein alter Offizier", in welchem Maße die Reichspost dazu beitragen könne, der Frakturschrift das Ansehen zurückzugewinnen, das sie einst besaß.

Doch es gibt noch — wenn man es so nennen darf — eine andere öffentliche Anstalt, die sich dieser Aufgabe in hervorragendem Maße widmen könnte: das Kino. Schon hier, in unserem einfachen galizischen Feldkino habe ich Gelegenheit, allerlei Studien zum Thema „Deutsche Schrift und Kino" zu machen. In jedem Lust- oder Trauerspiel („Drama" genannt) werden eine Anzahl Briefe geschrieben, die dann, stark vergrößert, auf der Leinwand erscheinen. Ich habe nun darauf geachtet, in welcher Schriftart diese Briefe abgefaßt sind: Immer in Lateinschrift! Beim feldgrauen Publikum entwickelt sich dann regelmäßig folgender Vorgang: Ein „Schriftgelehrter" liest den Inhalt des Briefes für zwei oder drei Bänke laut vor, da viele, besonders ältere Landwehr- oder Landsturmmänner nicht imstande sind, den Text bis zum Verschwinden des Bildes zu erfassen. — Und das ist das Entscheidende! Wären diese Briefe in deutscher Schrift abgefaßt, dann könnten sicherlich alle sie in der gegebenen Zeit lesen. So aber ist dieses „Glück" nur einer kleinen Anzahl vergönnt, und das muß bei den anderen unbedingt den Anschein erwecken, als sei die Lateinschrift wirklich etwas für „feine Leute". Es kommt noch hinzu, daß der edle Graf X. diesen Brief an die perlenschimmernde Fürstin Y. richtet, daß also die „höchsten Kreise" diese Schriftart verwenden. Und da sollte das Volk, das dem Kinobesuch doch in weitgehendstem Maße huldigt und diese Beispiele ständig vor Augen hat, diese ihm vornehm erscheinende Sitte nicht nachahmen?

Vielleicht werden einige Kino-Spielleiter auf diesen Hinweis aufmerksam und versuchen es einmal mit der deutschen Schrift. Für sie brächte es keine Mehrarbeit oder Mehrkosten — aber es wäre ein gutes Werk an einer guten Sache.

Hans Hupfeld (im Felde).

Tägliche Rundschau
8/V. 1917

75 8

Deutsche Maschinenschrift.

Man schreibt uns:

„Die „Tägliche Rundschau" brachte jüngst eine Mitteilung, die ihr zugesandt war als Erwiderung auf ihr Eintreten für die deutsche Schrift. Der Einsender meinte, man müsse für das Ausland die lateinische Schrift und besonders jetzt bei Sendungen in die fremden Gefangenenlager verwenden. Das erstere ist aber sicherlich nicht nötig. Das beweist der Geheime Kommerzienrat Aug. G. Röders, Soltau, mit seinem sehr beachtenswerten Buch „Gut deutsch allewege. Ein Beitrag zur Schriftfrage". Auch Professor Dr. Aug. Kirschmann, der viele Jahre in Toronto in Kanada war, hat schon durch sein Buch „Antiqua oder Fraktur" klar gestellt, wie gut bekannt die deutsche Schrift auf der Welt ist. Im übrigen sei auf die zahlreichen Veröffentlichungen des „Verlages für Schriftkunde und Schriftunterricht" der als erste deutsche Schreibfederfabrik allgemein bekannten Firma Heintze u. Blanckertz hingewiesen. An unsere lieben Gefangenen draußen mögen wir lateinisch schreiben, um ihnen Ungemach zu ersparen, aber bitte, dann verlange unsere Post auch von unseren Feinden, daß sie an ihre bei uns befindlichen Angehörigen nur in deutscher Schrift schreiben dürfen."

Tägliche Rundschau

23./V. 1917

Gefahren der Fremdwörterei.

Man schreibt uns: Als treuer Anhänger Ihres Blattes gestatte ich mir folgende Bemerkung zu der letzten ungeheuerlichen englischen Verleumdung:

Wir haben es unseren Feinden leicht gemacht, daran zu glauben, daß wir Fett und andere Dinge aus den Leichen Gefallener gewinnen. Aus den deutschen Zeitungen haben es französische Zeitungen herausgelesen, aus den deutschen Zeitungen, die meldeten, daß wir eine „Kadaververwertungsgesellschaft" haben. Nun bedeutet cadavre im Französischen genau dasselbe wie unser Wort Leiche, während wir unter Kadaver nur die Tier-, nicht auch die menschliche Leiche verstehen. In diesem Falle braucht man also, wenigstens bei den Franzosen, zunächst nicht böswilliges Mißverstehen anzunehmen; mindestens kann man für das Mißverständnis ebensogut uns selbst verantwortlich machen, unseren unausrottbaren Fehler, unsere Fremdwörterei. Hier liegt geradezu ein Schulbeispiel dafür vor, daß unsere Fremdwortsucht nicht bloß lächerlich, sondern auch gefährlich ist. Wir können doch schließlich von den Franzosen und Engländern nicht verlangen, daß sie wissen, in welchem von der richtigen Bedeutung abweichenden Sinne wir die von ihnen oder aus anderen Sprachen entnommenen Wörter gebrauchen. Vor Jahren führte ich einen französischen Studenten — einen sog. Austauschstudenten — durch unsere Stadt. Er fand es höchst merkwürdig, daß wir eine solche Menge französischer Wörter gebrauchten. Wir kamen an einem Laden vorbei, auf dessen Schild das Wort „Delikatessen" prunkte. Da spielte ein eigenartiges Lächeln auf seinen Zügen. Er fragte und ich erklärte ihm das Wort. Da sagte er: „Bei uns versteht man unter délicatesses Zärtlichkeiten, Liebesbeweise; ich dachte schon.." Nun, was er dachte, möge sich jeder selbst denken. Auch ein Beleg, wie bedenklich ein einfaches, anscheinend so harmloses Fremdwort sein kann!

Arbeiterzeitung

27. IV. 1917 77

Sprich deutsch!

Als bei Beginn des Weltkrieges bei uns in Wien der stürmische Kampf gegen die fremdsprachigen Geschäftstafeln losbrach, hat die Arbeiter-Zeitung dazu halb wohlwollend, halb spöttisch gelächelt. Sie konnte beides tun. Denn seit vielen Jahren, lange, lange vor dem Kriege, hat sie sich in längeren und kürzeren Aufsätzen für die Reinheit der Sprache eingesetzt. Schon aus dem Grunde, weil sie für das Volk schreibt und diesem die meisten Fremdwörter außer den im öffentlichen politischen Leben gebräuchlichen und schon eingebürgerten gemeinhin völlig unverständlich sind oder, wie es nicht selten vorkommt, mißverständliche Auffassungen hervorrufen. Aber sie ist wiederholt, von diesem Nützlichkeitsstandpunkt abgesehen, für ein sauberes Deutsch eingetreten, und zwar grundsätzlich. Sie hat sogar, was wohl keine andere Zeitung getan hat, aus den amtlichen Mitteilungen aller Art unnötige und für die Allgemeinheit unverständliche Fremdwörter zu ersetzen versucht und überhaupt den „österreichischen" Stil in ein lesbares Deutsch übersetzt.

Aber sie kennt ihre Pappenheimer und sie wußte, daß die „völkische Begeisterung" rasch wie Strohfeuer verglimmen würde. So ist's auch gekommen und heute beachtet niemand mehr die „Restaurants", die „Hotels" und die tausendfachen nichtdeutschen Geschäftsschilder, die nicht etwa fremdvölkischen Bedürfnissen einer Großstadt genügen wollen, sondern den Anspruch erheben, für die einheimische deutsche Bevölkerung zu gelten.

Wie wir immer den Zusammenhang der europäischen Nationalkulturen gegen alle Chauvinisten und Hetzer verteidigen werden, so werden wir auch weiter gegen jene deutsche Sprachverlumpung kämpfen, die uns zur Unehre gereicht und die von jedem Standpunkt aus verwerflich ist. Die Arbeiter-Zeitung hat die Tätigkeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereines aufmerksam verfolgt und seine Bestrebungen unmittelbar gefördert. Sie hat auch die Bücher, die sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigen, der allgemeinen Beachtung empfohlen. So hat sie das vor einigen Jahren erschienene Buch Ed. Engels „Deutsche Stilkunst" in einem eigenen Aufsatz gewürdigt. Derselbe Verfasser hat jetzt ein Büchlein erscheinen lassen: „Sprich deutsch!" (Leipzig, Hesse und Becker. 262 S.), dessen Lesung allen, denen die Sauberkeit der deutschen Sprache am Herzen liegt, aufs dringendste angeraten sei. Mit beißendem Hohne, mit treffsicherem Spotte, aber auch mit tiefem Ernste geht er in dem Buche den Fremdwörtern zu Leibe. Ich will für meine Person nicht leugnen, daß er mir oft zu übertreiben scheint; aber man kann der heute herrschenden Sprachverwilderung gegenüber seinen Eifer nicht nur begreifen, sondern muß ihn billigen. Den Gewohnheitssäufer kann man nicht dadurch heilen, daß man versucht, ihn zur Mäßigkeit zu erziehen. Man muß ihm gänzliche Enthaltung predigen. So stellt sich Engel gegen die Fremdwörterseuche. Er läßt außer den alten eingewurzelten Lehnwörtern wie Priester, Tisch (ihre Zahl beträgt wohl nicht mehr als einige hundert) und jenen Fremdwörtern, die insbesondere im öffentlichen Leben nicht zu entbehren sind, so gut wie gar kein Fremdwort gelten. Mit besonderer Heftigkeit wendet er sich gegen die unübersehbare Menge der Modewörter, die unsere heutige Sprache verschmutzen und die kaum ein Menschenalter dauern. Dann sind sie vergessen und neue werden gebildet. Was er darüber an Beispielen vorbringt, ist oft von überwältigender Komik. Aber man sollte nicht bloß lachen, sondern sich auch schämen. Die Berechtigung zu seiner Kritik schöpft Engel aus seiner jahrzehntelang währenden Beschäftigung mit der Sprache. Mit Recht weist er darauf hin, daß heute in Deutschland das schlechteste Deutsch die Gelehrten schreiben. Er scheut nicht davor zurück, Namen zu nennen, und es sind allerberühmteste darunter, zum Beispiel Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. Als Schopenhauer, gewiß kein Chauvinist, sich gegen das übliche Sudeldeutsch wendete, griff er schonungslos das Zeitungsdeutsch an. Heute ist dieses unvergleichlich dem Gelehrtendeutsch und dem gewisser Neutöner in Prosa überlegen. Was aber so bedenklich zur völligen Sprachverrohung führen muß, ist, daß dieses mit allem möglichen Gemengsel aus Fremdwörtern gespickte neueste Deutsch auch in dichterischen Prosawerken wuchert. Die Dichtung in gebundener Rede ist annoch frei (doch auch Arno Holz in seinem neuesten „Phantasus" watet im Schmutze der Fremdwörterei). So ekelhaft solche Mischsprache überhaupt ist, so unerträglich ist sie in der gehobenen Prosa. Freilich, was soll man sich gegen die Fremdwörter wenden, wenn in sonst guten dichterischen Prosawerken grobe Verstöße gegen das grammatische Gefüge der deutschen Sprache vorkommen! Das blöde Wort „diesbezüglich" (es bezieht sich etwas auf etwas) habe ich wiederholt schon in Romanen gefunden. In der gewöhnlichen Sudelsprache der Schrift und der Rede scheint es ja unausrottbar zu sein. Der Gebrauch des „selten" als „sehr" ist ganz allgemein, ja besonders vornehm geworden. Wer nicht sprachlich verbildet ist, wird, wenn von einer „selten schönen Frau" geredet wird, annehmen, es handle sich um eine Frau, die nur ab und zu einmal schön ist, wie es denn solche Frauen gibt. Der Schmierer will aber sagen: „eine außergewöhnlich schöne Frau". In der Schule hat jeder gelernt, daß „wegen" den zweiten, „trotz" den dritten Fall hat. Aber in Hunderten von Fällen wird auch im sogenannten schönen Schrifttum „wegen" mit dem dritten und „trotz" mit dem zweiten Fall gebildet, wobei bei „trotz" das schöne Bildhafte des Ausdrucks verlorengeht. Der Kampf gegen die geradezu erschreckende Fremdwörterseuche ist gewiß wichtig, es darf aber darüber der Kampf gegen die Verwüstung der deutschen Grammatik nicht vergessen werden.

Wenn Engel wiederholt hervorhebt, daß sich noch die deutsche Rede in gebundener Sprache rein erhalten hat, so ist auch das nur mit einer gewissen Einschränkung zuzugeben. Man sehe nur den schon erwähnten „Phantasus" des Arno Holz durch. Die dichterische Prosa zumal ist schon beträchtlich durch Fremdwörter verschmutzt. Wenn wir in einem sonst sehr schönen Novellenbuch eines geschätzten Verfassers bei Beschreibung eines „Hotels" auf dem Semmering von der „Hall" lesen, so kann man nur mit einer gewissen Erbitterung die demütigende Ausländersucht der Deutschen verwünschen. Die „Halle" ist gut deutsch und „hockt" vollkommen den englischen Ausdruck. Sie hat nur den Fehler, ein deutsches Wort zu sein. „Hall" ist vornehmer! Dabei machen sich die Ausländer über unsere Sprachverluderung lustig, worüber Engel einige schöne Belege beibringt. Aber mit Fremdwörtern herumzuwerfen ist bei uns ein Zeichen der „Bildung"! Hier gilt das Wort Gottscheds, der den Gebrauch von Fremdwörtern als die Kunst bezeichnet, „sich en parlant von der Canaille zu distinguieren". In den „Fliegenden Blättern" fragt ein Backfisch: „Als ein anständiger Deutscher gebraucht man keine Fremdwörter mehr; aber — woran merken denn nun die Menschen, daß man gebildet ist?" Das ist ganz treffend. Sprich nie von der „Wasserkraft", sag' „hydraulische Energie" und sofort wird man deine „Bildung" anerkennen. Statt „Lücke im Weltenbau" schreibt ein Gelehrter: „Die partielle, formell variable Negation einer relativen Totalität." Das ist freilich überwältigend!

Die Sprache unserer Klassiker ist in manchem Betracht nicht mehr beispielgebend, besonders was die Fremdwörter anlangt. Man darf eben nicht vergessen, wie die deutsche Sprache in den hundert Jahren nach dem Dreißigjährigen Kriege verwildert war. Da konnte nicht mit einem Schlage Wandel geschaffen werden. Aber wenn auch Goethe gegen manche Uebertreibungen der Sprachreiniger gespottet hat, er selbst hat zur Ausmerzung vieler Fremdwörter mit beigetragen. Wenn trotz allen Bemühungen der Sprachenreinigung die Seuche der Fremdwörterei noch im Deutschen fortwütet, so liegt eben eine Blutvergiftung der Sprache vor, deren Heilung lange Zeit dauert.

Nur muß man sich vor manchen Geschmacklosigkeiten hüten, die die Sprachreiniger oft an den Tag legen. Die Herstellung einer guten deutschen Sprache darf nicht oder nicht immer durch mechanische Uebersetzungen erfolgen. Sie muß auf Neubildungen sinnen. Darin ist nun die deutsche Sprache in der glücklichsten Lage. Ihre Fähigkeit, aus sich heraus immer neuen Wortschatz zu schaffen, ist fast unbegrenzt. Hier ist ein weites Feld zu nationaler Betätigung im edelsten Sinne. Hier ist nationaler Stolz durchaus am Platze. Freilich muß man dabei die Gesinnung haben, daß die Sprache an sich, dieses feinste Werkzeug, das sich der menschliche Geist geschaffen, nicht bloß ein Mittel der Verständigung, sondern ein Heiligtum ist, das fortwährender Verehrung und Pflege bedarf.

Man kann nur E. Engel für das Büchlein „Sprich deutsch!" aufs herzlichste danken. Es ist ein frisches Buch, vergnüglich zu lesen, und jeder, der Sinn für Reinheit und Schönheit der Sprache hat, wird es gern immer wieder zur Hand nehmen. Sein reicher Inhalt konnte hier nur angedeutet werden. Man nehme das Buch selbst zur Hand.

E. Perner-Storfer

Österr. Volkszeitung
29./V. 1917.

* **Für die deutsche Schrift.** Der Deutsche Schriftverein für Oesterreich (Wien, XIX., Chimanistraße 24) hat eine vom Obmann Universitätsprofessor Dr. Leopold v. Schroeder unterzeichnete Eingabe an die Gemeindeverwaltung und Bürgermeister deutscher Städte mit der Aufforderung gerichtet, bei allen amtlichen Kundmachungen, Straßenschildern und öffentlichen Aufschriften nur deutsche Schriftzeichen zu verwenden, an Stelle der lateinschriftigen Schreibmaschinen im Bedarfsfalle nur solche mit deutscher Schrift neu einzustellen, und daß auch im inneren Dienst der Gebrauch der deutschen Druck- und Schreibschrift unter Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter grundsätzlich die Regel werde. Mehr als 1200 deutsche Hochschullehrer in Oesterreich, im Deutschen Reich und in der Schweiz haben sich zum Schutz unserer Schrift zusammengeschlossen, etwa 90 Zeitschriften und fortlaufende Druckwerke sind, besonders im Kriege, von der lateinischen zur deutschen Druckschrift übergegangen. Der genannte Verein besteht seit 1913. Der Beitritt steht allen Angehörigen deutschen Stammes offen. Mindester Mitgliedsbeitrag K. 2 jährlich.

2. 1. VII. 1917

79

Sprich deutsch!

Aus der Werkstatt eines Sprachreinigers.

Der Krieg hat das nationale Selbstbewußtsein mancher Leute im Reich in so hohem Grade erregt, daß sie sich berufen fühlen, mit stählernem Besen, mit Rattengift und Gasüberfall den Augiasstall zu reinigen und alle eingeschlichenen Fremdwörter totzuschlagen und die „Kadaver" (Leichen) hinauszuwerfen. Das ist ein äußerst dankbarer Sport — vielleicht Vergnügungsanstrengung. Ihnen hat sich der bekannte Sprachklärer und Spracheroberer Eduard Engel zugesellt, der in einem dicht gedruckten Büchlein sich reichlich über die Ausländerei entrüstet und das „Welsche" als ein Laster der deutschen Seele stigmatisiert — pardon, brandmarkt. Völkerseelenforschung ist eine junge Wissenschaft, und ein gründliches Buch über die deutsche Seele gibt es noch nicht. Dies erkennt Engel und wendet sich mit Heftigkeit gegen die Naturwidrigkeit der deutschen Seele, die darin liegt, daß ein Volk durchaus die Sprachen anderer nachahmen will: „Hast du einen Vogel plärren, eine Kuh pfeifen hören, und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland? Pfui dich der Schand'!" So klagte schon vor langer Zeit Moscherosch. Die Volkskrankheit der „Welscherei" ist vergleichbar einem Krebsherd, wo ein einziger Bazillus, der sich einnistet, zahlreiche Wucherungen erzeugt.

Ein solcher Schwammkern ist nach Engel das Welschwort Jus. Nach kurzer Zeit verseuchte es den Blutumlauf der Sprache mit den Worten: Jura, Jurist, Jury, Juror, juristisch, Juristerei, juridisch, Jurisprudenz, Jurisdiktion, Justiz, Justiziar, justiziell, justifizieren, Judikatur, Judikation, Judizium, Judikat, justieren, adjustieren. Hat Engel aber recht? Er greift das Wort „stat" heraus, von dem Station, Statik, Statist, Statue, Stativ und noch viele andere Worte kommen. Er greift nicht nur das Wort „Person", sondern auch die ideale „Idee" an, von dem unter zahlreichen anderen das Wort „Idiot" herstammt, das uns in der deutschen Sprache nicht fehlen sollte, da wir dafür häufig an unseren nächsten und liebsten Bekannten angenehme Verwendung finden. Ebenso schießt er seine Haubitzen los auf das Lateinwort „committere", von dem unser diensteifriger Kommis, unser schützendes Polizeikommissariat und die für Wohltätigkeitsangelegenheiten unentbehrlichen Komitees herrühren. Er verschweigt uns aber, wie er uns das Wort Nase, das ja auch aus dem Lateinischen stammt, ersetzen will. Eine entnaste Welt müßte sich mit dem Ersatz „Gesichtsvorsprung" begnügen, was sicherlich keine Befriedigung erwecken dürfte. „Mein Gesichtsvorsprung ist von einem Schnupfen gerötet." Unser Sprachreiniger kommt im Laufe seiner vielen sehr interessanten (fesselnden), witzigen und mutschnaubenden Auseinandersetzungen am Ende zu einem Kapitel: „Die Goldprobe des Welsch." Er will darin eine allgemeine Regel geben, wie man die „Gemeinheit" des Fremdwortes erkennt: „Jedes Fremdwort, das beim Gebrauch der erhabenen oder künstlerischen Rede durchaus lächerlich wirkt, ist als innerlich wertlos zu verwerfen." Er führt nun eine Reihe amüsanter Beispiele an, indem er Dichterworte durch Welschworte ersetzt. So zum Beispiel: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter im Milieu der Welt." — „Immer zu, immer zu, ohne Pause, ohne Ruh'." — „Und hinter ihm in wesenloser Sphäre, lag, was uns alle zwingt, das Ordinäre." — „Du sprichst ein großes Wort lakonisch aus." — „Und an dem Ufer steh' ich lange Tage, das Land der Griechen mit der Psyche suchend." — „Willst du genau erfahren, was dezent (oder bon ton), so frage nur bei edlen Frauen an." — „Auf Klippen und Wolken Fotöllchs sind bereitet um goldene Tische" („Fotöllch", so spricht nämlich der Berliner das Wort „Fauteuil" aus). — „Denn ein Momang (Moment) gelebt im Paradies, wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt." — „Mein schönes Fräulein, darf ich's riskieren, mein' Arm und Geleit ihr zu offerieren?" — „Ins Exterjöhr (Interieur) der Welt dringt kein erschaff'ner Geist. Glückselig, wem sie nur das Exterjöhr weist."

Man sieht aus diesen lustigen Beispielen, daß Engel fest entschlossen ist, die edle deutsche Sprache von allen Ludersprachen, besonders aber von der Pariserei, gründlich zu befreien. Es dürfte ihm dieser Wunsch sehr leicht fallen, solange er nicht in seinem übrigen Dasein allerlei Wissenschaften und Techniken zu treiben gezwungen ist, wie das anderen Leuten geht. Wer viel reist, viel lebt, viel mit Menschen der verschiedensten Nationen verkehrt, wer die auf das genaueste unterschiedenen Ausdrücke der Wissenschaften tagtäglich zu verwenden gezwungen ist, dem wird es niemals möglich sein, die deutsche Sprache auf eine absolute „Reinheit" zu reduzieren. Dazu müßte er eigener Sprachschöpfer sein und fünfundzwanzig Stunden täglich Zeit haben zur Bildung neuer Ersatzworte.

Ein Eisenbahningenieur zum Beispiel, der von Mitternacht bis zu Mitternacht dafür zu sorgen hat, daß keine Zusammenstöße stattfinden, oder der mit polnischen und italienischen Arbeitern eine Strecke baut, ist überglücklich, wenn er sich überhaupt verständlich machen kann. Und was die Dichter, Schriftsteller und Journalisten betrifft, die ja immer als die Hauptschuldigen angesehen und beschimpft werden, so besteht ihre Hauptaufgabe nicht so sehr in der Sprachreinigung, wie in der Sprachbereicherung. Sie müssen Unterscheidungen schaffen, feinste Differenzierungen.

Die Sprache gleicht dann der Werkstatt eines Künstlers, wo während des Schaffens alles kreuz und quer durcheinander kommt. Der Sprachreiniger gleicht dann der Reinmachefrau, die nie unterläßt, zu schimpfen, wenn sie die Dinge wieder an ihren Platz stellen muß.*)

Reichspost

12./VI. 1917

* **Engländerei.** In dem von der Direktion des k. k. Oesterr. Handelsmuseums herausgegebenen „Handelsmuseum" erscheinen selbst heute noch, wo nicht bloß Deutschland, sondern auch Oesterreich-Ungarn bereits seit drei Jahren mit England in einem Kampf auf Leben und Tod liegen, in englischer Sprache gehaltene Inserate. Da ist zuerst die „Anglo Austrian Bank" aus „Vienna", auf gut deutsch die Anglo-Oesterreichische Bank aus Wien. Dann kommt die Zivnostenska Banka mit ihrer „Head office of Prague". Die Jakob & Josef Kohn, gleichfalls aus „Vienna", liefern „bent-wood furniture" und stellen sich ihren österreichischen und deutschen Kunden — die Engländer kommen gegenwärtig begreiflicherweise nicht in Betracht, als „The First Austrian Bentwood Furniture Manufacturing Co. Ltd." vor. Der IgnazBittmann, der noch obendrein Hoflieferant ist, macht auf sein „Ladies' clothing Departement" aufmerksam und der Max Quittner preist seine „Specialities of Ladies' blouses". Und über all dieser ekelhaften Engländerei schwebt der Geist des „Kommerziellen Bureaus des k. k. Oesterr. Handelsmuseums" ...

Tägliche Rundschau

13./VI. 1917

* **Der Kriegsminister über die deutsche Schrift.** Als im Jahre 1914 unsere Heere ihren Siegeslauf begannen, wurden die Berichte des damaligen Generalquartiermeisters v. Stein berühmt durch die Kraft und Schönheit ihres Ausdruckes. Sie glichen der Treffsicherheit und Stärke des deutschen Schwertes, und der schlichte, aber offene Sinn unserer alten deutschen Sprache klang herrlich daraus hervor. Es überrascht deshalb nicht, in dem jetzigen Kriegsminister v. Stein einen Freund teuren deutschen Volksgutes, so auch der Fraktur in Sprache und Schrift, wiederzufinden.

Der für die Pflege der deutschen Schrift, und in der jetzigen Zeit besonders auch für würdige und künstlerisch einwandfreie Beschriftung der Gräber unserer gefallenen Helden eintretende Schriftbund deutscher Hochschullehrer erhielt kürzlich von dem Herrn Kriegsminister ein Handschreiben, aus dem folgende Sätze die weiteste Verbreitung verdienen:

Ich teile Ihre Bestrebungen durchaus. In der Armee ist die deutsche Schrift im Schriftverkehr allgemein üblich. . . Die an der Front erscheinenden Zeitungen müssen mit dem vorhandenen Gerät rechnen. Mir stand für meine Korpszeitung nur der traurige Rest einer kleinen französischen Druckerei zur Verfügung. Dagegen halte ich für die Inschriften auf den Malzeichen unserer Gefallenen die deutsche Schrift für nötig. Sie ist auch vielfach dabei verwendet worden, wenn auch nicht allgemein. . . Ich erwarte, daß sich nach dem Kriege die deutsche Schrift bei uns allgemein durchsetzen wird. Es wird Zeit kosten, aber sie wird siegen. Mit ergebenem Gruß

v. Stein, Kriegsminister.

Da vielerorts zwar der gute Wille besteht, unsere Kriegergräber und Denkmäler mit zeitgemäßen und schönen deutschen Inschriften zu versehen, die Beschaffung guter Schriftmuster aber nicht selten auf Schwierigkeiten stößt, so sei darauf hingewiesen, daß der Schriftbund Deutscher Hochschullehrer zu Berlin-Steglitz, Belforter Straße 13, für solche Zwecke Muster geeigneter Schriftarten kostenlos vermittelt.

Frankfurter Zeitung

11./VIII. 1917

= **[Die Verdeutschungen im Staatshaushalt.]** Es ist früher schon berichtet worden, daß der diesjährige preußische Staatshaushaltsplan sprachliche Neuerungen gegenüber seinen Vorgängern durch Verdeutschungen von Fremdausdrücken in ansehnlicher Zahl aufweist. Eine im „Finanzministerialblatt" veröffentlichte Zusammenfassung gibt über die dabei befolgten Grundsätze genauere Auskunft. Von der Verdeutschung wurde überall da abgesehen, wo statt des Fremdausdrucks kein deutsches Wort oder keine deutsche Wendung zu finden war, die den Sinn genau wiedergab, namentlich wenn es sich um Ausdrücke handelte, die in den bestehenden Gesetzen vorkommen; wo aber geeignete Ersatzausdrücke zu finden waren, wurde auf die Gesetzessprache diese Rücksicht nicht weiter genommen. Unberührt blieben ferner die Titel und Amtsbezeichnungen der Behörden und Beamten, weil man davon ausging, daß wegen ihres engen Zusammenhanges mit dem Aufbau der Behörden und der äußeren Stellung der Beamten ein auch nur sprachlicher Eingriff nicht ratsam erscheine. Die Liste der vorzunehmenden Verdeutschungen wurde in Fühlungnahme mit dem „Allgemeinen Deutschen Sprachverein" aufgestellt. Lehnworte wie Kapitel und Titel wurden beibehalten. Von den vorgenommenen Aenderungen sind folgende zu nennen: Das Wort prozentig wurde in zinsig umgewandelt, aus Dividende ist Anteil, aus Tantième Gewinnanteil geworden. Das Wort Matrikularbeitrag ist durch Bundesbeitrag, Etat durch Staatshaushaltsplan, Hauptetat durch Hauptplan, Spezialetat durch Sonderplan, Kassenetat durch Kassenanschlag ersetzt worden. Für Prämie ist im allgemeinen das Wort Belohnung gewählt worden, mit einigen Ausnahmen wie Bauzuschüsse statt Bauprämien, Uebergewinn für Lotterieprämien, Stoffersparnisgelder statt Prämien für Materialersparnisse. Fonds ist je nach seiner Bedeutung durch verschiedene Ausdrücke ersetzt worden: Mittel, Gelder, Ansatz, Stelle, Ausgaben. Obwohl überall da, wo keine kurze zutreffende Wendung zu finden war, das bisherige Fremdwort beibehalten wurde, ist es doch möglich geworden, für fast zweihundert Fremdausdrücke deutsche Bezeichnungen zu finden.

26./VII. 1917

84

eitung. 1917 26. Juli.

Schreiben wir noch Deutsch?

Einige Erwiderungen.

Auf meinen Aufsatz „Schreiben wir noch Deutsch?", der in der „Vossischen Zeitung" vom 20. Juni veröffentlicht wurde, ist eine ganze Reihe von Aeußerungen an die Schriftleitung und an mich persönlich gekommen. Es freut mich, feststellen zu können, daß die Zahl derer, die zustimmen, offenbar größer ist als die der Ablehnenden. Doch ist es, da der Sache gedient werden soll, und nichts als dies, natürlich, daß im folgenden wesentlich Gegner der von mir ausgesprochenen Meinung über das Fremdwort im Deutschen zu Worte kommen sollen.

Fräulein Estelle du Bois-Reymond schreibt: „In dem Augenblick, in dem ich die Feder ansetze, um einige Worte auf den Artikel von Karlernst Knatz zu erwidern, möchte ich sie schon fast wieder hinlegen, denn das erste Argument, das mir gegen den Windmühlenkrieg einfällt, den Knatz und Engel mit dem Fremdwörterwesen führen, ist dieses: Kein Zeitungsartikel, kein Lehrbuch werden Gott sei Dank jemals das Allergeringste an dem natürlichen und freien Wachstum der deutschen Sprache oder überhaupt irgendeiner Sprache ändern ... Herr Knatz drückt sich falsch aus, wenn er behauptet, andere Kulturvölker verschmähten es, so viele Fremdwörter zu gebrauchen wie wir. Er sollte lieber sagen, nur wenige Kulturvölker besitzen eine Sprache, die eine so jugendliche Aufnahmefähigkeit für fremde Elemente hat wie die unsrige. Höchstens übertreffen uns darin die Engländer, deren Sprache fast zu gleichen Teilen aus bodenbeständigen angelsächsischen Worten und Worten lateinischen Ursprungs besteht, so daß sie darin zahllose Dinge und Begriffe mit zwei gleichwertigen Worten bezeichnen können, einem sächsischen, das der gemeine Mann ohne weiteres versteht, und einem lateinischen, der nur von Gebildeten benutzt wird. So kann man zum Beispiel sagen to commence und to begin, impecunious oder poor, scent oder smell. Natürlich gibt es auch dort die Erscheinung, daß sich unwissende Leute aus Bildungsdünkel statt sächsischer Worte der lateinischen bedienen, und darüber machen sich die Engländer genau ebenso lustig, wie wir uns darüber lustig machen, wenn Halbgebildete bei uns mit unverstandenen Fremdwörtern prahlen. Aber über den Umstand an sich empfinden die Engländer gar keine Scham. Einer ihrer größten Stilisten, Ruskin, schrieb ein fast reines Sächsisch, und in der Tat kann man seine Werke, ohne ihren Inhalt sonderlich hoch zu schätzen, immer mit neuem Vergnügen lesen wegen der wunderbaren Einfalt und Schlichtheit seiner Sprache. Aber auch Pope und Johnson, die ein gänzlich latinisiertes Englisch schrieben, sind sehr geachtete Klassiker. Sie verhalten sich zu Ruskin wie eine kunstvoll im Treibhaus gezüchtete Kamelie zu einem Feldblumenstrauß. Wenn die Sprachen anderer Völker nicht die Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit besitzen, die sich die deutsche glücklicherweise bewahrt hat; wenn sie, wie beispielsweise das Französische, in so festen Formen erstarrt sind, daß sie nichts Fremdes mehr assimilieren können, so ist das noch lange kein Grund, sie als nacheifernswertes Muster hinzustellen und uns zu schämen, daß es uns nicht ebenso geht. Der geistreiche Mathematiker Leopold Kronecker entwickelte einst in meiner Gegenwart folgendes lehrreiche Gleichnis, das mir seitdem unauslöschlich in der Erinnerung geblieben ist. Man hat sich, sagte er, jedes Wort einer Sprache vorzustellen wie eine runde Scheibe, mit der man einen gewissen Teil einer Fläche zu bedecken versucht. Da, wo diese Scheiben aneinanderstoßen, werden überall Lücken entstehen, die nicht bedeckt werden können. Diese Zwischenräume sind das, was mit den Worten einer Sprache nicht erschöpfend ausgedrückt werden kann. Je mehr Sprachen wir beherrschen, um so vollständiger werden wir die Fläche bedecken können, denn wenn ein Wort aus irgendeiner einzelnen Sprache nicht hinreicht, um einen bestimmten Begriff völlig zu decken, so haben wir dafür ein anderes in einer anderen Sprache, das jene Lücke ausfüllt. Wir haben kein Wort für home, der Engländer keines für Vaterland. Wir haben keines für esprit, der Franzose keines für Gemüt usw. Nun geht es natürlich nicht an, die Worte aus einer Sprache einfach in eine andere hinüberzunehmen, aber immerhin liegt doch in der Möglichkeit, sich einer solchen fremden Wendung bedienen zu können, eine wesentliche Steigerung unserer Ausdrucksfähigkeit, d. h. unserer Fähigkeit, die ganze Fläche unserer Begriffswelt zu decken. Ein Fremdwort zu gebrauchen, ist also keineswegs „Verluderung", auch nicht Bildungsdünkel, auch nicht

Neue Freie Presse Abendbl 28./VII. 1917

[Eine Stimme gegen die Agitation für die deutschen Schriftzeichen.] Dr. Stephan Freiherr v. Haupt schreibt uns: Vor ungefähr Jahresfrist ging durch die europäische Presse die Nachricht, daß die japanische Regierung die Einführung der lateinischen Schrift an Stelle der bisherigen nationalen Schriftzeichen beschlossen habe. Eine weitere Nachricht, daß auch die türkische Regierung die Einführung der lateinischen Schrift plane, hat bis jetzt noch keine Bestätigung gefunden, doch zweifle ich nicht, daß diese Maßregel, wenn sie einmal verwirklicht werden sollte, von der deutschen öffentlichen Meinung mit der größten Befriedigung begrüßt werden wird. Jedermann bei uns weiß, welch enormes Hindernis für die Verbreitung der russischen Literatur sowie aller russischen Geistesprodukte der cyrillische Druck der russischen Bücher und Zeitungen bildet. Darum ist auch die Ersetzung der cyrillischen Schrift durch die lateinische in den von uns besetzten südslawischen Gebieten gerade in deutschen Kreisen auf das freudigste begrüßt worden. Während wir somit ein offenes Auge und volles Verständnis für die Vorteile haben, welche die Benützung internationaler Schriftzeichen anderen Völkern bietet, scheinen wir in diesem Punkte bezüglich unseres eigenen Volkes und unserer eigenen Schrift mit Blindheit geschlagen, denn gerade jetzt ist bei uns eine eifrige Agitation am Werke, um die vollständige Verdrängung der lateinischen Schrift, soweit sie bei uns im Gebrauche war, und die ausnahmslose Anwendung der sogenannten deutschen Schriftzeichen durchzusetzen. Womit verbreiten wir aber unsere Kultur und unsere Ideen bei fremden Völkern? Doch in erster Linie durch unsere Druckwerke! Der ungeheure Vorsprung, den englische und französische Zeitungen in der internationalen Verbreitung gegenüber den deutschen erlangt haben, ist nicht in letzter Linie auf den deutschen Druck unserer Zeitungen, der selbst dem Deutsch sprechenden Ausländer beim Lesen Schwierigkeiten bereitet, zurückzuführen. Wie sehr wird dadurch unseren Zeitungen die Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Auslande erschwert! Wissenschaftliche Bücher, die von vornherein sich an einen internationalen Leserkreis wenden, werden seit jeher in lateinischer Schrift gedruckt, weil der deutsche Druck ein Hindernis ihrer Verbreitung wäre. Und da glauben nun viele gute Patrioten — merkwürdigeweise sind es vielfach Professoren und Lehrer — ihrem Volke einen Dienst zu erweisen, wenn sie die lateinische Schrift bei uns vollständig verdrängen. Ja, wenn die sogenannte deutsche Schrift noch wenigstens ein ureigenstes Produkt deutschen Geistes wäre oder sich durch besondere Vorzüge auszeichnen würde! Das ist aber keineswegs der Fall. Ebenso wie die lateinische Schrift keine Erfindung der Engländer und Franzosen ist, die sie nur übernommen haben, sie somit nicht als „feindliches" Erzeugnis angesehen werden kann, ebenso ist die sogenannte deutsche Schrift nichts anderes als eine im dreizehnten Jahrhundert durch Mönche vorgenommene Verschnörkelung und Verschlechterung der ursprünglichen lateinischen Schriftzeichen. Der sogenannte „gotische" Druck ist zuerst in Italien entstanden. Er ist weniger schön, nimmt mehr Raum ein und strengt das Auge beim Lesen mehr an als der lateinische. Manche Aerzte behaupten, daß die starkverbreitete Kurzsichtigkeit deutscher Kinder auf den deutschen Druck der Schulbücher zurückzuführen sei. Ist es angesichts solcher Tatsachen wirklich eine nationale Tat, die lateinische Schrift zu bekämpfen und die deutsche zu fördern?

1./VIII. 1917

Gutes Deutsch im Bankfach.

Von

H. L. Schmidt.

Wer wollte verkennen, daß der neuerdings stark hervortretende Zug nach Ausmerzung alles Undeutschen, zu so lächerlichen Ausschreitungen der wohlmeinende, aber undisziplinierte Wille auch manchmal führt, im Grunde der zunehmenden Mannhaftigkeit zuzuschreiben ist, zu der die Verhältnisse unser Volk erziehen? Hoffentlich setzt dieser prachtvolle Zug nicht aus, sobald die Not der Zeit vorüber ist.

Was im besonderen die Verkehrssprache des Bankfachs anbetrifft, die eigentlich vorbildlich für Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks sein sollte, so leidet gerade sie unter einer Verhunzung, für die es, Oesterreich ausgenommen, in keinem Land der Welt ein Beispiel gibt. Es existiert kaum eine Sprachregel, gegen die nicht fortgesetzt verstoßen würde.

„In höflicher Beantwortung Ihres Geehrten teilen wir Ihnen mit," anstatt: „Zur Beantwortung" (wozu geschieht die Mitteilung). Ueberdies ist es eine Ungezogenheit, seine eigene Handlung höflich zu bezeichnen, denn ein Urteil darüber, ob der Absender des Briefes höflich ist, steht natürlich nur dem Empfänger zu. „In Ausführung Ihrer („werten"!) Ordre überlassen wir Ihnen", statt „Zur Ausführung ablassen". Ueberlassen ist ein verstärktes lassen, man kann nur überlassen, was der andere schon für sich in Anspruch nimmt. Oder auch: „Wir erlassen Ihnen", wo es ablassen heißen muß. (Vergl. „Doch dir ist die Strafe erlassen".) „Handel in Wertpapieren" statt Wertpapier-Handel. „In diesem Papier zeigte sich große Nachfrage" statt für. „Die teilweise Erneuerung Ihres Auftrages" statt Teilerneuerung. „Die ratenweise Rückzahlung" statt Rückzahlung in Raten. „Die schrittweise Vervollkommnung". „Aus diesem Anlaß" statt auf diesen Anlaß. Eine Begebenheit entspringt aus ihrer Ursache, aus ihrem Grunde, nie aus dem Anlaß; auf diesen folgt sie nur. „Entgegenkommend vergüten wir Ihnen reklamierte Differenz von 30 Pfg." „Um Ihnen angenehm zu sein". (Friedrich der Große hätte solche Phrasen drastisch zurückgewiesen: „Scher' Er sich mit seinem Geschwätz zum Teufel, und daß Er sich nicht unterstehe, mir damit noch einmal zu kommen, sonst soll Er's mit mir und meinem Stocke zu tun kriegen!")

Warum wird immer geschrieben: „beziehungsweise", „respektive" statt oder; „einmal" statt erstlich? „Anläßlich dieses Vorkommnisses" statt durch dieses Vorkommnis veranlaßt; „diesbezüglich", „derzeit", „bislang", „zwecks", „weiters", „im Klagewege" statt auf dem Klagwege, „vorwiegend" statt überwiegend. Die Tendenz der Börse ist eine feste (fest), das Kursniveau ein sehr hohes (hoch). Das Zahlwort „ein" sortiert, es soll aber ein Urteil ausgesprochen werden. „Ultimogeld bedingt 5 v. H." (kostet, Ich bedinge). „Obig", „einschließlich des ersteren", „ausschließlich des letzteren", „unter Zugrundelegung", „im Verfolge" (Verfolgung), Rücksichtnahme, Bezugnahme, Abschriftnahme, Einsichtnahme, Empfangnahme, Stellungnahme", „zuzüglich, abzüglich". „Der Sachverhalt" (Sachverhältnis), „scheinbar liegt ein Versehen vor" (anscheinend), „gelegentlich unserer telephonischen Unterhaltung (bei Gelegenheit), „bestmöglichst, schnellmöglichst, mit größtmöglichster Beschleunigung" (möglichst schnell). Hier muß Wandel „geschaffen" werden statt geschafft. Wir haben unsere Forderung fallen „gelassen" und erklären unsere „Geneigtheit". „Der Vollzug, Verfall, Ausgleich, Vergleich" anstelle von Vollziehung, Fälligkeit, Ausgleichung, Vergleichung. „Wir verweisen Sie auf die Anlage" (Verweis = Strafe). „Wechsel mit dreimonatlicher Laufzeit" (dreimonatiger), „die Börse eröffnete flau", „hochgradige Geschäftsstille" (Grad der Stille!), „Herabminderung" statt Verminderung.

„Ihre Offerte bot uns keine Konvenienz" (die Offerte schon, aber nicht die Sache oder der Preis). „Einliegend senden wir Ihnen" (das heißt „wir einliegend"!).

Die Münchener „Chemische Fabrik für Knochenverwertung bayerischer Fleischer und Wirte" hat ihr Gegenstück im „Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere" statt Wertpapier-Kontor.

„Vorbehaltlich, rücksichtlich" statt mit Vorbehalt, Rücksicht. „Die weitgehendsten" (weitestgehenden) Zugeständnisse. (Nicht das Gehen, sondern das Weite soll gesteigert werden!) „Für das Papier sind wir nicht Nehmer" (Wir haben kein Kaufinteresse für das Papier).

Diese Beispiele, die sich ins Ungemessene fortsetzen ließen (in der Banksprache müßte es heißen: „lassen würden", denn so klingt's „voller"), mögen genügen.

Gewiß ist unsere Sprache kein abgeschlossenes, nicht mehr wandelbares Gebilde. Im Gegenteil, in ihr ist, wie im Leben, das „Stirb und Werde" treibende Kraft. Daß diese nach Gesetzen und Regeln wirke, ist Aufgabe der Kultur, als deren Hüter freilich andere Elemente in Frage kommen als Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit.

Wirklich gut wird es mit der deutschen Sprache erst dann werden, wenn jeder einzelne im Volk es als Ehrenpflicht erkannt haben wird, über die deutsche Sprache, die der Hort des deutschen Wesens ist, mit der gleichen Energie Wacht zu halten, wie über den freien deutschen Rhein.

Tägliche Rundschau

11./IX. 1917

88 II

Die Verdeutschung im Reichshaushaltsplan. Der September-Reichstag wird seine alljährliche Hauptarbeit, die Prüfung der Wirtschaftsrechnung des Reiches, noch nicht aufnehmen können, denn die Vorarbeiten für die Aufstellung der Haushaltspläne der einzelnen Reichsämter sind noch nicht abgeschlossen. Erst im Januar des kommenden Jahres wird diese umfangreiche Gesetzesvorlage eingebracht werden. Da für die Vollversammlungen auch sonst kein Beratungsstoff vorliegt, so glaubt man in parlamentarischen Kreisen, daß sich der Reichstag bereits nach den beiden ersten Sitzungen schon wieder vertagen wird. Keinesfalls dürfte die Session sich über den 15. Oktober hinaus erstrecken, um so weniger, da am 15. Oktober in Würzburg der sozialdemokratische Parteitag zusammentritt und der Reichstag stets bei derartig großen politischen Veranstaltungen einer Partei Rücksicht zu nehmen pflegt.

Es sollen von nun an bei derartigen Eingaben alle vermeidbaren Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden. Das Wort „Etat" wird verschwinden und dafür überall „Haushaltsplan" gesetzt werden. „Rechnungsjahr" für „Etatsjahr", „planmäßig" für „etatsmäßig" sind weitere Verdeutschungen. Die „Repräsentationsgelder" werden „Aufwandsgelder" heißen. Aus einer „Zentralverwaltung" soll eine „Hauptverwaltung", aus „Pensionen" sollen „Ruhegehälter" werden. Die neuen Staatssekretäre sowie der Reichskanzler haben sich mit den Bestrebungen in der Verdeutschung amtlicher Druckschriften durchaus einverstanden erklärt.

*

12./IX. 1917

89 12

Von den Lateinschriftlern.

Von Willy Pastor.

Der Kriegsminister v. Stein hat in seiner klaren, soldatisch sachlichen Art alles Wesentliche ausgesprochen, was heute noch über die deutsche Schrift zu sagen ist: sie wird sich im Frieden mit der deutschen Sache durchsetzen, langsam vielleicht, aber unaufhaltsam. Heute schon geben die Ereignisse ihm recht. Im selben Maß als die „Evakuierung" der Fremdwörter fortschreitet, setzt sich die Ueberzeugung durch, daß für deutsche Bücher die deutsche Schrift das Selbstverständliche ist. Welche Kriegsbücher von Bedeutung und welche Neuausgaben älterer Werke erscheinen denn jetzt noch im Lateindruck! Bei den eigentlichen Volksbüchern, den Märchen und Sagen, den Liedersammlungen, der Lutherbibel hat es überhaupt nie Zweifel und Bedenken gegeben. Die Begeisterung für die Lateinschrift ist immer nur eine Gelehrtensache gewesen. Das ist nicht weiter zu verwundern. Es ist ganz richtig vermerkt worden, daß die Durchschnittsgelehrten überhaupt kein reines Deutsch, sondern ein Rotwelsch, ein Missingsch geschrieben haben, wimmelnd von Fremdwörtern. Zu solchem Stil paßte die Fremdschrift freilich vortrefflich. Das ist nun gewesen. Auch die gelehrtesten Leute werden sich fortan gewöhnen müssen, ihre Gedanken in rein deutscher Sprache auszudrücken. Je mehr sie das aber tun, um so klarer wird es ihnen werden, daß es gewisse Beziehungen gibt zwischen dem Klang- und dem Schriftbild, und daß zur deutschen Sprache auch die deutsche Schrift gehört.

Aber die Begeisterung, genährt von deutscher Auslandsschwärmerei und michelhafter Verständigungssucht, hat zu lange angehalten, als daß ihre Freunde sich in die neue Lage gleich hineinfinden könnten. In Bonn ist ein besonderer „Altschriftbund" gegründet worden unter dem Vorsitz des Kommerzienrates Friedrich Soennecken, des bekannten Stahlfederfabrikanten. Soennecken läßt sich seine Ueberzeugung etwas kosten. Im Anzeigenteil großer Zeitungen mietet er ganze Seiten, um die Welt „über die wahren Verhältnisse des deutschen Schriftwesens" im Sinne der Lateinschriftler „aufzuklären". Nun versendet er gar ein stattliches Druckheft von Familienblattgröße mit dem Titel:

Eine dringende Forderung der Stunde

AUFRUF

An das Deutsche Volk

zur Aufhebung

der unnützen Zweischriftigkeit.

Dem stolzen Titel entspricht der Ton des Ganzen. Soennecken spricht Sätze aus wie diesen: „Die von der paläographischen Wissenschaft aufgestellten sogenannten Nationalschriften vom 6. bis 9. Jahrhundert n. Chr. erkenne ich nicht an und übergehe sie, weil alle diese Nationalschriften die Urform der lateinischen Schrift aufweisen." Man kann eine solche Haltung wohl großartig nennen. Die Wissenschaft bringt Tatsachen bei, macht auf Unterschiede aufmerksam, aber Herr Kommerzienrat Soennecken „erkennt sie nicht an", er „übergeht sie". Es zeugt vom gleichen zäsarischen Selbstbewußtsein, wenn Soennecken dann in seiner Beweisführung die widerlegtesten Sachen zum hundertstenmal wiederholt, als ob niemals eine Stimme sich gegen sie erhoben hätte. Er stellt eine Reihe deutscher Großbuchstaben zusammen und vergleicht sie einer entsprechenden lateinischen. Das Taschenspielerstückchen wurde hier längst als ein solches gekennzeichnet. Es wurde gezeigt, wie wenige Großbuchstaben auf jede einzelne Druckzeile kommen, wie dann aber deren Zierform bindend wirkt; genau wie die „Eckchen" und „Häckchen" der Kleinbuchstaben. Die deutsche Schrift gibt Wortbilder, die lateinische bloße Buchstabenreihen. Die Gründe sind klar und unwiderleglich, aber — Kommerzienrat Soennecken übergeht sie. Augenärzte haben ihre Stimme abgegeben zugunsten der deutschen Schrift — Kommerzienrat Soennecken erkennt sie nicht an.

Wie großzügig aber wird der Vorkämpfer der „Altschrift" erst, wenn er sich auf das Gebiet der Geschichte begibt und philosophisch wird! „Die westeuropäischen Schriften", bekommen wir zu hören, „entspringen alle einem Stamme, dem lateinischen Alphabete." Die Latiner, „ein altitalienisches Volk", erhielten ihre Buchstaben von den Griechen, diese von den Phöniziern. Und die Phönizier selbst? Soennecken übergeht, diese vorgeschichtlichen Dinge fallen für ihn nicht unter den Begriff des „Wissenswerten". Warum spricht er so gar nicht von den Runen? Es muß ihm doch wohl bekannt sein, daß deren Formen oft die merkwürdigste Aehnlichkeit zeigen mit den ältesten, um Christi Geburt längst ausgestorbenen Schriftzeichen der Mittelmeerkulturen, und daß die Linksläufigkeit sowie die Führung in Schlangenlinien bei verschiedenen Runeninschriften gleichfalls nicht von den Römern übernommen sein konnte. Die Germanen hätten, um in der nachchristlichen Zeit Vorbilder für dergleichen zu finden, gelehrte Archive durchstöbern müssen. Das Alles gehörte doch auch in ein Kapitel über „das Wissenswerteste von der Schrift". Warum also schweigt Soennecken sich hier so vollständig aus?

Der Grund ist einfach. Bei einer Berücksichtigung der Runen, die dem altnordischen Sprachgeist wie angegossen sitzen, wäre das ganze Kartenhäuschen von der Unfähigkeit der Germanen und weiterhin der Deutschen, den Buchstaben ihnen gemäße Formen zu geben, in sich zusammengefallen. Klar wäre es auch für den flüchtigsten Blick geworden, warum die Deutschen von einem Jahrhundert zum anderen immer wieder so eigensinnig das romanische Rund (das seinerseits gewiß eine vorzügliche Anpassung ist an den romanischen Sprachgeist) abstreiften und die aufrechten, kantigen und eckigen Formen bevorzugten. Im Lutherjahrhundert wurde die heute herrschende Form im wesentlichen fest: Der Sieg der deutschen Sprache war auch der Sieg der deutschen Schrift. Das sind Dinge, die unsereinem immerhin ganz wissenswert erscheinen. Für einen Altschriftenbund freilich sind sie recht unbequem, und deshalb — übergeht er sie.

9./X. 1917

91

* **Bösartige Wortneubildungen.** Schopenhauer sagt in seiner bitterbösen Schrift „über die Verhunzung der deutschen Sprache", in der er bekanntlich alles kurz und klein geschlagen hat, was nicht dem Deutsch der klassischen Periode entsprach: Kaum bin ich über eine neue grammatikalische oder orthographische Eselei erschrecken, so sehe ich auch schon andere Schreiber sie einfach adoptieren und nachschreiben: denn jeder Esel ist dem anderen eine Autorität . . . Kaum hat irgend ein Ignorant „aus Anlaß" oder „beruht in" geschrieben, so starrt uns alsbald beides aus allen Büchern entgegen: denn es hat eine Autorität für sich: Schnitzerus dixit! (Dazu Anmerkung: Wenn sie einen Schnitzer dreimal gedruckt sehen, ist er ihnen klassisches Deutsch.) An diese grimmigen Bemerkungen wird man oft erinnert, wenn man die fabelhaft schnelle Verbreitung gewisser Kriegsmodeworte beobachtet. Zu denen, deren Ansteckungsstoff sich als besonders gefährlich erwiesen hat, gehört der reizende Ausdruck: heldisch. Der gewöhnliche Sterbliche begnügte sich bisher mit: heldenhaft, aber für unsere gigantisch große Zeit scheint das nicht mehr zu genügen. Auch „beinhalten" und „beliefern" sind solche Kriegserzeugnisse, die gute, deutsche Wörter ganz grundlos vom Platze verdrängten. Freilich, es klingt hübsch und „besonders", von „Belieferungen" zu sprechen, und nach viel lieblicher nimmt sich die „Ertüchtigung" aus. Nun sagt man allerdings „erstarken" und „erweichen". Aber die Sprache folgt nun einmal nicht logischen Gesetzen, sonst müßte auch eine „Erholdung" möglich sein und so weit sind wir, gottlob, doch noch nicht. Mit der Frage: warum? kommt man in der Sprachwissenschaft nicht weit. Niemand vermag zu sagen, warum: „ist befaßt" uns gegen das Gefühl geht, und doch wird es wohl bei den meisten auf Widerstand stoßen, deren Ohr nicht durch die Begeisterung für alles, was aus Deutschland kommt, taub geworden ist. Denn diese bösartigen Neubildungen stammen fast alle aus dem „Reich" und werden bei uns andächtig übernommen. Man sehnt sich wirklich mitunter in die Zeit der „feigneuralen Geste" zurück, die vor dem Kriege sämtliche Wiener Schmocks — oder muß man Schmöcke sagen? — beschäftigte. Daß Schopenhauers Schriftchen in manchen Einzelheiten veraltet ist ist selbstverständlich, befindet sich doch die Sprache in fortdauernder Entwicklung. Aber wie recht hatte der große Weise in seinem Zorn gegen die „Druckschreiber", die „ohrzerreißende und maulverzerrende Härten" nicht scheuen, bloß um ein paar Silben zu „lukrieren." Was würde er heute erst sagen, da man täglich Berichte, wenn auch nur Börsenberichte, dieser Art findet: „Mais eröffnete träge, schwächte sich im Verlauf . . . weiter ab, erholte sich später auf die Festigkeit der Lokomärkte und schloß kaum behauptet. Gerste verkehrte lustlos... In New-York folgten den rückgängigen Notierungen von Mais bald wieder ergiebige Erholungen." Eingeweihte versichern, daß auch diese Berichte in deutscher Sprache abgefaßt sind.

Neue Freie Presse

21./X. 1917

[Begnadigte Fremdwörter.] Ein Erlaß des Chefs des Generalstabes macht davon Mitteilung, daß eine Reihe von Fremdwörtern, die mit Stumpf und Stil ausgerottet werden sollten, wieder in Ehren aufgenommen werden. Es handelt sich, wie der Erlaß mit erfreulicher militärischer Deutlichkeit sagt, um „eingelebte Fremdwörter", für die allerlei ungewohnte Neubildungen vorgeschlagen und angewendet worden sind. Dieser Fremdwörterersatz hat sich als untauglich erwiesen und verschwindet in einer Versenkung, aus der er besser gar nicht hätte hervorgeholt werden sollen. Wir haben im Kriege auf allen Gebieten unter einer notgedrungenen Surrogatherrschaft zu leben und zu leiden, die dadurch nicht erquicklicher wird, daß man an Stelle des Fremdwortes Surrogat das deutsche Wort Ersatz gebraucht. Die Sprache aber hat es eben nicht notwendig. Der Kampf gegen die Erbsünde des deutschen Volkes, die Fremdwörterei, ist gewiß berechtigt, vielfach sogar notwendig, und die Zeit, da der Bildungsgrad an der Zahl der Fremdwörter gemessen wurde, die einer in Wort und Schrift gebrauchte, gründlich und ein für allemal vorüber. Die Sprachreiniger, deren Verdienste kürzlich in unserem Blatte in einer Besprechung des neuen Buches Eduard Engels „Sprich deutsch!" rückhaltlos anerkannt wurden, haben manchen schönen Erfolg erzielt, nicht zuletzt den, daß die Zahl jener immer geringer wird, denen man die wohlwollende Mahnung zurufen möchte: man soll niemals Fremdwörter gebrauchen, man kann doch niemals wissen, was sie bedeuten! Das große Reinemachen aber, das nach Kriegsausbruch eingesetzt hatte und an dem sich Zivil- und Militärbehörden beteiligten, ist vielfach zu weit gegangen. Den Betroffenen war dann so zumute wie einem Familienvater, dem die Säuberungswut der Gattin oder der Hausstütze sein Heim recht ungemütlich, zuletzt beinahe unbewohnbar macht. Es wurden Worte beseitigt, denen der heutige Erlaß des Chefs des Generalstabes die ersessene Heimatsberechtigung ausdrücklich und mit gutem Grund zuerkennt. Was an ihre Stelle trat, klang vielfach ungewöhnlich, zweideutig, manchmal geradezu unverständlich. Man wird also wieder ruhig das gebräuchlichste Fremdwort unserer Tage, das Wort „Organisation" anwenden dürfen und wird sich damit gern zufrieden geben, immer vorausgesetzt, daß diese Organisation eine wohlüberdachte, eine rechtzeitige und eine zureichende ist. Man wird einen Brief in ein Kuvert stecken und sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen, daß der Stockfranzose auf diesen sprachlichen Wechselbalg keinen Anspruch erhebt, auf seine Desannexion dankbar verzichtet. Auch Automobil und Bibliothek, Telegraph und Telephon und eine ganze Reihe anderer Fremdworte sind uns wieder geschenkt, und der Erlaß ladet ein, etwaige Ergänzungsanträge einzubringen, so daß sogar eine Erweiterung der Fremdwörteramnestie eintreten dürfte. Noch eine zweite wohltätige Anordnung enthält aber der neue Erlaß. Er spricht den Wunsch aus, daß gesuchte Neubildungen von Wörtern durch Aneinanderreihen von Anfangsbuchstaben oder Anfangssilben zu unterlassen seien, und macht derart gegen einen abscheulichen Sprachunfug Front, der die arme deutsche Sprache immer mehr zu einem Rotwelsch, zu einem Jargon zu verfälschen drohte, wie er etwa in dem berühmten „Handbuch der Kriminalistik" von Hans Groß abgehandelt und sprachlich erklärt wird. Die deutsche Reichshauptstadt hat vor Kriegsbeginn durch die ersten derartigen Neubildungen ihren Mangel an Zeit, ihren fabelhaften Amerikanismus erweisen wollen und wir sind ohne zwingenden Grund nachgetrottet. Es ist gut, daß das erste Zeichen zum Kreuzzug gegen derlei Sprachbarbarentum endlich gegeben wird. Doppelt gut, daß es ein militärischer Alarmruf ist. Im Waffengetümmel schweigen die Musen. Aber der oft mißhandelten deutschen Sprache tut ein Schutzgeist dringend not und es entspricht der Gegenwart, wenn dieser Schutzgeist Uniform trägt und den Säbel umgeschnallt hat.

Arbeiterzeitung

24./X. 1917

* **Liebe zu Fremdwörtern.** Streffleurs Militärblatt verlautbart: Der Kaiser hat angeordnet, daß hinsichtlich jener (man kann auch deutsch sagen: daß die) eingelebten Fremdwörter, die durch ungewohnte Neubildung ersetzt wurden, der frühere Sprachgebrauch wiederherzustellen ist und daß eine Zusammenstellung der nunmehr wieder anzuwendenden Ausdrücke verlautbart werde, auf deren Gebrauch streng zu sehen ist. Es sind daher künftig im dienstlichen Verkehr und sinngemäß für alle Formen und Zusammensetzungen folgende Wörter anzuwenden: Adresse, Aspirant, Auto, Automobil, Bibliothek, Distanz, Generator, Hughes, Instruktion, Kuvert, Legitimation, Loris (was ist das?), Motor, Motorwagen, Organisation, Pare (Mehrzahl Parien), Photographie, Radio, Rezepisse, Rubrum, Telegraph, Telephon, Terrain, Urgenz. Etwaige Ergänzungsanträge können eingesendet werden... Da die allermeisten dieser häßlichen Fremdwörter ganz überflüssig sind und ihr „Einleben" nur einem Mangel an Sprachgefühl zuzuschreiben ist, so kann der Rat, der diese Anordnung bewirkt hat, wohl nur beklagt werden. — Dazu schreibt uns ein Leser: Die deutsche Sprache kann in ihrer Fortentwicklung und bei ihrem in letzter Zeit sehr zu begrüßendem Reinigungsbestreben vielleicht — aber natürlich nur in Oesterreich — gehemmt, keineswegs jedoch gehindert werden. Schließlich wird ja doch jenes Deutsch zur sicheren Geltung gelangen, das von der weit überwiegenden Masse der Menschen im großen Deutschen Reiche gesprochen und geschrieben wird. Auch bei uns werden sich viele der „verbotenen" Ausdrücke, wie Gelände, Kraftwagen, Ausweis, Fernsprecher und dergleichen, weiter bedienen; sind sie doch so einfach, klar und sinngemäß verständlich. Dann könnte man wohl noch folgende Erwägung anstellen: Hat man nur einen Augenblick daran gedacht, welche gewiß nicht unbedeutende Summe an Arbeit und Geldauslagen dieser leicht hingeworfene Erlaß zur Folge haben werde? Was werden da wieder an Drucksorten, Stempeln, Aufschriften bei Aemtern, an Fuhrwerken und sonst noch mancherlei Kosten erwachsen. Man bedenke, wie hiebei der Byzantinismus, die Sucht nach oben zu gefallen, zahlreiche Auswüchse und Uebertreibungen hervorrufen wird!

gewiesen.

Wir haben nur den Verlust von sechs feindlichen Torpedobooten festgestellt, von denen zwei, die einem kleinen Typ angehören, durch

Deutsche Worte.

Lebe wohl, du rollender Fernsprecher, sei gegrüßt, du wohlgeborne Anschrift, empfehle mich bestens, geehrte Bücherei! Wie bedauerlich, daß euch ein längerer Aufenthalt nicht gegönnt war. Leben Sie alle wohl und reisen Sie glücklich! Im Vertrauen — man soll abgereisten Gästen nichts Uebles nachsagen —, sie waren doch Fremde und blieben es auch, wenn sie sich auch den deutschen Mantel umhingen und sich so gebärdeten, als gehörten sie zu uns und wären Kinder unserer Väter.

Seit den Zeiten, da Philipp von Zesen mit der in Hamburg Anno 1643 gegründeten Rosengesellschaft der deutschen Sprache zuhilfe zu eilen vermeinte und eine ganze Reihe von neuen Wortbildungen der deutschen Nation präsentierte, Wortbildungen, die man heutzutage wahrscheinlich deutschen Spracheersatz nennen würde, gehen stets von Zeit zu Zeit die wackeren Sprachfeger an ihre Aufräumearbeit. Es ergeht uns mit ihnen, wie mit den Scheuerfrauen, die zum Weihnachts- und Osterfeste in unseren Wohnungen mit Besen, Wedel und Staubtuch den Krieg gegen Ruß und Staub führen. Sie kehren nicht nur den Schmutz hinaus, sondern zertrümmern dabei auch manches Hausgerät, das uns lieb und angenehm erschien, wenngleich es vor alters einmal aus der Fremde zu uns gekommen war. Schon der große Leibniz hielt den eifrigen Herren vor, daß man die Sprache nicht am grünen Tische bildet, nicht so, wie man in einem chemischen Laboratorium nach neuen Verbindungen experimentiert, daß zu ihrer Ausbildung künstlerischer Geist gehört, daß vor allem sprachliche Kunstwerke die Sprache zur feinsten, farbigsten und wechselvollsten Blüte bringen. Ach, es ist sehr traurig, zu sehen, wie vernünftige Gedanken so oft auf den unfruchtbaren Boden der Unvernunft fallen und die Menschen sich immer aufs neue mit Arbeiten plagen, die einem romantischen Empfinden entsprechen, der strengeren Lehrerin Vernunft aber aus der Schule laufen. Nach ein paar Jahrzehnten ist dann die Entwicklung, die nach ewigen ehernen Gesetzen ihre Bahn vollendet, darüber hinweggeschritten, wie wir etwa über einen unruhigen Ameisenhaufen steigen, der uns im Wege liegt.

Es ist begreiflich, daß im Deutschen Reich nach den erfolgreichen und berühmten Feldzügen gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts sowie auch im großen Befreiungskrieg ein Erstarken des deutschen Nationalbewußtseins sich einstellt. Im Gegensatz zu Beethoven, der nur gelentlich — in der Klaviersonate op. 90 — deutsche Vortragsbezeichnungen wählt, hat Richard Wagner sich gänzlich für das Deutsche entschieden. Generalpostmeister von Stephan germanisierte dazumal die postalischen Fachausdrücke, der Kladderadatsch nannte ihn höhnisch nach Einführung der Rohrpost „Generalpustmeester". Bismarck, in seiner rationalistischen Denkungsart, betrachtete diese äußerlichen Tendenzen mit gesunder Skepsis. Mit der unerwarteten Vergrößerung der Machtstellung des Reiches ging das Nationalbewußtsein in Spiralen immer höher. Man verwies Worte außer Landes, für die man künstlich aus den mächtigen Lagern der deutschen Sprache neue Ersatzformen gewann, die nur, eben weil sie künstlich gewonnen waren, noch fremder und unorganischer mit ihr verbunden erschienen. Oft wählte man das schlechteste Auskunftsmittel, das es gibt: man übersetzte kurzerhand aus der fremden Sprache in die deutsche. Daß eine gute Uebersetzung von der Hand eines Künstlers stammen müsse, so daß durch ihn der Geist der fremden Sprache im Spiegel der unseren reflektiere, war wieder einmal vergessen. Diese Uebersetzungen waren ebenso schön wie die bekannten Schulübersetzungen, die uns im Gymnasium die Unbilden der Odyssee leichter ertragen ließen. Man nahm das Wort Telephon und übertrug es wörtlich ins Deutsche. Nun hieß es Fernsprecher, klang deutsch, war aber im Grunde genau so klassisch wie das Telephon. Die Psychologie des Wortes, die der Dichter ebenso kennen oder fühlen muß, wie der Komponist die Psychologie der Instrumente und der Klänge, ist noch vielen ein fremdes Ding, das man ihnen scheinbar ebenfalls erst ins Deutsche übertragen muß. Der Lyriker, der seine Gedichtsammlung „Adagio stiller Abende" nennt, wäre sicher entsetzt, falls sie unter dem Titel „Langsames Zeitmaß in stillen Abenden" in Goldschnitt zur Welt käme. Das Wort Adagio erzeugt hier eine ganz andere Stimmung als die simple Uebersetzung. Wenn aber nun gar neben der „Anschrift" vom „Adressaten" und nicht vom „Angeschriebenen" gesprochen wird oder, wie bei unseren Postämtern, gleich neben dem deutschen Fernsprechamt das griechische Telegraphenamt steht, so beweist das, wie wenig inneren Halt alle diese Verdeutschungen haben und die ganze Logik, nicht minder betrüblich ist, als die jener Orthographie, die in Wolgeboren das h vor die Tür setzt, es aber in Kohl wieder in der Mitte des Wortes achtungsvoll Platz nehmen läßt, und verrät das Amtsgeheimnis, daß die verschiedenen Kommissionen, denen vielleicht nur der Sachverstand zur Verfügung war, in ihren Amtstennen leeres Stroh — natürlich ebenfalls mit h — droschen.

Man kann im allgemeinen sagen, daß durch die großen Meister der Poesie und Prosa die deutsche Sprache seit Jahrzehnten so weit differenziert und ausgebildet ist, daß sie im Umgangsverkehr und in der Kunst Fremdworte nicht anzuwenden braucht und auch nicht anwendet. Kein Mensch spricht heute mehr von Bataillen und Avantagen, wie noch Goethe. Was übrig bleibt, sind Fachausdrücke aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, des Gewerbes. Hier handelt es sich um Namen, die eine Vorstellung eindeutig bestimmen sollen. Meist werden hierzu tote Sprachen verwendet, vor allem die griechische, wohl aus klanglich-ästhetischen Gründen. In anderen Fällen stammen die Fremdworte aus dem Lande, in dem ein Gegenstand der technischen Kultur erfunden, eine Kunst besonders gepflegt wurde. Mit dem Gegenstand oder der Kunst wandert auch der Name mit ein. Ein hübsches Beispiel ist das Wort „Lied". Wenn der Franzose das eigenartige subjektiv-lyrische deutsche Lied bezeichnen

24.1.X.1912

96

Kölnische Zeitung

96 30

30./X. 1917

✡ **[Kaiser Karl I. und die deutsche Sprachreinigung.]** Durch eine Mitteilung von „Streffleurs Militärblatt" erfährt man, daß Kaiser Karl eine Anordnung getroffen hat, wodurch manche Verdeutschungen in der Dienstsprache des österreichisch-ungarischen Heeres wieder rückgängig gemacht werden. Es sei, heißt es darin, hinsichtlich jener eingelebten Fremdwörter, welche durch ungewohnte Neubildungen ersetzt worden, der frühere Sprachgebrauch wieder herzustellen und auf den Gebrauch der nunmehr wieder anzuwendenden Ausdrücke strenge zu sehen. Eine beigefügte Zusammenstellung solcher wieder einzubürgender Fremdwörter bringt folgende Reihe: Adresse, Aspirant, Auto, Automobil, Bibliothek, Distanz, Generator, Hughes, Instruktion, Kuvert, Legitimation, Loris, Motor, Motorwagen, Organisation, Pare (Mehrzahl Parien), Photographie, Radio, Rezepisse, Rubrum, Telegraph, Telephon, Terrain, Urgenz. Die Reihe kann aber noch verlängert werden. Denn, wie es weiter in der kaiserlichen Anordnung heißt, können etwaige Ergänzungsanträge eingesandt werden. Die Form der Mitteilung schließt keinen Zweifel daran aus, daß hier eine eigne Willensäußerung Kaiser Karls vorliegt. Man wird sie daher in Österreich mit der gebührenden Ehrerbietung zur Kenntnis nehmen und bei der bekannten Vorliebe der Deutschösterreicher, soweit sie nicht alldeutscher Gesinnung sind, für fremdsprachigen Aufputz ihrer Sprache auch willig befolgen. Etwas anderes wird der deutsche Sprachverein nebst seinen zahlreichen Anhängern darüber denken — von Professor Eduard Engel nicht zu reden, der dieser Verordnung gewiß ein eignes Kapitel in seiner Schrift: Sprich Deutsch! gewidmet haben würde, wenn sie schon vor deren Veröffentlichung erschienen wäre. Er würde auch allen Grund dazu haben. Denn der sprachreinigenden Tätigkeit wird durch sie ein ernstes Hemmnis bereitet, vielen verdienstlichen sprachlichen Neuschöpfungen wird zugunsten des österreichischen Amtsdeutschs die Tür geschlossen. Die kaiserliche Verordnung enthält übrigens noch weitere Verbote: Sie erklärt für unstatthaft die Anlehnung an die deutsche Geschäftsordnung, die offenbar auf die österreich-ungarische Heeressprache bei dem engen Zusammenarbeiten beider Heeresverbände einen großen Einfluß gewonnen hat — wie ja ohne Frage auch von dieser die Erschütterung der Machtstellung der geliebten Fremdwörter ausgegangen ist — und verfügt, daß künftig gesuchte Neubildungen von Wörtern durch Aneinanderreihen von Anfangsbuchstaben der Anfangssilben zu unterlassen sind. Mit dieser letztern Verfügung, die eine zur Unsitte gewordene Gewohnheit trifft, wird man sich wohl ziemlich allgemein einverstanden erklären.

Rundschau

97

10./XI. 1917

Sprich Deutsch!

Bemerkungen zu Eduard Engels Buch.

Von **Willy Lange.**

„Sprich deutsch" ist eine in tiefstem Ernst zu nehmende Forderung, die von Eduard Engel, nach vielen auch von ihm genannten Vorgängern durch alle „welschenden" Jahrhunderte hindurch, jetzt erneut erhoben wird. Mit „Welschen" bezeichnet er — „nach Luther und seinen Zeitgenossen" — das Vermengen deutscher Sprachform mit anderen Formen aus lebenden und toten Sprachen. Das Wort hat, rein klanglich genommen, eine so große Bildkraft, daß mancherlei unangenehme Vorstellungen mitschwingen und das Ergebnis deutlich zeichnen.

Wer in seiner Jugend durch die Sprachvermengung hindurch gegangen ist, bis Musik sein Ohr schärfte für den Mißklang fremder Worte zwischen Deutschwüchsigen; wer beim Sprechen, leider, noch oft am Welschen krankt, sich beim Schreiben aber seit Jahren des deutschen Ausdruckes im Bewußtsein seines Wesens und seiner Pflicht als Schreiber des zu Druckenden befleißigt — wird gern jede erziehliche Förderung annehmen. Die Erfahrung, die ich nach dem Lesen von Engels Buch machte, veranlaßte mich, meine demnächst in Neuauflagen erscheinenden Bücher noch einmal nur unter dem Gesichtspunkt reiner deutscher Sprachform durchzusehen. Der Lohn solcher Mühe ist Selbsterziehung zum Denken in deutscher Form. Wenn der Verfasser von „Sprich deutsch" oft ähnliche Erfolge hat, wird der Zweck seines Buches dem Ziele immer näher kommen in dauernden Auswirkungen.

Vielleicht entschließt er sich dann, was er sagt als Ergebnis noch einmal in anderer, deutschem Wesen und der Würde des Gegenstandes ohne Ausnahme entsprechender Form, gekürzt und von zahlreichen Wiederholungen befreit, der Allgemeinheit vorzulegen. Ihm stehen vortreffliche Ausdrucksformen zur Verfügung, die deutschem Wesen angepaßt sind; ich darf wünschen, daß diese mit den wirksamen Gegenüberstellungen, geschichtlichen Erinnerungen und anderem Wissenswerten in einer Weise veröffentlicht würden, daß sie auch unsere Unterrichtsverwaltungen in Hand und Herz der Jugend legen können. Dies ist — so wenig wie eine allgemeine Verbreitung im Felde, wegen des beißenden persönlich gefärbten Spottes (der oft zum Hohn, nie zum Humor wird) nach meinem Gefühl in der jetzt vorliegenden Form des Buches nicht möglich. Soll nun auch schon das Gute in Giftflaschen verbreitet werden? Es ist schwer erträglich, wie der Verfasser auf den Leser eindringt — und eben mit jenem überflüssigen Kraftaufwand wertvolle Dinge sagt, die jener eindringlichen äußeren Mittel nicht bedürfen. Ich habe den Eindruck, daß, wer in so vielen anderen Sprachen zu Hause ist, wer eine „deutschkundige", also wohl ursprünglich fremdsprachige Mitarbeiterin hat, Aehnliches für andere Zwecke auch in Bezug auf eine der anderen von ihm beherrschten Sprachen geschrieben haben könnte. Auch in Form der Abwehr ist es mir peinlich, die Alltagssprache des eigenen Volkes so herabgesetzt zu sehen z. B. gegenüber der behaupteten Reinheit des Französischen und Englischen. Ohne auch nur den Schein des Sprach-Sachverständigen in Anspruch nehmen zu wollen, kann ich persönlich mich z. B. über die Gewaltsamkeit nicht hinwegsetzen, mit der das Englische Lehnworte, z. B. aus dem Lateinischen, klanglich und im Tonfall mißhandelt, indem es sie verenglischt.

Allen Vergleichen aber kann man entgehen, wenn man aus tiefem Ernst als Deutscher für Deutsche einfach deutsch fordert. Das dies möglich, nützlich, erfreulich, nötig, pflichtmäßig ist und die Voraussetzung zu jeder dauernd wirkenden, lebensvollen Sprachform deutscher Gedanken und Empfindung, hat der Verfasser wieder einmal — ohne jede Einschränkung gesagt — bewiesen.

Jeder, der amtlich oder für den Druck schreibt, jeder, der an Kindern und Jugend zu wirken hat, auch die Mütter „humanistischer" Familien, sollten für sich das Buch durcharbeiten (Verlag von Hesse u. Becker, Leipzig; Preis 1,50 M.). Daneben aber nicht zu vergessen: Professor Albert Heintzes „Gut Deutsch"! Die beiden Bücher sind wie zwei Feilen auf dem Werktisch des Schreibenden, bis sie ihm entbehrlich sind durch formsicheres deutsches Denken.

Wenn, wie früher üblich, jedes undeutsche Wort innerhalb „deutscher" Schrift (Fraktur) mit „lateinischen" Buchstaben (Antiqua) gesetzt würde, also auch die Wörter auf „iren", dann würde an der Buntheit der Druckform erst deutlich werden, wieviel Fremdworte sich einschleichen. Schriftleiter alles Gedruckten, besonders auch der Fachblätter, würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie von jedem Mitarbeiter forderten, nur mit deutschen Worten alles zu sagen, was gesagt werden soll; ein überraschender Reichtum würde sich erschließen und — große Armut entschleiert werden.

Deutsch oder undeutsch: das ist die Frage, auf die es nur eine Antwort geben darf; denn Alles, was dazwischen ist, ist zwitterhaft, unsicher. Fremdworte, so einschmeichelnd bereitwillig sie sich darbieten, sind falschen unzuverlässigen Freunden vergleichbar; man trennt sich am besten ohne Rest von ihnen, denn sie hemmen auch dort, wo sie zu fördern scheinen. Die Kenntnis fremder Sprachen ist wie Wanderung durch fremde Länder: kommt man deutscher aus ihnen zurück, so bringt man eine Bereicherung mit; das ist entscheidend.

Gegner kann es in der Frage deutsch oder undeutsch in Deutschland ja nicht geben, aber die Vermittelnden müssen sich ohne Vorbehalt zum Deutschen bekennen. Sie fordern auf jedem Gebiet, wo diese Frage entscheidend ist, „Zugeständnisse"; mögen sie diese machen, aber an das Deutsche! Niemand wird dadurch geschädigt, auch die „Mittler" nicht.

98 20

20./XI. 1917.

Deutsche Reinsprache.

Die jetzt fast allgemein anerkannten Bemühungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins um die Säuberung unserer Muttersprache von den mancherlei entbehrlichen und unnützen fremden Ausdrücken hat in dieser Kriegszeit, da eine kräftige, reinigende Welle nationalen Selbstbewußtseins und Selbstgefühls über das deutsche Volk dahinging, höchst erfreulichen Erfolg zu verzeichnen. Vielen Leuten ist der Blick dafür geschärft worden, daß man eine Menge Fremdwörter sehr gut und ohne Schwierigkeit durch deutsche ersetzen und wiedergeben kann. Um wieviel es übrigens schon vor dem Kriege im Gebrauch der ausländischen Eindringlinge bei uns besser geworden war im Vergleich zu der Zeit, da noch kein einiges Deutsches Reich bestand, wird so recht deutlich, wenn wir etwa die Verhandlungen lesen, die in der Frankfurter Nationalversammlung 1848—1849 gepflogen wurden. In diesen Reden wimmelt es geradezu von Fremdwörtern, auch von solchen, die heutzutage kein Mensch mehr gebraucht, ja, die uns vielfach sogar in ihrer Bedeutung unverständlich geworden sind. Zweifellos hat das Volk in seiner großen Mehrheit viel von dem, was seine Vertreter in der Paulskirche gesprochen haben, nicht verstanden; und mancher einfache Mann wird, verwundernd den Kopf schüttelnd, sich gefragt haben, was für ein sonderbares Deutsch das wohl sei. Aber auch Gebildete nahmen an diesem wirklichen Mißbrauch Anstoß.

Was jetzt der Allgemeine Deutsche Sprachverein als seine Aufgabe betrachtet, das erstrebten schon vor siebzig Jahren einzelne Vereinigungen deutschgesinnter Männer. So gab es in Heidelberg einen Verein für deutsche Reinsprache. Dieser richtete an die Nationalversammlung eine Eingabe mit der Bitte, „daß die Abgeordneten bei der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung sich in ihren Reden der deutschen Reinsprache befleißigen und statt der unverständlichen Fremdwörter d e u t s c h e Ausdrücke gebrauchen möchten." Das Schriftstück mit eingehender Begründung wurde an den „Prioritäts- und Petitions-Ausschuß" verwiesen, in dessen Namen dann am 12. September 1848 der Abgeordnete Landgerichtsdirektor Karl Fuchs aus Breslau Bericht erstattete. Es war für eine solche Sache eine unglückliche Zeit, unmittelbar vor den Ereignissen, die gewöhnlich als Frankfurter September-Aufstand bezeichnet werden: dem Sturm auf die Paulskirche und der Ermordung der beiden Abgeordneten v. Auerswald und Fürst Lichnowsky. In dieser wie mit Sprengstoff geladenen Luft ging der Fuchssche Vortrag ziemlich unbeachtet vorüber, ja recht eigentlich verloren. Die Herren auf der Linken unterbrachen den Redner wiederholt durch stürmische Rufe nach Schluß, wodurch sich Fuchs freilich keineswegs einschüchtern ließ; vielmehr bestand er energisch auf seinem Recht der freien Rede. Er legte die Gründe des Gesuchs dar, die sich auf folgende Hauptpunkte stützten. Erstlich: die Versammlung bestehe aus lauter Deutschen, die Mitglieder spächen zu Deutschen für Deutsche, sollten zu Deutschlands Wohl wirken und wollten dem Volke verständlich sein. Der nicht gerade wissenschaftlich gebildete Teil des Volkes könne dergleichen fremdländische Ausdrücke wie „Interpellation, Instruktion, Insurrektion, Deputation u. a." nicht verstehen. Ferner: aus dem Gebrauch der vieldeutigen, meist unrecht verstandenen Fremdwörter entständen Mißverständnisse beim Volke, während durch deutsche Ausdrücke die Klarheit des Denkens und die Teilnahme an den Verhandlungen gefördert werde. Sodann werde das Beispiel der Reichsversammlung auch in andern Kreisen, namentlich auf die Herausgeber von Zeitungen und andern Tagesschriften, ermunternd wirken. Es werde dadurch zur Veredlung der Gesinnung, zur Anerkennung des eigenen Werts beigetragen; es werde in den Deutschen das noch allzu sehr schlummernde Gefühl des edlen Stolzes, ein Deutscher zu sein, geweckt; und es werde dadurch die Verbrüderung aller deutschen Stämme, die Eintracht unter denselben und die Vaterlandsliebe im allgemeinen gefördert, die wohltätigen Wirkungen mithin auf das ganze deutsche Leben ausgedehnt werden.

Zugleich teilte der Berichterstatter mit, es sei dem Ausschuß eine Bittschrift ähnlichen Inhalts aus Berlin zugeteilt worden, die sich auf die Einführung deutscher Ausdrücke im Heerwesen bezog; sie sei deshalb an den Ausschuß für die Wehrangelegenheiten abgegeben worden.

Fuchs schloß mit den Worten: „Es ist die echt vaterländische Gesinnung, welcher derartige Bittschriften entsprossen sind, nicht zu verkennen, und es ist dieselbe von Ihrem Ausschusse in ihrem ganzen Umfange gewürdigt worden. Er hat sich auch für verpflichtet gehalten, den als Redner auftretenden Mitgliedern der Versammlung die möglichste Vermeidung fremder Ausdrücke in ihren Reden angelegentlichst zu empfehlen."

So hatten die Antragsteller ihren Zweck erreicht; und mancher Abgeordnete, der sich dem Gewicht der angeführten Gründe nicht verschließen konnte, hat sich fortan doch bemüht, überflüssige Fremdwörter zu vermeiden. E i n e n sichtbaren Erfolg hatten die Heidelberger schon insofern, als der Berichterstatter nicht, wie sonst stets üblich, von ihrer „Petition", sondern von einer Eingabe und einer Bittschrift sprach, und daß er den „Prioritäts- und Petitions-Ausschuß" einfach und richtig in einen „Bittschriften-Ausschuß" umtaufte.

meldet vom 19. November, abends:

In Flandern lebhafter Feuerkampf vom Houthoulsterwalde bis Zaandvoorde.

Ein Teilangriff der Franzosen am Chaumewalde wurde abgewiesen.

Im Osten nichts Besonderes.

Heftige Kämpfe im Gebirge zwischen Brenta und Piave.

Serbien war niedergeworfen, Rußlands Kraft gebrochen, Italiens Raubzug mißglückt und über Rumänien brach mit unaufhaltsamer Wucht das verdiente Strafgericht ein. Der Anschlag auf den Bestand der habsburgischen Monarchie war vereitelt. Und Kaiser Franz Joseph, der Oesterreich-Ungarn neu geschaffen, konnte in dem Gedanken entschlafen,

Ueber den Wiener Dialekt.

(Grundlinien zu einer phonetisch richtigen Schreibung.)

Von **F. Furchheim.**

Man hat wiederholt behauptet, daß es kaum möglich sei, unseren Dialekt mittelst der gewöhnlichen Schriftzeichen so darzustellen, wie er wirklich gesprochen wird. Dagegen ließe sich mancherlei einwenden. Jedenfalls muß zugegeben werden, daß unsere Mundart mit ihren Mischlauten, den unklaren, zwischen A und O, oder E und Ö schwankenden Vokalen, ihren charakteristischen Diphthongen und Nasenlauten, sowie den fast wie a klingenden Ausgängen in r (sehr, Herr) einer entsprechenden schriftlichen Wiedergabe ganz besondere Schwierigkeiten entgegensetzt. An Versuchen, darüber hinwegzukommen, hat es in älterer und neuerer Zeit nicht gefehlt. Schon vor neunzig Jahren bemühte sich in dieser Hinsicht, jedoch erfolglos, der bekannte Wiener Schriftsteller und Dichter J. F. Castelli in seinen Gedichten in niederösterreichischer Mundart, die 1828 erschienen. Sein Aussprache-System, das einen Aufwand von ausgeklügelten Typen-Kombinationen erforderte, war aber zu kompliziert, um Anklang zu finden. Ebenso ist sein Versuch, die nasalen Halbvokale des Dialektes mit französischen Lauten zu identifizieren, z. B. „Mon" (Mann) mit mon, und „schen" (schön) mit galopin als mißlungen zu bezeichnen. Weitaus mehr Analogien, zumal in den Vokalen, bietet hierin das Englische: das dunkle a in washing ist gleichlautend mit dem wienerischen a in „Fasching", in to fall mit „fall'n" usw. Das Hochdeutsche kennt diesen Halbvokal nicht.

Ganghofer sagt, er habe in seinem ersten Werk, dem „Herrgottsschnitzer", den bayrischen Dialekt möglichst getreu zu schreiben versucht, sei aber im Laufe der Jahre immer mehr davon abgekommen: Einmal, weil er erkannte, daß es ohne die Hilfe eines großen Apparates von Schriftzeichen überhaupt unmöglich ist, den Dialekt richtig zu schreiben, und dann, weil er die Erfahrung machte, daß durch strenge Dialektschreibung die Wirkung eher gestört als gefördert wird. Ganghofers Ansicht verdient Erwägung; sicherlich ist das Eingehen in die kleinsten Details von keinem Wert, es verwirrt, statt zu erleichtern. Aber als Grundlage einer auch noch so einfachen Reproduktion des Dialektes soll der Schreibende die Laute richtig erfaßt haben, wozu ein empfänglicher, fein unterscheidender Gehörsinn unbedingt erforderlich ist. Andernfalls entsteht ein willkürliches oder zufälliges Buchstabengefüge, das den Dialektlauten gar nicht entspricht.

An Wörterbüchern und linguistischen Schriften überhaupt ist der Wiener und im weiteren Sinne der niederösterreichische Dialekt, mit anderen deutschen Mundarten verglichen, bedeutend im Nachteil. Ein grundlegendes Werk, wie das von Schmeller für den bayrischen Dialekt, würde unserer Mundart auch außerhalb unserer Grenzen zu dem Ansehen verhelfen, auf welches sie das gleiche Recht hat wie andere Dialekte. Und oberflächliche Beurteiler würden dann unsern, an Stammwörtern so reichen Dialekt nicht mehr als ein „verderbtes Hochdeutsch" bezeichnen können. Wann wird sein Sprachschatz endlich gehoben werden? Die vorhandenen Wörterbücher von Sonnleithner, Höfer, Castelli, Loritza (der in der Vorrede seines Machwerkes den Dialekt einen „Auswuchs der deutschen Sprache" nennt), sowie die von Hügel und Schranka sind teils veraltet, teils unvollständig. In den Jahresberichten des Schottengymnasiums 1861 und 1865 veröffentlichte Hugo Mareta „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache", eine wissenschaftlich hochinteressante Arbeit, die leider nicht fortgesetzt wurde. Sengschmitt und Nagl haben ebenfalls Verdienstliches auf diesem Gebiete geleistet.

Und nun mögen, soweit es der Rahmen eines Feuilletons gestattet, noch einige Bemerkungen zu einer phonetisch richtigen Schreibung des Wiener Dialektes folgen. Der Vokal E hat im Wiener Dialekt zweierlei Laute: einen echten, breiten, wie im hochdeutschen steh, Fett, Gebet, und einen andern, der sozusagen auf dem halben Wege zum Ö stecken geblieben ist, und ungefähr dem E in Feder, Rede, Meth entspricht. In den mittelhochdeutschen Grammatiken wird der verschiedenartige Klang dieser beiden E besonders hervorgehoben. In der Dichtung, zumal im Reim, kommt er lebhaft zum Ausdruck. Aber nicht minder lebhaft fühlt man ihn heute noch im Wiener Dialekt. „Jeder, der darin zu Hause ist," sagt Stieböck in seiner 1890 anonym erschienenen Abhandlung „Der Wiener Dialekt und seine hochdeutsche Stiefschwester", „wird bei einem einzigen falschen E-Laut sofort erkennen, daß der Sprecher kein Wiener ist, sondern ein Eingewanderter."

Der Wiener vermeidet den Ö-Laut als unbequem, indem er ihn durch E ersetzt: „I mecht, an eder Ort, hecher", (Komparativ von hoch). Ausnahmen wie in „Öl, d'Höll, Vahöll, Öllend" (hier im umgekehrten Fall) usw. bestätigen die Regel. Dennoch stößt man in Dialektschriften fortwährend auf Absurditäten wie „Sö, nöd, döss"; man liest von einem „Kraköhler"; einer geht „zum Sölcher", und ein anderer hält sogar „a Röd". (Vielleicht auch im „Rög'n", der Ueber-

Frankfurt 1914

Vossische Zeitung

11./XII. 1917

100 11

* **Gute Verdeutschungen.** Für die Bezeichnungen von Staatsbehörden haben Bayern und Sachsen vorbildliche Verdeutschungen eingeführt. Zusammenlegungsamt heißen jetzt in Sachsen die bisherigen Spezialkommissionen für Grundstückszusammenlegungen, Rechtsamtmann die juristischen Spezialkommissare, Landamtmann die ökonomischen Spezialkommissare, Vermessungsprüfer die Vermessungsrevisoren, technischer Rat die technische Deputation, Amtshauptmannschaftl. Zweigamt Sayda die bisherige Delegation. In Bayern sagt man: Anstalt für Pflanzenbau und Pflanzenschutz für Agrikulturbotanische Anstalt, Landesstelle für Gewässerkunde für Hydrotechnisches Bureau, Anstalt für Moorwirtschaft anstatt Moorkulturanstalt, Staatlich anerkannter Ausschuß für Vogelkunde für autorisierte Vogelschutzkommission, Direktion der Staatsgemäldesammlungen für Direktion der staatlichen Galerien, Museum für Völkerkunde für Ethnographisches Museum, Landesamt für Denkmalpflege für Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer, Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates für Generalkonservatorium, Hauptversuchsanstalt für Landwirtschaft für Landwirtschaftliche Zentralversuchsstation, Landeswetterwarte für Meteorologische Zentralstation, Münzsammlung für Münzkabinett, Staatshauptkasse für Zentralstaatskasse, Zollhauptkasse für Zentralzollkasse.

Tägliche Rundschau
20./XII. 1917

101 20

* **Fremdwort und kaiserliche Erlasse.** In dem Kampfe, den Presse, Schulen und Behörden gegen überflüssige Fremdwörter in der deutschen Sprache führen, ist eine gewisse Einheitlichkeit unbedingt nötig, falls auf diesem Gebiete ein sicherer Erfolg erzielt werden soll. Es dürfen z. B. Behörden in ihren Verfügungen und Verordnungen nicht Fremdwörter gebrauchen, deren Anwendung in den Schulen und in der Presse getadelt wird. Ein solcher Fall liegt, wie die „K. V." schreibt, in dem kaiserlichen Erlaß über die Einrichtung des neuen U-Boot-Amtes vor. Es heißt darin, es werde im Reichsmarineamt eine neues „Departement" gebildet. Wozu hier das französische Wort, wo doch das deutsche Wort Abteilung zur Verfügung steht und in manchen deutschen Bundesstaaten zur Bezeichnung von Verwaltungsbereichen innerhalb der Ministerien bereits seit langer Zeit im Gebrauch ist! Das gleiche gilt von dem in dem nämlichen Erlaß gebrauchten „Werftdepartement". Ueber den Gebrauch von U-Boot-Inspektion mag man streiten, solange wir amtlich eine Schulinspektion haben, obschon auch hier nach dem Vorbilde der Schulaufsicht eine U-Boot-Aufsicht möglich gewesen wäre. Unstreitig zu verwerfen ist aber das Zeitwort ressortieren, das im selben kaiserlichen Erlasse vorkommt: alle Fragen, die vom Reichsmarineamt ressortieren. Ja, wenn das am grünen Holz geschieht! Mußte es in einem deutschen Erlasse nicht heißen: Fragen, in denen das Reichsmarineamt zuständig ist, oder die dem Reichsmarineamt unterstehen? Wenn die Fremdwörterei nicht einmal während des Krieges beseitigt werden kann, wie soll es da nach dem Kriege, wenn fremdländisches Wesen bei uns wieder Eingang suchen möchte, erst werden?

USUFT. VORSZEITUNG

23./XII. 1917

Die Sprachstenographie.

Eine unnötige Bereicherung des deutschen Wortschatzes.

Girardi hat einmal in einer seiner Rollen ein Extempore gebracht, indem er seinem Partner das Wort „Wins" zurief. Der Mitspielende war über dieses im Textbuche nicht vorgesehene Wort, das er noch nie gehört hatte, sehr erstaunt und wußte keine Antwort darauf zu geben. Girardi weidete sich einen Augenblick an dem sprachlosen Erstaunen des mit ihm auf der Bühne Stehenden und gab dann die Erklärung: „Nicht wahr, das haben Sie nicht verstanden? Das ist nämlich meine neue Sprachstenographie. „Wins" ist nur eine Abkürzung für die Frage: Wissen Sie!"

Was der Künstler damals in der Augenblickslaune eines Komikers geschaffen hat, ist seither zur Wirklichkeit geworden. Im deutschen Sprachgebrauch hat sich gar häufig eine Sprechstenographie eingebürgert, welche weder als praktisch noch auch als schön bezeichnet werden kann. Solange es noch Einzelfälle waren, konnte man es ja ruhig hinnehmen, aber die Sucht der Nachahmung und der Verallgemeinerung hat hier weit über das Ziel geschossen. Bei einzelnen, abgekürzten Bezeichnungen ging die Einführung dieser „Sprachsigel" noch an. Man wußte, was sie zu bedeuten hatten, und die ursprüngliche Bedeutung ging dadurch nicht verloren, geriet nicht mit der Zeit durch den allgemeinen Gebrauch der Abkürzung in Vergessenheit.

Von Deutschland aus hat diese Sprachstenographie ihren Weg genommen, als vor Jahren statt der langatmigen Benennung „Hamburg-amerikanische Paketfahrtaktiengesellschaft" das Wort „Hapag" geprägt wurde, das aus den Anfangsbuchstaben des Gesamttitels gebildet worden ist. Dann ist es auch nach Oesterreich übergegangen, und man hat sich hier an die Bezeichnung „Steg" statt Staatseisenbahngesellschaft gewöhnt. Ebenso wurde auch in Ungarn statt „Magyar allami vasut", statt ungarische Staatsbahn, nur mehr „Mav" gesagt, welches Wort aus den Anfangsbuchstaben der ungarischen Bezeichnung gebildet ist. Hier hat sich aber auch schon der Witz dieser gesprochenen Stenographie bemächtigt, indem die Abkürzung „Mav" auch als „miserabelstes aller Verkehrsmittel" übersetzt wurde, ein böser Witz, der — wie nebenbei bemerkt sei — gar keine Berechtigung hat.

Zu diesen alteingeführten Abkürzungen in der Sprechweise, deren Gebrauch schon ein Gewohnheitsrecht geworden ist, gesellt sich nunmehr in den allerletzten Jahren die Sucht, für sehr viele Bezeichnungen Abkürzungen einzuführen und sie einzubürgern. Diese Abkürzungen sind nicht immer sehr glücklich gewählt und keineswegs sind sie eine unbedingte Notwendigkeit. Wenn wir auch im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität leben, wenn auch die neuesten Erfindungen es ermöglichen, Zeit und Entfernungen zu überbrücken, so eilig haben wir es aber doch nicht, daß wir einen Eigennamen oder eine Titelbezeichnung nicht mehr aussprechen können, daß wir dafür eine stenographische Abkürzung suchen müssen, welche den deutschen Sprachschatz bereichern soll, die dann gebraucht wird, ohne daß der sie Anwendende weiß, wie die Bezeichnung eigentlich ursprünglich gelautet hat.

Da ist beispielsweise das Wort „Miles" aufgetaucht. Wie viele, oder besser gesagt wie wenige wußten, was dieses Wort zu bedeuten habe und wieso eine Eierverkaufsstelle zu dieser Bezeichnung komme. In fremdländischer Uebersetzung suchten gar viele die Erklärung und nicht allgemein wußte man, daß „Miles" nichts anderes sei, als die Abkürzung für die „vom Ministerium des Innern legitimierte Einkaufsstelle". Aehnlich unschön und für nicht in Wien Wohnende oder erst hieher Zugereiste unverständlich ist die Bezeichnung „Rohö" für die „Reichsorganisation der Hausfrauen Oesterreichs". Einem Kaufmann in Bremen etwa oder einem Landwirt in Südsteiermark würde es furchtbar schwer fallen, aus dem stenographischen Sprechsiegel „Oezeg" herauszufinden, daß dies die Firmabezeichnung für die „Oesterreichische Zentraleinkaufsgesellschaft" ist. Ebenso wenig könnte ein Bauer aus dem Oberösterreichischen oder ein bosnischer Lequarkocher hinter der abkürzenden Bezeichnung „Geos" die „Gemüse- und Obstverwertungsstelle" vermuten. Was würde beispielsweise ein Blumenzüchter in dem deutschsprechenden Teile Siebenbürgens denken, wenn man ihn brieflich auffordern würde, der „Kav" beizutreten, seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen, indem er die Aktion der „Kav" unterstütze. Er würde dies für einen schlechten Scherz halten. Und doch ist diese Bezeichnung eine der letzten Errungenschaften der Sprachstenographie, ist die Abkürzung für „Kriegsanleiheversicherung".

Mit demselben Rechte könnte man für Wiener Allgemeines Krankenhaus die Abkürzung „Wak" wählen oder „Hot" für Hofoperntheater. „Rok" für das Rote Kreuz hätte dieselbe Berechtigung wie alle die anderen Abkürzungen. Es wäre ebenso unschön und unverständlich, wie wenn jemand statt „Wehrausschuß des Abgeordnetenhauses" das Sprechsigel „Wagaus" oder für „Wiener städtische Straßenbahnen" die nach demselben System zusammengestellte Abkürzung „Wäst" wählen würde. Auch im militärdienstlichen Verkehre wurde der Versuch gemacht, derartige Abkürzungen einzuführen und beispielsweise das Armeeoberkommando mit „Aok", eine Rekonvaszentenabteilung mit „Reka" zu benennen. Ein Befehl des Kaisers hat aber bekanntlich dies verboten. Gar so arg ist es eben, wie schon bemerkt, mit unserer Zeit noch nicht bestellt, daß wir mit Sekunden geizen müßten, daß wir nicht mehr in der Lage wären, Dinge und Sachen mit dem richtigen Namen zu bezeichnen. Bei einigen wenigen, bei denen sich der Gebrauch dieser Sprachstenographie schon eingebürgert hat, mag es ja noch angehen, aber eine Sucht, es zu verallgemeinern, ist entschieden zu verurteilen. Eine Sprache muß allgemein verständlich sein, darf sich nicht durch Fremdworte verunstalten, deren Bedeutung nicht jeder kennt, und ebensowenig durch willkürliche Sprachabkürzungen oder gesprochene Stenographiesigel, welche die Ausdrucksweise weder verschönern noch auch leichter verständlich machen.

E. B.

Reichspost

4. II. 1918

Die Pflege unserer Sprache.

Was zeigt uns der Fremdwörtergebrauch? — Wie unsere Volkswirtschaft durch die Fremdwörter geschädigt wird. — Für die Reinheit der Heeressprache.

Der Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Wien hat als Vorort der österreichischen Zweigvereine in der Vollversammlung vom 6. Dezember 1917 eine Entschließung angenommen, in der es u. a. heißt:

Der Gebrauch der Muttersprache ist uns durch das Staatsgrundgesetz gewährleistet, denn: „. . . . . Jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache." Sie richtig und gut zu sprechen und zu schreiben, ist Sache der Bildung und des Geschmacks. Ob etwas dem Wesen und der Eigenart der Sprache angemessen ist oder widerstreitet, gut oder schlecht, deutsch oder undeutsch ist, darüber entscheidet der allgemeine Sprachgebrauch, der — nach Zeit und Ort wandelbar — von der Wissenschaft festgestellt und nachgeprüft werden kann. Zur Pflege der Sprache gehört es, den Sinn für Richtigkeit, Klarheit und ausdrucksvolle Schönheit zu wecken und zu verbreiten. Das ist eine erzieherische Tätigkeit. Es leuchtet ohneweiters ein, daß der Wortlaut der Gesetze und amtlichen Kundmachungen richtig, klar und gemeinverständlich sein soll. Eine richterliche Entscheidung, eine Verordnung erfüllt ihre Aufgabe unvollständig, wenn man sich über lange, unübersichtliche Sätze den Kopf zerbrechen muß. Ebensowenig ist der Gebrauch gelehrter und ungelehrter Fremdwörter zu billigen, wenn dafür deutsche Ausdrücke vorhanden sind. Ein Irrtum ist es, zu glauben, das fremde Wort bezeichne den Gedanken genauer, denn jedes Wort, ob fremd, ob eigen, erhält seinen Inhalt erst durch Gewohnheit und aus dem Zusammenhang. Die Fremdwörterei ist der sprachliche Niederschlag geistiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit von mächtigeren oder höher gewerteten Fremdvölkern, somit der Ausdruck freiwilliger oder unbewußter Minderwertigkeit. Dafür haben wir aus der Zeit des Weltkrieges einen vielsagenden Beweis. Bei Ausbruch des Krieges wurden auch in Wien die ärgsten fremdsprachigen Schilder überklebt. Ob aus Furcht oder Scham, bleibe unerörtert. Das ist aber doch ein deutlicher Fingerzeig: Hier muß etwas versteckt werden. Es ist eine Selbstanklage oder ein Versprechen. Es hat uns von jeher im Urteil des Auslandes ungeheuren Schaden zugefügt, daß unsere Geschäftsleute durch französische oder englische Warenbezeichnungen ihre eigenen Erzeugnisse im Werte herabsetzten. Die Reichenberger Handelskammer hat den Schaden für die Tuchmacherei mit Millionen berechnet, die jahraus, jahrein unserem Volksvermögen entzogen und dem Ausland nachgeworfen werden. Die Fremdwörterei hat uns in der ganzen Welt als ein Volk der Nachahmer, wohl gar der Verfälscher hingestellt; wir sind auch deshalb von jeher verhöhnt worden.

Zwar hat es immer deutschbewußte Männer gegeben, die der Verfremdung unserer Muttersprache entgegenwirkten, aber der Krieg hat Herz und Sinn vieler neuer Anhänger für unsere Aufgabe erschlossen. Wir haben es mit Dank und Freude begrüßt, als dem auch unsere Ministerien Rechnung trugen und als besonders das Unterrichtsministerium die Schule anwies, in welcher Weise sie an einer gesunden Sprachentwicklung mitarbeiten soll.

Schon vor diesem bedeutungsvollen Schritt hatte das Kriegsministerium einen Erlaß ähnlichen Inhaltes an die militärischen Bildungsanstalten hinausgegeben. Bei diesem Verständnis und Wohlwollen für unsere Sache hielten wir die Zeit für gekommen, der obersten Heeresverwaltung nahezulegen, den aktiven Angehörigen des Heeres und der Marine den Eintritt in unseren Verein zu gestatten. Die Ausführungen der diesbezüglichen Eingabe fanden offenbar Zustimmung, denn sowohl das Landesverteidigungs- als das Kriegsministerium hat den Berufsoffizieren den Eintritt in unseren Verein gestattet. Wir glauben daher nicht, daß der in die Oeffentlichkeit gedrungene Befehl des Armeeoberkommandos in die Sprachpflege eingreifen wollte und sind überzeugt, daß die Veranlassung weitab von der Gesinnung liegt, die aus manchen höhnischen, schadenfrohen Presseäußerungen spricht. Wir hoffen vielmehr, daß nach siegreicher Beendigung des Krieges, wenn so vieles neu gegründet und eingerichtet wird, auch unsere Heeressprache veraltete Gewohnheiten aufgeben wird, wozu die entbehrlichen Fremdwörter jedenfalls zu rechnen sind.

Tägliche Rundschau 104 28
28. II. 1918

* **Der Schreibunterricht hat mit der deutschen Schrift zu beginnen!** Der Unterrichtsminister hat dem „Allgemeinen Deutschen Schriftverein" in Berlin-Lichterfelde auf zwei von ihm eingereichte Eingaben, worin Beschwerde darüber geführt wurde, daß in einigen Schulen nicht zunächst die deutsche, sondern die lateinische Schreibschrift gelehrt werde, folgendes mitgeteilt: Die infolge der ersten Eingabe angestellten Ermittlungen haben ergeben, daß in der Schule zu N. und in der Schule zu M. in der Tat die Kinder zuerst die lateinische und dann erst die deutsche Schreib- und Druckschrift gelernt haben. Dagegen hat sich die Mitteilung, daß in einem großen Teile der Groß-Berliner Volksschulen die Kinder in den ersten Jahren nur die lateinische Schreib- und Druckschrift kennen lernen, nicht als zutreffend erwiesen. Die beiden erstgenannten Fälle hat der Minister zum Anlaß genommen, den Provinzialschulkollegien und den Regierungen den Erlaß vom 8. Juli 1905 in Erinnerung zu bringen, wonach die Unterweisung im Schreiben nicht mit der lateinischen, sondern mit der deutschen Schrift zu beginnen hat. Zugelassen ist nach diesem Erlasse, daß die Kinder vor dem Beginn des eigentlichen Schreibens mit dem Zeichnen der Grundbuchstaben (Großbuchstaben der lateinischen Druckschrift) beschäftigt werden. Da sich diese Verordnung, durch die der deutschen Schrift kein Abbruch getan wird, für die Erlernung des Schreibens und Lesens als zweckmäßig erwiesen hat, so sieht sich der Unterrichtsminister nicht veranlaßt, die von seinem Amtsvorgänger hierfür gewährte Erlaubnis zurückzuziehen.

Tägliche Rundschau
11./II. 1918

105 11

* **Sprachreinigung in der Rechtspflege.** Zur Sprachreinigung hat der Präsident der Justizprüfungskommission seinem Jahresbericht beherzigenswerte Worte beigefügt. Sowohl in den häuslichen Arbeiten wie bei Bearbeitung der Rechtsfälle, sagt er, zeigt sich immer wieder, daß die Referendare auf Klarheit und Reinheit der Sprache zu wenig Gewicht legen. Sie wenden mit Vorliebe verwickelte, schwer verständliche Satzgebilde, unnötige Fremwörter und Fachausdrücke an. In einem Urteil, das für die Parteien bestimmt ist, sollten juristische Fachausdrücke grundsätzlich vermieden werden, wenn sie nicht ganz allgemein bekannt und im Verkehr üblich sind. „Jeder junge Jurist wird in der Ausbildungszeit ernstlich und dauernd bestrebt sein müssen, sich eine gute deutsche Ausdrucksweise anzueignen und jeden Gedanken in möglichst klarer und einfacher Form wiederzugeben."

Kölnische Zeitung
28/III. 1918

106 28

= **[Das sprachreinigende Abgeordnetenhaus.]** Vor seiner Vertagung über die Osterzeit hat das preußische Abgeordnetenhaus noch einen Antrag entgegengenommen und dem Geschäftsordnungsausschuß zur Beratung überwiesen, der die Verdeutschung von drei- bis vierhundert teils in der Geschäftsordnung, teils in den Verhandlungen und im Dienstbetriebe des Hauses häufiger vorkommenden Fremdwörtern an der Hand eines beigefügten Verzeichnisses vorschlägt. Da der Antrag von etwa 250 Abgeordneten unterzeichnet ist, unterliegt seine Annahme, wenn auch mit gelegentlichen Änderungen, keinem Zweifel. Eine gewisse Schwierigkeit machen die Fremdwörter der Geschäftsordnung, indem hier an bestimmter Stelle auch ein bestimmter Einzelausdruck festzuhalten ist, während auf den übrigen Gebieten vielfach freie Wahl bleibt. Manche Verdeutschungen der Geschäftsordnung ergeben sich schon von selbst aus dem bisherigen allgemeinen Säuberungsverfahren, wie Amendement durch Abänderungsantrag, Resolution durch Entschließung (im Reichstag schon öfter gebraucht), definitiv durch endgültig, oder wenn es das Wort gültig näher bestimmt, durch unwiderruflich. Andre sind nicht so einfach zu erledigen. Der Reichstag unterscheidet zwischen Anfrage und Interpellation; das letztere Wort ist daher nicht durch das erstere wiederzugeben, weshalb zu seinem Ersatz nach schweizerischem Vorgang das sich genügend unterscheidende Wort Einfrage empfohlen wird. Die Fremdheit dieses Fachausdrucks verliert sich leicht, wenn man sich die Bedeutung der Vorsilbe ein in Wörtern wie Einsprache, Einwurf vergegenwärtigt. Die zweite Klasse, Fremdwörter in den Verhandlungen und im Dienstbetriebe, ist die reichhaltigere. Manche dieser Ausdrücke sind schon im Absterben, wie das schreckliche Budget, bei dem sich französische, englische und buchstabsdeutsche Aussprache den Rang streitig machten, daß aber jetzt, ähnlich wie Etat, durch den Staatshaushalt oder den einfachen Haushalt verdrängt ist. Für das gleichfalls bannwürdige Interview wird neben Befragung und Unterredung das dem niederländischen Brauche nachgebildete Fraggespräch mit gutem Fug vorgeschlogen. Die aus der Schweiz stammende gemeine Verstümmelung Proporz werden wir wohl zugleich mit der langen Proportionalwahl los, wenn das klare deutsche Wort Verhältniswahl die allgemeine Geltung erlangt. In all die Ausdrücke politischer Färbung mischen sich auch vereinzelt solche wie Hotel (im Mitgliederverzeichnis), das endlich doch dem edlern Gasthof weichen sollte, oder Friseur — es kommt auch im Abgeordnetenhause jemand in die Lage, Haare zu lassen. Wir erwähnen das Wort ganz ausnahmsweise einer Berichtigung halber. Außer Haarkünstler, Haarpfleger, Haarmeister ist hier das kühne Frifer, und entsprechend für frisieren frifern vorgeschlagen mit Berufung auf Kluge. Das von diesem auf Schottels Zeugnis erwähnte friseren, hat aber ein niedersächsisches langes e, entsprechend dem niederländischen friseeren, und schließt ein frisern mit betonter erster Silbe aus. Der Ursprung — Fries als krauser Wollenstoff von französisch frise, und dieses von einem altenglischen frise = lockig — würde allenfalls ein frieſen und hiervon die zufällig mit dem obengenannten Ausdruck zusammenfallende Hauptwortbildung Frieſer erlauben. Sonst aber sucht man wohl vergebens nach Irrtümern in dieser verdienstlichen Arbeit, die wieder einen vorbildlichen Schritt zu Reinigung unsrer Muttersprache darstellt.

Königliche Bibliothek Berlin

Vossische Zeitung
2. IV. 1918

107 i

Die Akademie der Wissenschaften zur Verdeutschungsfrage.

Der Kultusminister hatte vor etwa einem Jahre der Akademie der Wissenschaften ein Verzeichnis der Verdeutschungen übermittelt, die im preußischen Etat versuchsweise angewendet werden sollten. Es dürfte interessieren, was die Akademie auf diese Aufforderung zur Stellungnahme erwidert hat. Die Akademie erkennt natürlich den Kampf gegen die Fremdwörter grundsätzlich als durchaus berechtigt an und sie bezeichnet es auch als eine gesunde Erscheinung, wenn sich in den Tagen nationaler Hochstimmung das sprachliche Gewissen des Volkes regt und manchen bis dahin geduldeten Fremdkörper ausstößt. Aber die Akademie lehnt es ebenso selbstverständlich ab, sich auf den puristischen Standpunkt zu stellen. „Fremdworte", so führt sie in ihrem Bericht aus, „sind nicht ein für allemal zu verwerfen. Sie sind wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Denkmäler seiner Bildungsgeschichte, seiner Berührung mit anderen Völkern, von denen es wertvolle geistige und technische Gewinne empfangen hat. Fremdwörter-Reichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache, er bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel, und die weitverbreitete Vorstellung, als neige die deutsche Sprache in besonders hohem Maße zur Fremdwörterei, beruht auf einem Irrtum. Das Französische das Russische sind in Wahrheit viel reicher an Fremdworten als das Deutsche Vor allem aber gilt das für das Englische, ohne daß sich das sonst so empfindliche Nationalgefühl der Engländer je daran gestoßen hätte." Weiter heißt es: „Gerade für Kunstausdrücke ist das Fremdwort kaum zu entbehren, insofern es in seiner Isoliertheit eine weit präzisere fachliche Abgrenzung gestattet als deutsche Worte die notwendig flüssige Bedeutungsgrenzen haben, da sie bewußt und unbewußt nach allen Seiten Beziehungen des Gedankens und des Gefühls anknüpfen. Die wissenschaftliche und technische Sprache kann ohne Einbuße an Kürze und Schärfe die Fremdworte gar nicht entbehren, und auch die Amtssprache wird ihrer oft nicht entraten können."

Nach diesen allgemeinen Ausführungen kommt die Akademie auf einzelne der für die Parlamentssprache vorgeschlagenen Verdeutschungen zu sprechen und bemerkt u. a.: „Wenn sowohl für den „Kandidaten" wie für den „Studierenden" das Wort „Beflissener" vorgelegt wird, so spricht schon die gleiche Bezeichnung für zwei in dem Fremdwort gut getrennte Begriffe gegen diese Verdeutschung. Der Sinn von „Materialien" wird durch „Rohstoffe" (selbst in seinem zweiten Teile romanisches Lehnwort) nur sehr selten erschöpft werden. „Ruhegehalt" wird „Pension" oft gut vertreten können. Verdient aber „Einrichtungsstücke" vor „Inventar" „Doppelstück" vor „Dublette" den Vorzug? Empfiehlt es sich wirklich, statt des technisch längst eingebürgerten Wortes „Etat" die drei- oder viersach künstlich klingende Zusammensetzung „(Staats)-Haushaltsplan" (darin zwei Lehnworte statt eines Fremdwortes) zu wählen? Von der Bildung „Anteil" für „Dividende" ist aus sprachlichen Gründen abzuraten, und die Akademie bittet besonders ihre Bibliothek nach wie vor „Bibliothek" nennen zu dürfen. „Bücherei" ist eine wenig geglückte Neubildung, die ein deutsches Grundwort mit einer romanisch betonten, romanischen Endung versieht, und diese Endung hier obendrein in ganz anderer Weise verwendet, als das in den sonst mit ihr gebildeten deutschen Worten der Fall ist (Schlägerei, Spielerei, Kinderei). Wie viel würdiger als diese barbarische Neuschöpfung wirkt da der fremde Ausdruck, der uns einen weiten geschichtlichen Ausblick eröffnet!"

Zum Schluß gibt die Akademie folgende Belehrung: „Zu einer günstigen oder auch nur unschädlichen Verdeutschung gehören sprachliche Kenntnisse und feines Sprachgefühl. Sprachreinigung ist eine sehr schwierige Aufgabe und darf nur mit zarter Hand geübt werden, nicht ohne Grund sind die größten Meister und Kenner deutscher Sprache und Rede, sind Goethe, Jakob Grimm und Bismarck puristischen Bestrebungen wenig geneigt gewesen."

N.

Tägliche Rundschau 22/2. 1918

109 22

Bringt keine Ehrgeiz zurück!

Neugermanische Schrift?

Vom Maler Fidus erhalten wir die nachfolgende Zuschrift:

Es war mir eine große Freude, zu lesen, wie Willy Pastor meine Lichtbildervorträge über „Schaffende Kunst oder Richtungstaumel“ in der Abendbeilage 107 der „Tgl. Rdsch.“ besprochen hat. Aber gerade die Bedeutung Willy Pastors für die deutschgermanische Kulturfrage macht es mir zur Pflicht, einen Irrtum zu berichtigen, den er über meine „neugermanische Schrift“ äußerte. Denn, ohne es zu beabsichtigen, begrenzte er nicht etwa mein persönliches Kunstvermögen, sondern er bemängelte heiligere, nämlich meine vaterländischen Anschauungen, um deretwillen gerade ich für eine deutsche Weltschrift kämpfen möchte. Ich muß zur Berichtigung dieses Irrtums bitten, den Wortlaut meiner „neugermanischen“ Schriftprobe hierher zu setzen, die Pastor selbst auch in Händen hat.

Die neugermanische Schrift

ist weder eine Federschrift, wie alle aus der mittelalterlichen Fraktur herausgebildeten, noch eine Steinschnittschrift, wie die aus der Antiqua entwickelten Schriften, noch eine Pinselschrift, wie die der Mongolen und z. B. auch die Eckmanns — sondern sie ist aus dem Stahlschnitt selbst heraus empfunden und deshalb endlich eine Schrift, die der stilistischen Forderung von Materialtreue entspricht. Ueberdies ist sie keine Zierschrift, sondern eine auf die einfachsten und unverwechselbaren Grundzeichen zurückgeführte Brotschrift, die nicht nur der deutschen Sprache endlich entsprechen könnte, sondern auch deren rein fonetische Lesbarkeit für Ausländer erhöhen würde. Ja, sie am ehesten könnte ein Weltschrift werden, wie es die Fraktur der Mönche im Mittelalter war. „Deutsche und „nichtdeutsche“ Schrift zu unterscheiden, beruht auf einem geschichtlichen Irrtume und hat weder praktischen noch politischen Sinn. Schrift ist von kulturführenden Völkern zur Verständigung, nicht zu nationaler Vermummung gepflegt worden, und sie sollte immer einheitlicher und lautgerechter werden!

Diese Worte fordern doch keineswegs eine, wie Pastor sagt, „theosophische“ Verwischung deutschen Fühlens und völkischer Kultur, sondern bergen im Gegenteile die kühne, ja „anmaßende“ Forderung, Deutschland (nicht ich allein) solle eine Schrift entwickeln, die durch ihre neue Schönheit wie sachliche Zeitgemäßheit sich als Weltschrift führend allmählich allen Kulturvölkern aufzwänge. Natürlich solle man sowas tun, wenigstens versuchen, nicht sagen.

Eine solche Weltschrift, wie es die Antiqua („Latein“) im späteren Altertume und die Fraktur („Deutsch“) im späteren Mittelalter war, dürfte natürlich für die Zukunft nicht irgendeine der veralteten und schon deshalb strittigen Schriften sein, freilich aber muß sie sich auf alte, meistgebräuchliche Schriftformen begründen. Mein „Neugermanisch“ versucht dies unter besonderer Betonung des Runenhaften, also des mehr Deutschen als des doch eigentlich Römischen der mittelalterlichen Kirchenschrift.

Würde das Weltgeschick den obenberegten geschichtlichen Irrtum der Fraktur-Liebhaber teilen und betätigen, nämlich völkische Art und Sprache mit Schriftverkehrsformen zu verwechseln, so hätten wir in Zukunft unzählige „nationale“ Schriften allein in Europa zu begrüßen, weil doch die Entwicklung immer mehr nach nationaler Staatsabgrenzung neigt, statt, wie ehemals, nach religiöser oder später zuweilen wirtschaftlicher. Bis zum Weltkriege hatten wir uns ja nur durch fünf bis sechs verschiedene, zum Teil vermeintliche Nationalschriften, Latein, Deutsch, Russisch, Griechisch, Türkisch und wohl auch Hebräisch zu „verständigen“. Ein noch äußerlicheres Völkerverkehrsmittel beschränkte sich doch wenigstens auf zwei Formate, nämlich allgemeine und russische — Eisenbahnspurweite. —

Also bitte: Völkische Art und Sprache rein und getrennt — aber eine Weltschrift für alle Kulturvölker, wenigstens einer großen Grundrasse!

*

Dazu bemerkt unser Mitarbeiter Willy Pastor:

Es ist schmerzhaft, einen Künstler wie Fidus befangen zu sehen im Stoffaberglauben. Wenn irgendein kleiner Gelehrter zugesehen hat, wie Körbe geflochten werden, und nun im Flechtverfahren den Schlüssel für die künstlerischen Aeußerungen ganzer Kulturen meint gefunden zu haben, so ist das nicht weiter von Belang. Künstler sollten einen freieren Blick haben. Eine tiefer schürfende Betrachtung ist sich längst darüber klar, daß nie der Stoff die Formen eines Stils einsargt, sondern daß ein lebendiger Formenwille sich seinen Stoff aussucht. „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet.“ Die ägyptische Kunst wurde nicht anders, weil sie vom Kalk zum Granit überging, sondern sie wechselte den Stoff, weil sie eben seelisch anders geworden war. Im Biedermeier war die Flöte ein Lieblingstonzeug, denn sie gab gar empfindsame Töne her; das Gegenteil behaupten und die harmlose Flöte verantwortlich machen für das Beibermeier, das geht wirklich nicht an.

Nun also sollen wir glauben, die Völker seien in ihren Schriftformen nicht deshalb so verschieden, weil ein jedes seinen ganz bestimmten Formwillen hat, den es bewußt oder unbewußt allen seinen Gestaltungen aufprägt: bestimmend sei vielmehr das jeweilige Werkzeug, dessen man sich beim Schreiben bedient. Das römische Rund sei aus der Gewöhnung der Steinschrift zu deuten, der Deutschdruck aus der Feder, das Mongolische (und Eckmann) aus dem Pinsel. Es ist eine alte Erfahrung, daß Künstler in ihren Gedanken meist begrenzter sind als in ihrem Werk; die engsten Schranken aber zeigen sie oft in ihren sogenannten großen Gesichtspunkten. Fidus meint, seine eigene Schrift sei „aus dem Stahlschnitt heraus empfunden“. Wenn das wirklich der Fall wäre, dann müßten auch seine Bilder, zu denen diese Schrift wie angegossen paßt, aus dem Stahlschnitt heraus empfunden sein. In Wahrheit ist eins die natürliche Folge des andern, oder genauer: beides ist verwurzelt im nämlichen Urgrund.

Wie angegossen sitzt auch die deutsche Schrift, ein Ergebnis langer Jahrhunderte, der deutschen Sprache, die wir heute sprechen. Diese Sprache ist längst nicht mehr die altgermanische, die Runen formte als die ihrer Art entsprechenden Zeichen, und folgerecht muß jedes Bemühen, das auf eine bloße „Verrunung“ ausgeht, so ohnmächtig abfallen wie etwa der Versuch der norwegischen Eigenbrödler zur Neubelebung ihres längstgewesenen Landsmaal. Will man durchaus auf eine „Weltschrift“ ausgehen, dann soll man auch gleich ganze Arbeit machen und irgendein Allerweltsvolapük einführen. Soll aber unsere „völkische Art und Sprache rein“ erhalten bleiben, dann bitte auch unsere Schrift, denn eines ist vom andern nicht zu trennen.

Tägliche Rundschau 25./V. 1918

110 25.

*** Ohne die deutsche Sprache geht es nicht.** Unter dieser Spitzmarke führt „Daily Telegraph" aus:

Gewiß herrscht unter uns allen die größte Erbitterung gegen die barbarischen Methoden unseres Feindes und gegen eine „Kultur", die so viel Blutvergießen und so viele Greueltaten auf dem Gewissen hat, und wir verabscheuen ein Land, dessen Bevölkerung sich in der infamsten Weise über alle menschlichen und göttlichen Gesetze hinwegsetzt, aber es wäre trotzdem falsch, wollten wir die deutsche Sprache und Literatur in unserem Erziehungssystem auslassen. Das können wir als europäische und Handelsmacht einfach nicht. Wenn Deutschland nach diesem Kriege mit seinem Unternehmungsgeist, seiner Industrie und seinem Organisationstalent weiter aufrecht dasteht — und wir müssen immerhin damit rechnen — so müssen wir dafür sorgen, daß unser ganzes Volk mit diesem deutschen Geiste sich vertraut macht und ihn studiert. Wir müssen damit rechnen, daß das Deutsche nach wie vor eine wichtige Handelssprache bleibt, und wir dürfen nicht in unserem alten verhängnisvollen Fehler zurückfallen, daß deutsche Angestellte die Geschäfte unserer Handelshäuser leiten. Wenn wir das täten, so würden wir aus diesem Kriege nichts gelernt haben.

Tägliche Rundschau 21/VI. 1918.

Die deutsche Schrift im Straßenbilde.

Es ist erstaunlich, daß in der Hauptstadt des Deutschen Reiches die deutsche Schrift im Straßenbilde so gering zur Geltung kommt. Erst die moderne Plakatkunst, die die Wirkung der kraftvollen Frakturschrift so geschickt zu verwenden weiß, hat eine kleine Besserung dieses beschämenden Umstandes gebracht. Man sieht bereits an mehreren Geschäften Groß-Berlins Schilder mit deutscher Schrift, die aus den Ankündigungen in Antiqua angenehm auffallend hervorstechen und dadurch eine Steigerung ihrer Wirkung erfahren. Jetzt nun soll die deutsche Schrift in größerem Umfange zu ihrem Recht kommen, wenn ein Versuch, den die Große Berliner Straßenbahn unternimmt, nicht bloß Versuch bleiben sollte, was sehr zu beklagen wäre. Dem Beispiel der Allgemeinen Berliner Omnibusgesellschaft folgend, die die Wagenschilder ihrer Linie 4 deutsch beschriftet hat, will die Große Berliner Straßenbahngesellschaft nämlich die Fahrziel und Fahrweg anzeigenden Schilder der Straßenbahnwagen in Zukunft in deutscher Schrift ausführen lassen.

Zunächst hat sie versuchsweise an einem Wagen der Linie 15 Schilder mit deutscher Schrift anbringen lassen. Die gewählte Schriftart, die bekannte Koch-Schrift, ist sehr klar leserlich; mit ihr wird der Beweis geführt, daß die deutsche Schrift der lateinischen an Leserlichkeit zum mindesten nicht nachsteht. Die Umänderung der Beschriftung aller Wagen würde natürlich nur nach und nach erfolgen können. Es ist aber sehr zu begrüßen, daß ein großes Verkehrsunternehmen den Schritt überhaupt wagt. Mit der deutschen Schrift an unseren Straßenbahnen hätten wir ein wichtiges Mittel in der Hand, der Bevorzugung der lateinischen Schrift entgegenzuwirken. Uebrigens sind seit einiger Zeit auch in Berlin Straßenschilder mit deutscher Schrift zu sehen. Auch diese zeichnen sich durch Leserlichkeit und Gefallsamkeit aus.

Tägliche Rundschau 26/VI. 1918.

113

Kultursprache und Fremdwort.

Von Professor Dr. Johannes Hertel.

Dem Gutachten des Herrn Geheimen Rats Professor Dr. Roethe ist zwar in dieser Zeitung schon Willy Pastor mit erfreulicher Frische entgegengetreten. Dem Verfasser dieser Zeilen liegt aber daran, auf einen erstaunlichen Irrtum des Gutachtens hinzuweisen, der, wenn er unwidersprochen in die Welt geht, in vielen Köpfen Verwirrung anrichten kann und wird.

„Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache", sagt Geh. Rat Roethe. Wie turmhoch müssen nach diesem sich doch als sachverständig gebenden Urteil z. B. die neuindischen Sprachen über dem Altgriechischen und über dem Deutschen stehen! Die neuindische Verkehrssprache, Urdu oder Hindustani genannt, folgt den Regeln der indischen Grammatik, besteht aber nur zum kleinen Teil aus indischem, zum weitaus größeren aus persischem und arabischem Sprachgut. Je feiner sich der Schreibende dünkt, desto mehr Arabisch flicht er in sein Schreiben ein. Ganze arabische Sätze nimmt er in seinen Text, und die arabischen und persischen Wörter behandelt er nach den Regeln der arabischen und persischen Sprachlehre. Urdu ist die Sprache der indischen Mohammedaner. Aber auch die Sprachen der Hindu, soweit sie dem Verfasser dieser Zeilen bekannt sind, wimmeln von persischen, arabischen und anderen Fremdwörtern, unter denen sich natürlich sehr viel englische befinden. Die Buntscheckigkeit der neuindischen Sprachen, die Verfasser kennt, übertrifft die des Englischen bei weitem. Will nun Herr Roethe im Ernst behaupten, daß es sich hier um hochentwickelte Kultursprachen handelt? Was haben denn die Bevölkerungen, die diese Sprache sprechen, für die Kultur im weitesten Sinne geleistet? Oder springt es nicht vielmehr in die Augen, daß die Massen der Fremdwörter, die die Körper dieser Sprachen entstellen, nichts sind als die Narben früher und noch heute getragener Sklavenketten? Wie die heutigen indischen Sprachen, so war auch unsre deutsche nach dem Dreißigjährigen Krieg von Fremdwörtern sehr entstellt, und es hat lange gedauert, bis sie unter der Pflege guter Schriftsteller und der treuen Arbeit der Schule nach und nach wieder gesundete. Wenn die Engländer heute eine Mischung von Angelsächsisch und Französisch reden, so ist das kein Zeichen einer höheren Kultur — denn die deutsche Sprache ist der englischen bei weitem überlegen —, sondern eine unverwischbare Spur dafür, daß sich die Bevölkerung des heute englischen Eilands in geschichtlicher Zeit zweimal von fremden Eroberern dauernd hat unterjochen lassen. Der Fall liegt also hier genau so, wie bei den Indern. Im übrigen ist der neuzeitliche Engländer im Durchschnitt viel zu materialistisch gesinnt, als daß er sich über seine Sprache viel Gedanken machen sollte. „Entre nous — so schrieb vor einigen Jahren ein bedeutender englischer Gelehrter dem Verfasser — no Englishman knows his language." Auch die Gallier wurden von den Römern dermaßen niedergeworfen, daß sie ihre eigene Sprache vergaßen und die ihrer Unterdrücker annahmen. Das aber muß man ihren Nachkommen rühmend zugestehen, daß sie, einmal zu Franzosen geworden, ihre Sprache sorgfältig pflegten. Zwar trat im Mittelfranzösischen eine gewisse Verwilderung ein; aber seit der Wirksamkeit François Malherbes zu Beginn des 17. Jahrhunderts haben die Franzosen sorgsam über der Reinheit ihrer Sprache gewacht, und erst in neuester Zeit macht sich eine kleine Neigung zu englischen Fremdwörtern bei ihnen bemerkbar. Das Französische ist eine Tochtersprache des Lateinischen, und wenn die Franzosen im Laufe der Jahrhunderte wieder und wieder aus dieser Quelle schöpften, so kann man hier natürlich nicht von einer Aufnahme von Fremdwörtern sprechen. „Occasion" ist im Französischen ebensowenig ein Fremdwort, wie „Wachtel" oder „Recke" im Neuhochdeutschen.

Auch die im 15. und 16. Jahrhundert im Französische aufgenommenen italienischen und spanischen Wörter werden nicht mehr als ursprünglich fremdes Gut empfunden. Sie haben, so weit sie nicht wieder ausgeschieden worden sind, seit ihrer Aufnahme an der lautgesetzlichen Entwicklung der Sprache teilgenommen und sind ihr als Lehnwörter organisch einverleibt worden. Fremdwörter dagegen besitzt das Neufranzösische viel weniger als das Deutsche.

Gewiß ist es nicht möglich, alle Fremdwörter zu beseitigen. Man kann nicht von „Schrifttum" reden, wenn es sich, wie z. B. in der ältesten indischen Literatur, um einen großen Schatz von Dichtungen und selbst von wissenschaftlichen Werken handelt, die vor dem Gebrauche der Schrift jahrtausendelang rein mündlich überliefert wurden. „Kultur" umfaßt ein viel weiteres Gebiet, als „Gesittung" oder „Bildung". Aber wenn auch nicht jedes einzelne Fremdwort entbehrlich ist, so muß doch möglichste Sprachreinheit unser Ziel sein. Und wollte jeder, dem unversehens ein Fremdwort aus der Feder geflossen ist, es hinterher unter die Lupe nehmen, so würde er meist die Entdeckung machen, daß er das, was er sagen wollte, auf gut deutsch viel besser und genauer hätte ausdrücken können, und daß das Fremdwort im Grunde nichts weiter war als ein verhüllendes Pflaster auf das Gebreste eines nicht scharf gefaßten Begriffs oder eines nicht bis zu Ende durchdachten Gedankens.

Mit Stolz dürfen wir Deutschen den Franzosen und den Engländern die Tatsache entgegenhalten, daß wir noch die Sprache unserer Ahnen reden, die ihr Unterdrücker Caesar vergeblich zu unterjochen suchte. Dieses heilige Erbe aber, welches uns wie unser Volkstum und unsere Freiheit kein fremder Eroberer je entrissen hat und je entreißen wird, uns nicht durch fremden Flitter verschandeln zu lassen, an dem nur Unbildung und Ungeschmack eine kindische Freude haben, ist die selbstverständliche Pflicht der Urenkel, die sich doch gerade jetzt in ihrer großen Mehrheit ihrer Vorväter so würdig zeigen.

Fremdenblatt
6. Juli 1918

114

Deutsche Sprachecke.

Unsre edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte.

Herder.

Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Wien

Der Wiener Sprachverein ist ein Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereines in Berlin und besteht seit dem Jahre 1886. Er will wie der Hauptverein den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit beleben, demgemäß insbesondere ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen fördern und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein kräftigen. Er hält mit aller Strenge den Grundsatz besonnenen Maßhaltens aufrecht und verwirft alle Uebertreibungen.

Um seinen Mitgliedern und der großen Oeffentlichkeit Gelegenheit zu geben, mit der Vereinsleitung in nähere Fühlung zu treten, ist die „Deutsche Sprachecke" geschaffen worden, die vom Juli l. J. an regelmäßig am 1. und 3. Samstag jedes Monats in diesem Blatte erscheinen wird und in der auch gestellte Anfragen über zweifelhafte oder schwierige Fälle der deutschen Sprach- und Schreibweise gern beantwortet werden.

Zuschriften in Vereinsangelegenheiten wollen an den Vereinsobmann Ing. Edmund Granzer, Wien, 3. Bezirk, Klopsteinplatz 4, in Sprachangelegenheiten an den Vorsitzenden des Sprachausschusses Hofrat Dr. Karl Stejskal, Wien, 18. Bezirk, Karl Ludwigstraße 1 E, und in Geschäftsangelegenheiten (Mitgliederanmeldungen, Mitgliederbeiträge, Rechnungen, Werbeschriften u. dgl.) an den Zahlmeister Dr. Alfred Schmarda, Wien, 6. Bezirk, Mariahilferstraße 69, gerichtet werden.

Sprachpflege.

Die Deutschen haben im allgemeinen wenig Sinn für Sprachpflege; sie werden in dieser Beziehung von anderen Völkern, namentlich von den Franzosen, zweifellos übertroffen. Während diese nichts für unwichtig halten, was zur Sprache gehört, und auf die genaue Beobachtung aller Sprachregeln sowie auf einen feinen, geglätteten Stil das größte Gewicht legen, sehen die Deutschen in der Beschäftigung mit ihrer Sprache meist nur eine unnütze Tändelei oder kleinliche Schulfuchserei. Besonders ablehnend verhalten sich hier viele Männer der Wissenschaft. Sie fürchten eine Schädigung und Verflachung ihres Gelehrtentums, wenn sie sich eines guten und allgemein verständlichen Deutsch bedienten. Auch sind sie so überzeugt davon, stets das Richtige zu treffen, daß sie die sanfteste Mahnung, sich im heutigen Deutsch zu unterrichten, wie eine arge Beleidigung schroff zurückweisen. Und doch gibt es niemand, der hier nicht zu lernen hätte; denn die deutsche Sprache bietet so vielerlei Schwierigkeiten, daß man sie in einem ganzen Leben nicht auslernt. Man würde über Sprachpflege vielleicht anders denken, wenn man sich die Mühe nähme, zu fragen, was denn zum „heutigen Deutsch" gehört. Man würde dann zu seinem Staunen erfahren, daß dessen Gebiet ungemein groß, ja in gewissem Sinne unbegrenzt ist. Die weitaus wichtigste und umfangreichste Aufgabe der Sprachpflege ist die Feststellung des richtigen Deutsch, d. i. des derzeit Sprachgebräuchlichen; denn der zweifelhaften Fälle gibt es eine solche Menge, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, sie sei unübersehbar. Zur Sprachlehre gehört auch die Lehre von der richtigen Aussprache und Betonung, von der Rechtschreibung und vom richtigen Gebrauche der Satzzeichen. Schwerer noch als das richtige ist das schöne Deutsch, die Stilkunst, zu erlernen. Das ist das Gebiet, auf dem sich Dichter und Schriftsteller betätigen, im kleinen aber schon jeder, der einen Aufsatz, einen Brief u. dgl. schreibt. Dazu tritt das reine Deutsch, die Lehre von der Bedeutung und Vermeidung der Fremdwörter, ein Gegenstand, der ruhig und sachlich, ohne Voreingenommenheit und Parteigeist behandelt werden soll. Aeußerst anziehend ist ferner die Lehre vom Bedeutungswandel vieler unserer Wörter, nicht weniger die Aesthetik der Sprache, die Lehre von ihren Ausdrucksmitteln. Auch mit der Wortforschung, die allerdings zunächst zum Arbeitsfelde des gelehrten Germanisten gehört, wird sich der Sprachfreund beschäftigen dürfen, wobei er sich auf das Aufsuchen und die Verbreitung des zweifellos Feststehenden zu beschränken hat. So wird jeder, der sich in unsere herrliche Muttersprache versenkt, reichen Nutzen daraus ziehen und künstlerische Befriedigung dabei erlangen.

O. H.

Ukraine.

Die Aussprache des Wortes Ukraine schwankt. In Großrußland betont man Ukraine, in Kleinrußland Ukraine. Die deutsche Aussprache ist Ukraine. Die deutsche Bühnenkonferenz vom Jahre 1898 hat zwar die kleinrussische Aussprache als für das Deutsche maßgebend erklärt; allein auch diese Bestimmung wird einer Ueberprüfung unterzogen werden müssen. Der Deutsche hat es wahrlich nicht nötig, fremde Aussprachen nachzuäffen. Keinem Franzosen oder Engländer fällt es ein, übernommene Fremdwörter anders als nach den Regeln seiner eigenen Sprache auszusprechen. Ukraine bedeutet ebenso wie unser Krain „Grenzland" (slaw. krajina). Da wir Deutsche aber ausnahmslos Krain und nicht Kra-in sprechen, so hat es auch Ukraine und nicht Ukra-ine zu lauten.

Bessarabien.

Neben der Schreibung Bessarabien, die allgemein gebräuchlich und daher von vornherein empfehlenswert ist, findet sich auch die Schreibung Beßarabien. Diese Schreibform läßt einen Zusammenhang mit Arabien vermuten, der aber nicht besteht, da das fruchtbare Bessarabien mit dem „Land der Steppen und Wüsten" nichts gemein hat. Ueber die Herkunft des Wortes gibt Egli in seinem Werke „Nomina geographica" unzweifelhaften Aufschluß. Danach wurde das Land der Bessen im 14. Jahrhundert von dem Geschlecht Bessaraba beherrscht, während der Name Bessarabien selbst zum ersten Male im Jahre 1671 auftaucht. „Es ist somit möglich, daß die Dynastie nach den Bessen, und wahrscheinlich, daß das Land nach der Dynastie benannt wurde." Es ist daher auch geschichtlich die Schreibung Bessarabien (Bes-sa-ra-bi-en) begründet, die Trennung Bess-arabien oder die Schreibung Beßarabien unrichtig.

Nächste Ausgabe der Sprachecke Samstag den 20. Juli.

Kölnische Zeitung 14./VII. 1918

Hat die deutsche Sprachreinigungsbewegung Erfolg gehabt?

Von Prof. Zumbusch, Grevenbroich.

Die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins kann fast in jeder Nummer als erfreulichen Erfolg ihrer Bestrebung berichten, daß eine deutsche Behörde, eingedenk ihrer vaterländischen Pflicht, in der Pflege des Deutschtums und der Bekämpfung der Fremdtümelei mit gutem Beispiele voranzugehen, gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter amtlich Stellung genommen hat. Ja, das sächsische Ministerium des Innern hat es kürzlich jedem seiner Beamten und Unterstellten zur Pflicht gemacht, die bei Behörden sonst übliche Sprachmengerei in Schrift und Rede zu unterlassen, und als Wegweiser und Hilfsmittel dazu ein umfangreiches Verzeichnis von Fremdwörtern herausgegeben, die durch deutsche Ausdrücke ersetzbar sind. Erfreulich sind auch die Bemühungen höherer Verwaltungsbeamten, wie des Düsseldorfer Regierungspräsidenten Dr. Kruse, das Straßenbild unsrer Städte von Verwelschung der öffentlichen Aufschriften zu reinigen, freilich vorderhand mit noch geringem Erfolge. Denn auch in sprachlichen Dingen ist der Mensch aus Gemeinem gemacht und nennt die Gewohnheit seine Amme. Weil Kunz in der Großstadt sich nicht mehr Haarschneider, sondern fremdsprachlich, also vornehmer Coiffeur nennt, tut es Hinz in der Kleinstadt ebenso, und weil sich neben dem neuzeitlichen „Restaurant" die alte gediegene „Wirtschaft zur Linde" gedrückt vorkam, legte sie bei einem Umbau das zeitgemäße Namenskleid an. Würden die Besitzer einiger angesehenen „Hotels" ihre Gaststätte „Gasthof" oder „Hof" nennen, so würde dies löbliche Beginnen bald ebenso Nachahmung finden wie vor dem Kriege sinnlose Nachäffung deutsche Großstädte mit einem Palace-Hotel, Piccadilly, Mascotte beschert hatte. Nicht Belehrung über das Entwürdigende unsrer Sprachverwelschung, wie sie in reichem Maße die Zeitschrift für den Allgemeinen Deutschen Sprachverein ihren 40 000 Beziehern und namentlich Ed. Engel in wahrlich nicht sanften Engeltönen in seinem: Sprich Deutsch! jedem, der lesen will, zuteil werden läßt, wirken in großem Umfang unmittelbar auf die Volksmasse ein, sondern nur Druck von oben und — die Mode.

Unser Heer rückte 1914 mit reinem Gewissen und blanken Waffen ins Feld und in reinlichem Deutsch teilte der bangwartenden Heimat die Heeresleitung die deutschen Waffentaten mit. Wir lasen und hörten bald von Kampfhandlungen der einzelnen Verbände, von Geländegewinn, Kraftwagen, Kraftfahrern, Flugzeug und Luftschiff, von Funkern und Fahnenjunkern, von feindlichen Spähern und Zerrbildern, von Großkampfschiffen mit ihrer Bestückung, von versenktem Schiffsraum und Geleitzügen, von Trommelfeuer und Sturmwagen, von angeforderten Kriegsbeschädigten, Instandsetzungswerkstätten und Ausweis mit Lichtbild. Und diese Bezeichnungen klangen uns so kerndeutsch, sachgemäß und bald so vertraut, daß man sich jetzt fragt: Wie nannte man denn früher diese Dinge welschsprachlich? Der sprachgewaltige Krieg hat uns Deutsch gelehrt.

Dem Siege unsrer Waffen über unsre tückischen Feinde hätte von seiten des Heimheeres eine entrüstete Abkehr von allem, was uns an eine unselige Abhängigkeit von der Auslandskultur mit ihrem Lug und Schein daheim auf Schritt und Tritt erinnert, folgen müssen. Doch die leidige Überschätzung des Fremden, Gewohnheit und Bequemlichkeit und nicht zuletzt etwas Vornehmtuerei ließen die große Menge der Deutschen auch jetzt noch nicht den Schritt tun, bis in Herz und Nieren deutsch zu werden, deutsch zu fühlen, deutsch zu sprechen. Noch zeigen die Geschäftsschilder unsrer Großstadtstraßen durchweg ein internationales Gepräge, noch ist die Sprache vieler großen Zeitungen, namentlich im Anzeigenteil, so undeutsch, daß sich darin der Tagesbericht Ludendorffs wie eine deutsche Sprachinsel ausnimmt.

Aber die von der Heeresleitung und den Verwaltungsbehörden begünstigte Sprachreinigung hat auch im bürgerlichen Leben Gelände gewonnen. In den Geschäftsbriefen besserer Häuser macht sich von Jahr zu Jahr mehr ein Streben nach Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit geltend, und in der Unterhaltung befleißigen sich weite gebildete Kreise, sich die deutschen Ausdrücke, die sich durchgesetzt haben, zu eigen zu machen und die überlebten fremdsprachlichen, ohne die man vor 10 bis 15 Jahren nicht glaubte auskommen zu können, den Halbgebildeten zu überlassen, so daß man die in Deutschland eigenartige Erscheinung zu verzeichnen hat, daß die Gebildeten reineres Deutsch sprechen als die Menge. Suchen wir im einzelnen die wichtigsten Posten festzustellen, die das Deutsche im Kampf gegen die Verwelschung unsrer Verkehrssprache gewonnen hat. Im Straßenbild begegnet man schon vielfach einem Düsseldorfer, Kölner, Krefelder Hof, einem Gasthaus, einem Weinhaus, das Anspruch machen kann, erstklassig zu sein. In Fremdenheimen findet man Unterkunft und Verpflegung. Die Kriegsküche macht es leicht, die anspruchsvollen Diners und Soupers und Menus zum Heil der deutschen Sprache verschwinden zu lassen. Doch nur vereinzelt zeigt sich ein Kaffeehaus und eine Zuckerbäckerei oder gar eine Feinkost-Handlung. Verbreiteter sind schon die Modehäuser mit den letzten Neuheiten und die Lichtspiele. Auf dem Hindenburg-Wall, der früher Allee-Straße hieß, sehe ich auf einem Granitsockel das Standbild Moltkes. An der Anschlagsäule klebt eine Sondernummer der größten Ortszeitung, die sich früher Generalanzeiger nannte, und bringt die Nachricht von dem Sonderfrieden mit Rumänien. Trete ich in eine Postnebenstelle mit angeschlossener Fernsprechstelle, so höre ich aus dem Munde des mir Auskunft gebenden Beamten und lese in den zahlreichen Anschlägen nur deutsche Worte. Auf dem nahen Hauptbahnhof löst am Fahrkartenschalter nur noch der Landbewohner ein Billet retour. Durch die Sperre und die Wartesäume gelangt man auf den Bahnsteig, um ein Abteil des Eilzuges zu besteigen.

In meiner Zeitung, deren Schriftleiter ein bekannter Volkswirtschaftler ist, und deren Bezieher ich schon seit Beginn des Krieges bin, lese ich den neuen Staatshaushalt und eine durchsichtige Zweckmeldung Reuters, unter den städtischen Nachrichten von einer Uraufführung im Schauspielhaus, von der erfolgreichen Tätigkeit des Ausschusses für Kriegshilfe, von der Errichtung einer Volksbücherei; im Anzeigenteil neue Verfügungen für den Festungsbereich Kölns, von den Rechten der Selbstversorger und den Gemüsepreisen der Erzeuger, Großhändler und Kleinhändler, von zu vermietenden Unterhäusern mit allen Bequemlichkeiten, aber auch von „Etagen"-Geschäften; von öffentlichen Versteigerungen, aber auf „Kredit" gegen Bürgschaft. Auch in der Kaufmannssprache hat die Losung des Sprachvereins: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann, weitgehende Beachtung gefunden. Der „unlautere Wettbewerb", über den man anfangs lachte, ist selbstverständlich geworden, man macht ein Angebot, reist nicht mehr auf Spesen, sondern bezieht Tagegelder, versieht das Kuvert, Verzeihung! den Briefumschlag mit der Aufschrift, nachdem man den Vordruck ausgefüllt und ein Rundschreiben beigefügt hat, stellt kostenlos Proben zur Verfügung und berechnet den Verdienst vom Hundert, unterhält an größern Plätzen Zweiggeschäfte, deren Leiter nach dem Reingewinn eine Vergütung, aber kein Ruhegehalt beziehen; man liest auch schon von Außenständen und Wertpapieren, Wechselschulden und Rücklagen in den Jahresabschlüssen.

In der Unterhaltung wagt kaum einer die Würdelosigkeit zu begehen, von five o'clock tea zu reden, seinen Töchtern und Rennpferden, wie es früher für vornehm und sportsgemäß galt, englische Namen zu geben, sich französisch zu bedanken und zu verabschieden. Den deutschen Gruß hat uns der Krieg gelehrt, wie Haferflocken und Pflaumenmus essen. Die Wörter „Trottoir" und „Perron" klingen uns schon veraltet, und unsre Zigarrenverkäufer und Raucher beginnen zu begreifen, daß Zigarren zu 95 Pfennig dasselbe ist wie früher à 15 Pfennig. Man scheut sich fast, das Wort „Lexikon" auszusprechen, das man gern der Schule überlassen möchte. Doch diese hat längst damit aufgeräumt wie mit Orthographie und Geographie, Skriptum und Exerzitium, memorieren und repetieren, wogegen jeder Quartaner das deutsche Wort „völkisch" kennengelernt hat.

Mancher Fremdling ist also aus dem Felde geschlagen oder hart bedrängt. Und doch welch kleiner Erfolg gegenüber den vielen Tausenden von Fremdwörtern, die sich im Laufe der letzten drei bis vier Jahrhunderte bei uns eingenistet haben! Wir haben die reichste Sprache der Welt und dulden den erborgten Flitter! Ist denn deutsch fühlen und deutsch sprechen voneinander zu trennen? Drum sollte jeder Deutsche den Willen und den Mut zur deutschen Sprache zeigen, damit unsre Kinder und Enkel genießen können, was wir im Feuerbrande des Weltkrieges schrittweise erstreben: eine Wiedergeburt des deutschen Wesens einschließlich der deutschen Sprache!

Neue Freie Presse Abendbl.
19/VII. 1918

[Ausmerzung der Fremdworte aus der Studentensprache.] Aus Jena wird uns gemeldet: Der hier tagende „Schwarzburgbund" beschloß, ein Wörterverzeichnis aufzustellen, das die bisher gebräuchlichen fremden studentischen Ausdrücke durch deutsche ersetzt.

Fremdenblatt
20./VII. 1918

Deutsche Sprachecke.

Alles muß der Mensch lernen, der auf Bildung Anspruch machen will; nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen. Moritz Arndt.

Die Berliner Akademie und die Sprachreinigung.

Das preußische Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten hat im Juni 1917 die Akademie der Wissenschaften in Berlin um ein Gutachten über die Verdeutschungen im preußischen Staatshaushalte ersucht. Dieses Gutachten wurde im Dezember desselben Jahres erstattet und war trotz mancher eingeflossenen Zustimmungserklärungen im allgemeinen ablehnend. Begründet wurde dieser Standpunkt durch die Kernsätze: „Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache; er bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel und die weitverbreitete Vorstellung, als neige die deutsche Sprache in besonders hohem Maße zur Fremdwörterei, beruht auf einem Irrtum. Das Französische, das Russische sind in Wahrheit viel reicher an Fremdworten als das Deutsche; vor allem aber gilt das für das Englische.“ Inzwischen hat sich das Gutachten die wohlverdiente Abfuhr durch mehrere namhafte Tagesblätter und durch die Zeitschrift des Sprachvereines gefallen lassen müssen. Denn es läßt sich bei aller Hochachtung vor der Wissenschaft und ihren gelehrten Vertretern die Giltigkeit der früher angeführten Sätze in keiner Weise aufrechterhalten, zumal eine anscheinend unbegreifliche Verwechslung von Fremdwort und Lehnwort vorliegt. Der Unterschied zwischen beiden erhellt sofort, wenn man nachstehende zwei Sätze miteinander vergleicht. Der erstere ist dem Aufsatze „Wiener Volksleben“ (1886) von Friedrich Schlögl, dem bekannten Schilderer des Wienertums, entnommen und zeigt, daß man damals die Albernheit und Geschmacklosigkeit des Fremdwörterunfugs kaum so stark gefühlt haben kann, wie man sie heute fühlt. Er lautet: „Was manche (Tingltangl) dem Publikum boten, läßt sich ahnen; aber die große . . . Masse wurde durch die bombastischen figuralischen Annoncen doch haranguiert und drängte sich in die mesquinsten Spelunken, um . . . an dem echt gassenhauerischen Couplet eines ausrangierten Gesangskomikers oder einer exmittierten Soubrette sich pflichtschuldig zu ergötzen.“ In wenigen Zeilen elf entehrliche Fremdwörter! Weit kürzer und verhältnismäßig noch weit reicher an fremden Worten ist der bekannte Satz: „Ein launischer Droschkenkutscher schlug auf der Straße sein mattes Pferd mit dem Peitschenstiel über den Kopf.“ Wer fühlt aber hier noch ein Fremdwort? Und doch stammen „launisch, Straße, Pferd, Stiel, Kopf“ aus dem Lateinischen, „Droschke“ und „Peitsche“ aus dem Slawischen, „Kutscher“ ist magyarisch und „matt“ arabisch-persisch. Es sind eben nicht mehr Fremdwörter, die wir vor uns sehen, sondern Fremdlinge, die deutsches Gewand und deutsche Betonung erhalten haben und nunmehr als Lehnwörter Bürgerrecht im deutschen Sprachgute besitzen. Ganz derselbe Fall trat und tritt ein, wenn Franzosen und Engländer Fremdwörter in ihre Sprache aufnehmen; sie wenden und drehen ein Wort so lange herum, bis es völlig sprachgerecht geworden ist. Wer denkt beispielsweise bei Boulevard, Fauteuil, Quenelle an Bollwerk Fahrstuhl und unseren ehrlichen Knödel? Die Zahl wirklicher Fremdwörter ist in beiden Sprachen nur sehr gering. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Berichterstatter der Akademie diesen Unterschied zwischen Fremdwort und Lehnwort, den jeder unserer Mittelschüler kennt, nicht auch wüßte. Er wollte ihn aber nicht anerkennen, um mit scheinbar um so größerer Berechtigung gegen die Sprachreinigung im Deutschen ankämpfen zu können. Don Quichotte ist wiedererstanden. St.

Kanzleistil.

Wo immer es in der Welt Aemter und Beamte gibt, dort bildet sich allmählich ein ganz unpersönlicher Stil heraus, der am liebsten mit starren Formeln arbeitet. Auch der deutsche Kanzleistil zeigt zumeist eine lähmende Tonlosigkeit, ist unschön und oft sprachwidrig. Hier nur eine kleine, ziemlich harmlose Probe: „Es schweben diesseits noch Erwägungen über die Anbahnung einer eventuellen Aenderung der diesbezüglichen Verfügung, betreffend die Anordnung der Lage der Ein-, beziehungsweise Ausgangsöffnungen.“ (Zuschrift einer Eisenbahndirektion.) Die Sprachecke wird von Zeit zu Zeit Gelegenheit nehmen, auf die vielen Entgleisungen des Kanzleistils hinzuweisen und den Leser in die „Feinheiten“ dieses Papierdeutsch einzuweihen. Für heute sei nur auf die mannigfachen Formelwörter hingewiesen, ohne die ein ordentlicher Beamter nicht auszukommen scheint. Da heißt es z. B.: In Erwägung, daß . . ., in Betreff (der Kosten), behufs (der Verwendung des Holzes), infolge (der Kündigung der Wohnung), in Ansehung (der Größe des Verbrechens), im Wege (der Feststellungsklage), in Gemäßheit (des Gesetzes) oder auf Grund (der § . . . des Gesetzes, betreffend . . .), laut (der Bekanntmachung). Wenn auch niemand gegen den gelegentlichen Gebrauch einzelner dieser Ausdrücke etwas einwenden wird, ihr üppiges Wuchern in unserem Juristendeutsch muß entschieden getadelt werden.

Vossische Zeitung
7. VIII. 1918

Kunstwörter der Wissenschaft.

Prof. Diels über unentbehrliche Fachausdrücke.

Die Ansprache, die der ständige Sekretär der Akademie der Wissenschaften Professor Dr. Hermann Diels am diesjährigen Leibniztage gehalten hat, liegt jetzt in den Sitzungsberichten der Akademie im Wortlaut vor. Höchst beachtenswert erscheint, was der berühmte Philologe im Anschluß an das vielbesprochene Gutachten der Akademie über die Fremdwörterfrage bemerkt. Nachdem er die Bemühungen Leibniz' zur Pflege und Reinigung der deutschen Sprache eingehend gewürdigt und die Tätigkeit der Akademie auf diesem Gebiete kurz geschildert hat, legt er die außerordentlichen Schwierigkeiten dar, die sich den stets wohlgemeinten, aber nur allzu oft mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Versuchen, eingebürgerte Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen, entgegenstellen. Nie hätte, meint Diels, ein so unsinniges Ersatzwort wie „Mundart" für „Dialekt", das Leibniz und seine Zeitgenossen verständigerweise ablehnten, später durch Campe neu eingeführt und in allgemeinen Gebrauch genommen werden dürfen. Was soll man aber erst sagen, wenn neuerdings „Physik" als „Naturkunde", „Ministerium" als „Staatsrat", „Klassiker" als „Meister" verdeutscht, ja, wenn ernsthaft vorgeschlagen wird, scherzhafte Bildungen, wie „osten" oder „morgenländern" für „orientieren" im Gebrauch zu nehmen.

Ueber die Angemessenheit dieser oder jener Benennung im gewöhnlichen Leben, fährt Diels fort, mag man zwiespältiger Meinung sein, aber für uns Männer der Wissenschaft steht bei dieser Verdeutschungssucht zu viel auf dem Spiele, als daß wir vornehm schweigen und gute Miene zum bösen Spiel machen dürften. Denn fast alles, was Wissenschaft und Technik heißt, ist ein Erbe des klassischen Altertums, und das weltverbindende Latein war lange Zeit das einzige sprachliche Verständigungsmittel der europäischen Völker untereinander. So haben sich die aus dem Lateinischen oder Griechischen übernommenen Fachausdrücke als feste Marken in der Wissenschaft festgesetzt und können nicht nach Belieben daraus entfernt werden, ohne zu einem vollständigen Zusammenbruch der Wissenschaften selbst zu führen. In der Poesie ist es ziemlich gleichgültig, welches Nadelholz der Dichter bezeichnen will, wenn er „Holz vom Fichtenstamme" beim Glockenguß erwähnt, oder wenn er eine Fichte von einer Palme im Morgenlande träumen läßt. Aber was kann ein wissenschaftlicher Botaniker mit den Bezeichnungen Tanne, Fichte, Kiefer beginnen, die seit Jahrhunderten in Deutschland miteinander verwechselt werden! Die gewöhnlichsten Pflanzennamen, wie Flieder, Lilie, Butterblume, Jelängerjelieber und hundert ähnliche, bezeichnen die verschiedensten Gattungen; unter „Blutkraut" z. B. versteht man in Deutschland 17 verschiedene Pflanzensorten. Wie könnte der Botaniker aus diesem Walde von Namen sich retten, wenn ihm nicht das löbliche, von allen Gelehrten der Welt angenommene lateinische Namensystem zu Gebote stände? In der Zoologie hat die Wichtigkeit eindeutiger, internationaler Bezeichnungen der Tiere dazu geführt, daß seit 12 Jahren ein eigenes Amt zur Bearbeitung der zoologischen Nomenklatur in der Akademie eingerichtet worden ist. Aehnlich liegen die Verhältnisse der meisten Wissenschaften. Nur wer nie selbsttätig auf einem dieser Gebiete gearbeitet hat, wird es wagen, mit täppischer Hand das mühsam durch tausendjährige Bemühung gewonnene einheitliche System der Kunstausdrücke durch deutsche Ersatznamen zu verwirren mit denen weder der deutsche noch der fremde Fachgelehrte zuverlässig arbeiten kann.

Nein, wir lassen diese alten Pfeiler der Wissenschaft, auch wenn sie aus Rom und Hellas, aus Bagdad oder Paris stammen sollten, ruhig stehen, solange sie nicht vermorscht sind. Wir betrachten sie mit Ehrfurcht und Dankbarkeit . . . und wir benutzen sie gern als Brückenpfeiler für den allgemeinen Völkerverkehr, ohne den weder Wissenschaft noch Handel und Gewerbetätigkeit auf die Dauer bestehen können.

Zur Etymologie deutscher Bauernnamen.

Von Dr. F. Scheidl (München).

Schwert und Pflug — die großen Gegensätze, wie nahe wohnen sie heute in unserer Vorstellungswelt beisammen, wie sehr hat gerade der eine den zweiten Begriff im Werte gehoben, jetzt im Kriege, da wir wissen, daß uns der Sieg nicht allein von der Spitze des Schwertes herableuchtet, sondern auch von der blanken Pflugschar entgegenblinkt, die der Ackerboden scheuert! Vor kurzem noch konnte sich die jüngste Kultur, konnte sich vornehmlich das Ueberästhetentum nicht genug tun, möglichst weit von Natur und Bauerntum abzurücken, und in fürsorglichster Weise hat man uns Großstädtern die letzte Fuge zwischen den Granitwürfeln, denen noch Erdgeruch hätte entströmen können, mit Asphalt ausgegossen: da führt uns der Weltkrieg wieder stärker denn je zurück zur Mutter Erde, läßt uns den Stand wieder hoch halten, den wir die Gaben der heimatlichen Scholle danken, läßt uns vielleicht auch tiefer denken, daran, daß so viele von uns selbst in diesem Stande wurzeln.

Mancher hat noch selbst die Jugendzeit in frohem, tollem Jagen ländlicher Freiheit genossen, andern sagt's der Vater und Ahn, wie ihnen das Leben in harter Arbeit allerdings, aber einfach und ruhig auf freier Scholle dahinfloß; und wo der Geschlechter mehrere dahingegangen, seit der erste von ihnen den leichtbeweglichen Fuß in die Stadt gesetzt, da erzählt noch ein letztes Erinnerungszeichen von einstiger Bauernherrlichkeit oder einstigem Bauernleid: der Name.

Freilich sprechen nur wenige dieser Namen noch die deutliche Sprache von ehedem; eine langwierige und geduldige Forschung mußte uns erst den Reichtum der Familiennamen erschließen, die das Bauerntum unserer Vorväter verraten.

Lassen wir diese Namen einmal im Lichte der Geschichte an uns vorüberziehen und zwar so, wie altbayerische Kulturentwicklung den Gang vorzeichnet, so kann man nicht gut mit dem sinnfälligsten derselben beginnen, mit dem Namen Bauer, der uns fast einzig und allein ländliche Berufstätigkeit verkörpert; an der Spitze steht vielmehr, an Würde und Ehrwürdigkeit alle überragend, der am wenigsten gachtete, weil er der häufigste ist, der Name Maier. Wer sich länger mit den Urkunden eines engeren Gebietes aus dem 13.—15. Jahrhundert beschäftigt, dem kann es nicht entgehen, daß diese Maier (Meyer, Mayer) eine seltsame Bodenständigkeit aufweisen. Da liegen z. B. auf altbayerischem Boden hart nebeneinander die Einöden Rennhof, Grubhof, Heidhof, Kappelhof, Lederhof, Prack; beharrlich heften sich an diese die Namen Renn-, Grub-, Heit-, Kappel-, Leder-, Prackmair, auch wenn die Besitzer wechseln. Und weiter im Kreise ringsum wohnen, immer in Beziehung auf einen Einzelhof, die Ried-, Reit-, Kreut-, Loh-, Hill-, Feld-, Häus (Oed-), Prielmayr; leicht werden uns auch die sonst Bildungen Nebel-, Rausch- und Speckmair verständlich uns auf der Karte die Einöden Nebel, Rausch und S begegnen. So erschließen uns urkundliche Forschunge auf kleinem Gebiete Dutzende von Meiernamen un Zahl mag in die Hunderte und Tausende gehen, wer die großen deutschen Meiergebiete, die, wie es schei allem auf altbayerischem und westfälisch-hannovera Boden liegen, in ähnlicher Weise durchginge.

Was aber sagt der Name Maier? Dem Lateiner Wort wohl vertraut; magnus = groß, maior = lernt schon früh der junge Scholare. Als einen höh ja höchsten Beamten des karolingischen Reiches kenn aus der Geschichte den maior domus. Der Begriff Maier sinkt allgemach in Wert und Geltung, langt b dem obersten Beamten eines mittelalterlichen Fron Herrenhofes an und bleibt schließlich an dem unfrei wirtschafter eines Bauernhofes haften; als solcher t uns oben in Verbindung mit Ortsnamen entgegen. fremden Kleid dagegen hat sich sein Namensvette Major, in wesentlich höherem Ansehen erhalten. Begriff Bauernhof ist dabei besondere Beachtung zu ken: nur eine große bäuerliche Wirtschaftseinheit vor 100 Morgen oder Tagwerk Grund, deren Betrieb ac mehr Pferde erfordert, kann darunter verstanden sein unterscheiden wir ihn nach mittelalterlicher Einteilun den geringeren Besitzgrößen, dem halben Hof oder der dem Viertelshof oder dem Lehen, dem Achtelshof ob Sölde und dem (Leer-) Häusler, der über Ackerland mehr verfügt.

Zunächst also nur dem Besitzer eines ganzen Hofes der Name Maier zu. Und wie nun die Einöden ihren nen Meier haben, so auch die einzelnen Höfe im Dorf, eine Mehrheit von solchen besteht, unterscheidet man sie als Ober-, Mitter- und Niederhof; Ober-, Mitter- Niedermaier nennt man ihre Besitzer. Sind bei den namen die Himmelsgegenden bestimmend geworden, so im Ort einen Oster- und Wester-, selten einen Su (Sunder = Süd) maier; ein Nordmaier wird ver Berg-, Tal-, Büchel- (=Hügel), Bach-, Bruck-, Steg werden aus den entsprechenden Höfen ohne weiteres ständlich. Der an den Edelsitz oder Sedel angeschlossen hatte als Wirtschafter einen Sedl-, Sellmaier; der Nar scheint so häufig, weil es der mittelalterlichen Herr genug gab; nur selten tritt der Burgmaier stellvert dafür ein. Der Hof des Ortsgeistlichen, Wittum, Wide heißen, wird gewöhnlich von diesem selbst geführt, n Ausnahmefällen von einem Widenmayr. Den zur Kirch hörigen Hof baut der Kirchmaier oder, da die Sch bacher wird zu einem Lauterbeck, der Einspacher zu einem Einspeck; in ähnlicher Weise wie der letztere schleppen noch viele andere ohne Grund ihren -speck durchs Leben. Das Beispiel dieser -beck wirkte wieder ansteckend auf viele der oben genannten -inger, -hauser usw.; nur zu gerne streifen sie das -er ab: Reininghaus, Hötzendorf, Weinberg. Die Menge solcher Herkunftsnamen wächst, wenn wir die -mooser, -halder, -hager, -loher, -heider, -felder, -auer hereinziehen, Namen, von denen wir nicht immer sagen können, ob sie auf eine Orts- oder Flurbenennung zurückgehen.

Je mehr wir nun in das Gebiet der Flurnamen einlenken, desto reizvollere Lösungen von Personennamen erschließen sich uns. Bühel heißt Hügel; die Bühler, Bichler, Pichler sind darnach benannt. Am Gänsebühel haust der Gänsbichler, der schließlich ein Gensspiegel wird. Steht auf einem Hügel eine Warte, so nennt man ihn Wartbüchel; der ein Heim sich darauf erbaut, wird Wartbichler, auch Wortbigler benamset. Wo wie hier ausgesprochene Flurbezeichnungen maßgebend für Familiennamen werden, da handelt es sich immer um späte Nachzügler im Ortsweichbild, die etwas abseits vom Dorf, auf einer Wiese, einem Acker mit schon längst festgelegtem Namen sich ansässig machen. Pfannenstiel heißt da ein Acker, weil sich an einem langen, schmalen Teil ein größerer runder Fleck anschließt; kann es uns wundern, wenn der Unglücksrabe, der sich hier festsetzt, mit dem Namen Pfannenstiel bedacht wird! An leicht geneigter Berghalde, Wang genannt, zeigt sich spärlicher Binsenwuchs; das Volk spricht hier von einem Binswang und prägt ganz selbstverständlich für den Häusler, der dort siedelt, den Namen Binswanger. Auf ebener Höh', auf der Ebenhöch haust der Ebenhöch, Ebenhecht. Wo Busch und Hecke den Vögeln guten Nistplatz bieten, da hallt's den ganzen Tag von ihrem Gesinge und Gezwitscher; poetisch nennt man den Fleck Erde Vogelsang; der Name überträgt sich auch auf den, der daneben sein Heim aufgeschlagen. In tiefer, nasser Lage zieht sich eine sumpfige Wiese hin, Häll (=Sumpf) geheißen; das späteren Geschlechtern unverständliche Wort wird zu Höll, Hölle entstellt und nur zu bald ist für den daneben aufsteigenden Hügel der Name Himmelreich im Schwang; ein glücklicher Träger des Namens wird sich schließlich leicht finden.

Soviel nur als Auslese aus der Fülle von Personennamen, die eine Anleihe aus Dorf, Wald und Flur darstellen! Wie ersichtlich, fällt die Aufgabe, bäuerliche Familiennamen zu deuten, hier mit der Durchforschung unserer Orts- und Flurnamen zusammen, so wie sie im ersten Teil zu einem Kapitel bäuerlicher Wirtschafts- und Kulturgeschichte geworden. Viel hat uns die Wissenschaft in diesem Betracht schon erschlossen, noch mehr aber bleibt unverdrossener Einzelforschung in allen Gauen deutscher Erde zu tun übrig.

Frankfurter Zeitung
8. VIII. 1918
120
8

Frankfurter Zeitung 7./11.1918.

121

Kapitalistenblätter New Yorks mit gutem Recht, und . . . die alte „Evening Post" ist gewesen.

Hofsprache und Sprachreinigung.

Von Amtsgerichtsrat P. Sommer (Köln).

So eifrig sich die Sprachreinigung mit der Ausdrucksweise des Erwerkslebens und der Bürokratie befaßt, so wenig hat sie sich bisher mit der Hofsprache beschäftigt, jener Sammlung altertümlicher verschnörkelter und verzerrter Redewendungen, die abgesehen von zahlreichen, dem Alltagsleben ebenfalls unbekannten Fremdwörtern, als sprachliche Ueberbleibsel höfischen Prunkes vergangener Zeiten dort aufbewahrt werden. Der gewöhnliche Sterbliche kennt die Hofsprache nicht. Erst wenn er durch irgend einen Zufall, z. B. weil er ein „Throngesuch", zu deutsch eine Immediat-Eingabe, einreichen will, genötigt ist, bei Hofe (d. h. schriftlich) vorzusprechen und seinem Landesvater sein Anliegen vorzutragen, wendet er sich an einen Kundigen, der ihm dann das Gesuch aus dem Deutschen in die Hofsprache übersetzt.

Da erfährt er denn, daß er den Herrscher nicht einfach und schlicht anreden darf, sondern ihn als einen „Allerdurch-

Fremdenblatt
19. IX. 1918

Deutsche Sprachecke.

(8.)

Auch an der Sorge um die Pflege der Muttersprache erkennt man die geistige und sittliche Höhe eines Volkes.

Kärntner Straße.

Eines unserer Mitglieder schreibt: „Ich ging in der Kärntner Straße so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Da fiel mein Blick zufällig auf die Straßentafel: Kärnthner Strasse. Ich stutzte, machte einige Schritte weiter und traf auf die Schreibung: Kärntner-Straße. Nun wurde die Sache erheiternd. Ich sah aufmerksamer zu und konnte auf den Straßen- und Haustafeln neben der Schreibung Kärntner Straße noch folgende drei feststellen: Kärnthner Straße, Kärnthner-Straße und Kärntnerstrasse. Der Name der Straße wird also in mindestens sechs verschiedenen Schreibungen wiedergegeben. Welche ist richtig?" Die Antwort darauf ist leicht. Richtig ist nur K ä r n t n e r S t r a ß e; alle übrigen sind falsch oder veraltet. Auch Straßennamen unterliegen den Regeln der Rechtschreibung. Und ebenso wie man zu schreiben hat: Lange Gasse (nicht: Lange-Gasse oder Langegasse), Tiefer Graben, Hoher Markt usw., so hat man auch Kärntner Straße, Linzer Straße, Mariahilfer Straße, Hernalser Gürtel, Brigittenauer Lände, Erdberger Mais, Passauer Platz, Grinzinger Steig usw. zu schreiben. Denn wenn ein Straßennamen aus dem Grundworte: Gasse, Straße, Platz usw., und einem Eigenschaftsworte (also auch aus einem mittels -er von Länder- und Ortsnamen abgeleiteten) besteht, wird dieses vor das Grundwort unverbunden und daher auch ohne Bindestrich gestellt.

Fremdenblatt
19./X. 1918

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Sprachwidrig:	Sprachrichtig:
Kundmachung,	Kundmachung,
betreffend die ab 15. März 1918 gültigen Fahrkartenpreise.	betreffend die vom 15. März 1918 an geltenden Fahrkartenpreise.
Insolange zufolge obwaltender technischer Schwierigkeiten ab 15. März 1918 noch die Fahrkarten aus dem alten Vorrate mit dem Aufdrucke der früheren Preise zur Verwendung gelangen, sind für die Einhebung nicht die auf den Fahrkarten vorgedruckten, sondern die handschriftlich abgeänderten Fahrpreise maßgebend.	Da wegen der Schwierigkeit, neue Fahrkarten zu beschaffen, vorläufig noch die alten mit dem Aufdrucke der früheren Preise verwendet werden müssen, machen wir darauf aufmerksam, daß nicht die gedruckten, sondern die geschriebenen Preise gelten.
Die neuen Fahrpreise sind sowohl aus den an den Stationen ausgehängten Fahrpreistabellen, als auch aus dem in den Stationen aufliegenden Tarif für den Personen- und Gepäcksverkehr ersichtlich.	Die in den Stationen ausgehängten Fahrpreistafeln und das dort aufliegende Verzeichnis für den Personen- und Gepäcksverkehr lassen die Höhe der neuen Fahrpreise ersehen.

„Ab 15. März" ist nicht gut deutsch; dieses „ab" ist wahrscheinlich das lat. „von", „zufolge obwaltender technischer Schwierigkeiten" ist unklar und schwülstig, „zur Verwendung gelangen" statt „verwendet werden" schwerfällig, „sind für die Einhebung ... maßgebend" weitschweifig. „Aus den an den", „aus dem in den" sind fehlerhafte Wortfügungen, die das Verständnis erschweren und den Wohlklang beeinträchtigen. „Tabellen", „Tarif" sind entbehrliche Fremdwörter.

D. H.

Reichspost

20./XII. 1918

Besseres Deutsch in Amt und Wissenschaft.

Der Vorstand des Vereines zur Pflege der deutschen Sprache hat an die deutsche Nationalversammlung eine Denkschrift gerichtet, in der er bittet, sich bei der Verfassung aller wichtigen Urkunden und Schriften, bei allen Gesetzen, Verordnungen und Kundgebungen einer klaren, bündigen und tunlichst fremdwortfreien Sprache zu bedienen. Abschriften dieser Eingabe wurden allen deutschen Abgeordneten sowie allen deutschösterreichischen Sprachvereinen mit dem Ersuchen um kräftige Förderung übersandt. Wenn dieser Bitte von den einzelnen Staatsämtern Gehör geschenkt würde, dann könnte es doch endlich soweit kommen, daß auch der einfache Mann aus dem Volke die Verordnungen und Gesetze verstehen wird können. Vor allem müßten die Beamtentitel verschwinden, da sie in ihrer Mehrzahl dem Volke unverständlich sind. Man frage z. B. einen deutschen Bauer, was er sich unter einem Akzessisten, unter einem Offizial u. a. vorstellt.

Viel Augenmerk sollten die neuen Staatsämter auf die Klarheit der Ausdrucksweise lenken. In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines findet sich dafür ein sehr lehrreiches Beispiel, das genannter Zeitschrift Herr Paul Scheffler aus Swinemünde mitgeteilt hat und das wir ob seiner Anschaulichkeit auch unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Es handelt sich um die Bekanntmachung eines Magistrates:

Wie sie lautete:

„Das steuerzahlende Publikum wird in seinem eigenen Interesse ersucht, zur Vermeidung des plötzlichen und übermäßigen Andranges in der Steuerkasse an den letzten Tagen vor dem Fälligkeitstermine und der daraus sich ergebenden Mißstände sowohl für das wartende Publikum wie auch für die Beamten die Zahlung der fälligen Steuern, wenn irgend möglich, nicht bis auf die letzten Tage aufzuschieben, sondern möglichst bald zu leisten, da sonst eine schnelle Abfertigung nicht gewährleistet werden kann."

Wie sie lauten sollte:

Wir ersuchen die Bürger (Einwohner), zu ihrem eigenen Vorteile die Steuern nicht erst in den letzten Tagen zu bezahlen. Nur so kann ein übermäßiger Andrang an der Kasse vermieden werden.

Der rechtsstehende Text zeigt, mit wie wenig Worten der Verfasser dieser Bekanntmachung hätte auskommen können und um wie viel verständlicher die kurze Fassung ist, in der alles Ueberflüssige weggelassen wurde.

Auch die Gelehrten geht die Sprachreinigung an. Mit Recht fragt in einem diesbezüglichen Aufsatz Buchrucker in der erwähnten Zeitschrift: Wenn die geistige Blüte des Volkes kein Ohr für die Sprache, keinen Sinn für sprachlichen Anstand hat, will man sich dann wundern, wenn die Masse ebenso taub ist? Wenn die Wissenschaft immer neue sprachliche Mißgeburten zur Welt bringt, will man mit den Ungelehrten ins Gericht gehen, die ihre Sprache vernachlässigen?

Die Franzosen, heißt es in dem Aufsatze, haben so gut wie keine wissenschaftlichen Fremdwörter; fast alle Fachwörter fügen sich der übrigen Sprache vollkommen ein und fallen durchaus nicht auf. So wunderreich unser ungelehrtes Deutsch ist, so bettelarm ist das gelehrte. Wie einen Königsmantel schlägt der Dichter die Sprache um sich her, der Gelehrte ist nicht imstande, seine Blöße zu decken, wenn man ihm allen fremden Stoff entzieht.

Wie kommt das? Wer ist schuld daran? Als Descartes die Kunst erfand, die Raumlehre rechnend zu behandeln, da nannte er die dabei vorkommenden Strecken französisch coordonnées; die Gelehrten, die sein Werk ins Deutsche übersetzten, nannten sie schlecht deutsch oder vielmehr undeutsch Koordinaten. So heißen sie noch immer.

Ostdeutsche Rundschau

20./XII. 1918

126 O 20

Sprachreinigung. Der große staatliche Neubau, den wir miterleben, bietet auch die günstigste Gelegenheit zur Lösung verschiedener anderer Fragen, an die man sich früher nicht recht herangetraut hat. So erfahren wir, daß der Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Wien mit großem Eifer tätig ist, um namentlich bei der Neuschaffung der Grundgesetze, aber auch sonst im amtlichen Sprachgebrauch für richtiges, schönes und womöglich fremdwortreines Deutsch einzutreten. Da mehrere Staats- und Unterstaatssekretäre und eine größere Zahl von Staatsräten und Mitgliedern der Nationalversammlung die Ziele des Vereines lebhaft unterstützen, ist zu erwarten, daß da manches besser wird, was in früherer Zeit leider eingerissen oder urteilslos weitergeschleppt wurde. Besonders den Beamtentiteln, von denen einige, wie „Hofrat", „Landesrat" usw., tatsächlich nicht mehr am Platze sind, weil es einen Hof nicht mehr gibt und weil der Titel Landesrat jetzt den ehemaligen Landesausschüssen zusteht, wird zu Leibe gegangen. Der größte Teil von ihnen ist unschön, undeutsch, dem Volke unverständlich und an sich nichtssagend, wie z. B. die Titel Sekretär, Vizesekretär, Kommissär, Konzipist, Offizial, Assistent, Akzessist. Welcher Arbeiter, welcher Bauer soll sich darunter etwas vorstellen? Dabei heißen alle in deutscher Uebersetzung eigentlich nicht anders als „Schreiber, Beamter". Von den umfangreichen Vorschlägen für die wesentliche Vereinfachung und Verdeutschung von Beamtentiteln führen wir nur die für die Titel der Konzeptsbeamten (Beamten der Hochschularuppe) an: 11. Rangsklasse Unteramtmann (bisher Konzeptspraktikant, Auskultant oder Assistent), 10. Amtmann (Konzipist), 9. Oberamtmann (Kommissär), 8. Amtsrat (Vizesekretär, Oberkommissär), 7. Oberamtsrat (Sekretär, Finanzrat usw.), 6. Kreisrat (Sektionsrat, Oberfinanzrat u. dgl.), 5. Oberkreisrat (Hofrat). Man sieht, die vorgeschlagenen Titel sind recht einfach, verständlich und gefällig. Aehnlich werden auch Titel für die Rechnungs- und Kanzleibeamten vorgeschlagen. Auch der Titel der Hof- und Gerichtsadvokaten wird voraussichtlich in kürzester Zeit verschwinden und der Bezeichnung Rechtsanwalt Platz machen. Bei dieser Gelegenheit kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß einige Staatsämter ihre Verlautbarungen mit größerer sprachlicher Sorgfalt behandeln sollten; wir wünschen nicht hochtrabende Worte, aber Verständlichkeit, Vermeidung überflüssiger Fremdwörter und grober Sprachverstöße.

Fremdenblatt
21./XII. 1918
127

Deutsche Sprachecke.

(12.)

Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Hermann Riegel.

Das Deutsch unserer Staatsverwaltung.

Der Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Wien hat sich bereits wiederholt an unsere Staatsämter mit der Bitte gewendet, sich bei der Abfassung aller Gesetze, Erlässe und Kundmachungen sowie bei allen Neueinrichtungen einer klaren, bündigen und tunlichst fremdwortfreien Ausdrucksweise zu bedienen. Der erzielte Erfolg war aber bisher leider gering. Noch in der vor wenigen Tagen veröffentlichten Note des Staatsrates an alle „zivilisierten" Staaten Europas über die Besetzung Deutschböhmens durch tschechisch-slowakische Truppen wird lustig drauflos „protestiert" und „appelliert", ganz zu schweigen von dem scheckigen Deutsch unseres Staatsamtes für Heerwesen.

Es muß ja zugegeben werden, daß in den gegenwärtigen Zeitläuften die endliche Lösung der Magen- und Kohlenfrage, sowie der Abbau der schändlichen Wucherpreise weit dringender erscheinen als die Rücksicht auf gutes amtliches Deutsch, und daß bei der hastigen Schaffung der mannigfachen neuen Gesetze nicht viel Zeit und Sorgfalt auf deren sprachliche Form aufgewendet werden kann.

Aber gerade der Umstand, daß bei der Neugründung eines Staatswesens Gesetze ins Leben gerufen und Einrichtungen getroffen werden müssen, die nicht für wenige Wochen, sondern, wenn schon nicht für Jahrhunderte, so doch für Jahrzehnte Geltung haben sollen, macht eine würdige sprachliche Form aller amtlichen Aeußerungen dringend nötig.

Unser Sprachverein treibt keine blindwütige Fremdwörterhatz; es ist ihm weit mehr um gutes, verständliches und wohllautendes Deutsch zu tun. Trotzdem kann kein Sprachfreund darüber hinweggehen, daß unsere neue Staatsverwaltung in den alten Fehler der Fremdwörterei verfällt.

Wozu brauchen wir zunächst eine Republik? Tut es nicht auch ein Freistaat? Die Rote Garde hat zwar angeblich den Soldateneid verweigert, weil sie nicht auf den „freien Staat Deutschösterreich", sondern nur auf eine „deutschösterreichische Republik" schwören wollte. Aber was verschlägt das? Ist darum das fremdländische und farblose Wort Republik gewichtiger, als das bezeichnende deutsche Wort Freistaat?*)

Wir hören und lesen ferner beständig von einer provisorischen Nationalversammlung und von einer Konstituante.**) Nun weiß zwar jedermann, daß eine provisorische Versammlung eine vorläufige oder einstweilige Versammlung ist; aber von hundert Menschen weiß kaum einer, daß „Konstituante" ein französisches Wort ist und demgemäß ausgesprochen werden muß und daß es gar nichts anderes bedeutet, als gesetzgebende Versammlung. Wozu also die Verschleierung? Warum nicht in klarem, gutem Deutsch sagen, was man sagen will?

*) Ausführlich besprochen in der 10. Nummer der Sprachecke vom 16. November.

**) Siehe darüber Nummer 9 der Sprachecke vom 2. November.

Auch unsere obersten Staatsämter weisen in ihren Bezeichnungen eine Reihe ganz unnötiger Fremdwörter auf. Da haben wir zunächst drei Präsidenten und nicht drei Vorsitzende; da aber jedermann lieber Präsident als Vorsitzender genannt sein will, so mag dieser allgemein begehrte Titel bis auf weiteres unbeanstandet bleiben. Neben den Präsidenten besitzen wir ein Direktorium und nicht einen Vorstand des Staatsrates. Wir haben ferner einen Notar des Staatsrates statt eines Großsiegelbewahrers, wie ihn auch die französische und englische Staatsverwaltung kennt. Und wir haben nach veraltetem reichsdeutschen Muster Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre statt Staatskanzler und Unterstaatskanzler. Bei uns führt gegenwärtig nur der Leiter der Staatskanzlei den Titel eines Staatskanzlers. Bei einer Umbenennung der fremdländischen Titel könnte der jetzige Titel Staatskanzler in Oberstaatskanzler geändert oder er als erster unter Gleichen Erster Staatskanzler heißen.

Von den Aemtern mit fremder Bezeichnung wären zu erwähnen: das Staatsamt für Justiz statt für Rechtspflege, das Staatsamt für Finanzen statt Staatsschatzamt, das Staatsamt für Gewerbe, Industrie (= Großbetrieb, Großgewerbe) und Handel statt einfach für Gewerbe und Handel, das Staatsamt für soziale Fürsorge statt für Volksfürsorge oder Volkswohlfahrt; ferner das Stadtkommando und das Volkswehrkommando statt Stadtbefehl und Volkswehrbefehl (vgl. die Wörter: Ministerrat, Landesschulrat, Präsidium).

Die Zahl der Beispiele ließe sich ins Hundertfache vergrößern. Trotz alledem steht zu hoffen, daß sich auch die Lenker Deutschösterreichs bald verpflichtet sehen werden, nicht bloß deutsch zu fühlen, sondern auch deutsch zu reden und zu schreiben. Der Wiener Sprachverein ist hiebei zu jeder Mithilfe gern bereit.

St.

„Küss' die Hand die Damen!"

Seit einiger Zeit hat sich eine Begrüßungsform eingebürgert, die häßlich und ganz unsinnig ist: an den Gruß selbst wird die Bezeichnung der angeredeten Personen im Wesfall angehängt, z. B.: „Guten Tag die Herrschaften!" Besonders in militärischen Kreisen hat diese Sprachwidrigkeit um sich gegriffen und man kann sehr oft „Servus die Herren!" oder „Respekt die Herren!" hören.

Diese Anrede ist unrichtig, weil es im Deutschen keine Anredeform im ersten Falle mit dem Geschlechtswort gibt. Setzt man eine solche zum eigentlichen Gruß, so muß man z. B. sagen: „Guten Tag, meine Herrschaften!" Da man einer Person die Tageszeit nur im Wemfall bieten kann, dürfte es bei Setzung des Geschlechtswort höchstens heißen: „Guten Tag den Herrschaften!", keinesfalls aber kann man eine das Ohr so beleidigende Wendung gebrauchen wie „Küss' die Hand die Damen!" Ebenso abscheulich klingt es, wenn man sich in der Einzahl zu dem Kellner-Deutsch „Guten Abend die Dame!" oder „Habe die Ehre der Herr!" versteigt.

Ich glaube, diesen sprachlichen Unfug damit erklären zu können, daß schlechte Uebersetzer französischer Stücke das „Messieurs" in der Begrüßung „Bon jour, messieurs" fälschlich mit „die Herren" statt „meine Herren" verdeutschen. Monsieur heißt zwar „mein Herr" und „der Herr", doch kann die richtige Uebersetzung hier nur „meine Herren" lauten, da das Wort im Anredefall (Vokativ) gebraucht ist und folgerichtig muß es im Deutschen, wenn man die Anredeform beibehalten will, mangels eines eigenen Anredefalles eben „meine Herren", „meine Herrschaften" usw. heißen. Die oben vermutete falsche Uebersetzung ist dann wohl aus Nachlässigkeit, oder weil sie mißverständlich als fein aufgefaßt wurde, auch von anderen gebraucht worden und hat weitere Verbreitung gefunden, da das Sprachgefühl leider gerade bei uns Deutschen nicht hinreichend entwickelt ist, um Sprachschlampereien Widerstand zu leisten.

Nachgerade wird es hohe Zeit, diesen der Satzlehre wie dem Geschmack widerstreitenden sprachlichen Unfug auszumerzen.

Dr. Ernst Bernek.

Fremdenblatt 4. II. 1919

Deutsche Sprachecke.

(13.)

Muttersprache deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Stöber.

Alte Wörter — neue Zeiten.

Die Steinzeitwörter „Hammer" und „Messer"*) haben die ungewöhnliche Beharrlichkeit der Wörter gezeigt. Die Dinge ändern sich, das Wort bleibt als beredter Zeuge entschwundener Zeiten. Freilich haben wir selten im Getriebe des Alltags Zeit, darauf zu hören, was uns die Wörter von ihrer Vergangenheit erzählen; und horchen wir doch einmal hin, so verstehen wir sie mehr. Wir müssen ein Wörterbuch zu Hilfe nehmen wie bei einer fremden Sprache. Hier ist ein sehr fruchtbares Gebiet für die Schule, die darin weit mehr leisten müßte, als bisher. Wir wollen darauf hin heute einmal einen Blick auf die **Heeressprache** werfen.

Wir fangen mit dem Wort Soldat an. Es stammt von dem mittellat. Worte sol(i)datus (ital. soldato, franz. soldat) ab, und bezeichnet einen Krieger, der Sold empfängt. Dieses Wort Sold (nhd. solt) ist ein noch älteres Lehnwort und geht auf lat. sólidus (unser Fremdwort solid) zurück, das als Eigenschaftswort fest, massig, als Hauptwort eine Goldmünze der römischen Kaiserzeit bedeutet (vgl. franz. sou). Unser gegenwärtiges Volksheer besteht demnach wieder aus eigentlichen „Soldaten", d. h. aus Männern, die einen Sold erhalten.

Aus weit früherer Zeit stammt das Wort Schildwache. Das war wohl, wie das Wort deutlich sagt, ursprünglich eine Wache mit einem Schilde. Zum Schilde gehört aber auch die übrige Rüstung und wir stehen mit einem Male im tiefen Mittelalter; ein Kämpe vor einem Lager oder Herrensitz auf treuer Wacht, wie es uns das Nibelungenlied von Volker und Hagen erzählt:

„Da warfen sich beide in lichtes Erzgewand,
Jedweder nahm sich eilig den blanken Schild zur Hand,
Sie stellten vor die Türe am Hause sich vereint,
Sie hüteten der Gäste: wie war das so treu gemeint."
(Uebersetzung von G. Freytag.)

Schilbern sagte man noch lange für „Schildwache stehen". Die Bedeutung „schilbern = erzählen" rührt, nebenbei bemerkt, von der Bemalung der Schilde her. Schilbern bedeutete eigentlich „auf einen Schild malen".

Auch in recht alte Zustände führt uns das Wort marschieren. Das ist zunächst französisch marcher; dieses aber ist selbst wahrscheinlich vom deutschen „Mark" gebildet und heißt als „die Mark (Grenze) überschreiten", den Weg ins Feindesland

*) Siehe darüber Nummer 9 der „Sprachecke" vom 2. November 1918.

nehmen. Das Wort ist gleich manchen anderen französisierten deutschen Wörtern im Dreißigjährigen Kriege wieder zu uns gekommen (wie Garderobe, Fauteuil, Email, Loge, Gala u. a. m. Freilich hat es Gestalt und Bedeutung so verändert, daß wir es heute kaum noch als unser Gut erkennen.

Die alten Belagerungsmaschinen schleuderten schwere Steine. Diese mußten wirklich noch (auf)geladen werden. „Steinschleuder" ist auch noch die Grundbedeutung der Bezeichnung Haubitze (durch die Hussitenkriege aus tschech. houfnice eingeführt und in dem klangmalenden obus [spr. obühs] weiter gebildet).

Um sich beim Fechten den Degen nicht so leicht aus der Hand schlagen zu lassen, befestigte man ihn mit einem Bande am Handgelenk. Dieses Band hieß Portepee (= trug den Degen; gebildet wie Portemonnaie [= trag das Geld] oder Portefeuille [= trag das Blatt]). Heute trägt das Portepee nichts mehr, ist bloßer Schmuck, und die Grundbedeutung des Wortes ist dem allgemeinem Sprachbewußtsein verloren gegangen.

Der vielbesprochene „Zapfenstreich" erinnert an das Lagerleben der Söldnerheere: auf ein Zeichen mußten abends die Schenken geschlossen und der Zapfen in die Fässer gestrichen, d. h. geschlagen werden. Die alte Bedeutung von Streich = Schlag ist noch in Schwertstreich, Backenstreich erhalten. In unseren österreichischen Dienstbüchern war das schöne alte Wort leider durch die farblose, fremde „Retraite" verdrängt. Hoffentlich nimmt sich die neue Zeit auch derartiger Dinge an.

Heereslieferungen wurden besonderen Unternehmungen anvertraut. Anvertrauen heißt im Lateinischen committere, das Anvertraute: commissum. Daher hieß auch das Gelieferte Kommiß. Der Ursprung des Wortes ist vergessen, das Wort selbst führt noch ein recht lebendiges Dasein.

Schwere Vergehen in Kriegszeit kamen vor ein Standgericht, das nach Flemming so hieß, „weil der Präses und die Beysitzer, wenn es gehalten wird, sich nicht niedersetzen, sondern die gantze Sache in kurtzer Zeit in einem Kreyße stehend abtun."

Für weitere Beispiele verweise ich auf die Wörterbücher von Kluge und Wiegand, sowie auf das Büchlein von Dr. Brunow „Allerlei Militärisches", Berlin, 1916. Wer Sinn für Leben und Reichtum unserer Sprache hat, wird darin manche hübsche Erklärung finden. Je trüber die äußeren Zeiten sind, umsomehr mögen wir uns den Schätzen zuwenden, die uns niemand rauben kann: deutscher Wissenschaft, Kunst und — Sprache!

D. Erwin Mehl.

Fremdenblatt

1./II. 1919

Deutsche Sprachecke.

(16.)

Deutsche Worte sollst du ehren,
Welschem Worte sollst du wehren.
Aurel Polzer.

Fernen.

Neubildungen fordern zumeist zu Widerspruch oder Spott heraus. Es ist daher nicht verwunderlich, daß vor einiger Zeit die Verdeutschung von „fernen" für telephonieren als „Dummheit der Woche" bezeichnet wurde. So dumm ist aber die Sache nicht, um mit einem Witze abgetan zu werden. Das Wort Telephon hat man zwar amtlich durch „Fernsprecher" verdeutscht; für telephonieren, telephonisch fehlen aber entsprechende deutsche Wörter. Die Form „er spricht fern", „ferngesprochen" sind ebenso sprachwidrig, wie etwa „er blickt fern" zu „Fernblick" oder „ferngesehen" zu „Fernsicht". Es lag daher nahe, eine sachgemäße und einbürgerungsfähige Verdeutschung für telephonieren zu suchen. Der Allgemeine deutsche Sprachverein hat sich mit dieser Frage schon öfter beschäftigt; er beabsichtigt aber in keinerlei Weise, irgend eine Verdeutschung der Oeffentlichkeit aufzudrängen. Er macht eben nur Vorschläge und überläßt es der Zeit, die Wahl zu treffen. Für telephonieren sind bisher „fernen", „sprechen" und „hifen" vorgeschlagen worden. Wenn man das amtliche Wort Fernsprecher für Telephon zu „Sprecher" abkürzt, so kann man ungezwungen „sprechen" für telephonieren gebrauchen. Aber das „Telephonfräulein" kann man nicht zur „Specherin" machen; denn sie schaltet wohl um; „spricht" aber nicht. Die Form „hifen" (zusammenhängend mit Hifthorn) ist in dieser Gestalt rechtschreibwidrig; sie müßte „hiffen" oder besser nach älterer Sprech- und Schreibweise „hiefen" heißen; es scheint aber bisher wenig Anklang gefunden zu haben, trotzdem es altes Sprachgut ist und s. v. a. „in die Ferne rufen" bedeutet. Dagegen weist das Wort „fernen" mehrere beachtenswerte Vorzüge auf. Es schmiegt sich eng an die allgemein gebräuchlichen Wörter „fern, die Ferne, entfernen" an; der Stamm „fern" läßt allerlei gute Zusammensetzungen und Ableitungen zu und das Wort selbst wird bereits verwendet. Ein „J. R." berichtet darüber in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" folgendes: „Ich gebrauche das Wort fernen für telephonieren in meinem ausgedehnten Geschäftsbetrieb seit Jahren, ebenso alle meine Angestellten. Die Uebergangszeit, da das Fern (für das Telephon) bewitzelt, dann belächelt wurde, hat nur wenige Wochen gedauert — welcher Deutsche ließe es auch an schlechten Witzen fehlen, wenn es sich um einen deutschen Ersatz für ein noch so greuliches Fremdwort handelt?. Heute, wenn die Telephonklingel ertönt und nicht gleich jemand zur Stelle ist, hallt sofort der Ruf durch die Räume: ‚Das Fern klingelt!' oder meist kurz: ‚Das Fern!' Jeder von uns fernt, der Geschäftsfreund hat gefernt, soll angefernt werden, ist schon angefernt worden, hat aber noch nicht zurückgefernt. In dringlichen Fällen muß eine Nachricht abgefernt werden, ein Auftrag ist sofort abzufernen! Und wenn am Fern etwas in Unordnung ist, so wird die nächste amtliche Fernstelle, das ‚Amt' angefernt, um dem Schaden an der Fernleitung abzuhelfen und die Fernverbindung wiederherzustellen. In der ‚telephonischen Zentrale' unseres Geschäfts, die hier ‚Rufstelle' heißt (als die Stelle, die von außerhalb zunächst angerufen wird, um die gewünschte Einzelverbindung herzustellen), waltete früher das ‚Telephonfräulein' ihres Amtes; sie ist längst zur Fernerin aufgerückt. Anderwärts ist die Stelle mit einem Ferner besetzt. Endlich: Wie sich für Telegramm und telegraphische Depesche die kurze ‚Drahtung' mehr und mehr durchsetzt, so gebrauchen wir die Fernung für das telephonische Gespräch und schreiben z. B.: ‚Mit bezug auf unsere heutige Fernung bestätigen wir usw.' So ist jede Telephon-Erinnerung bei uns nahezu ausgelöscht." — Auch Generalpostmeister Stephan war die Zielscheibe des Spottes, als er seit 1875 einige Hundert Fremdwörter des Postwesens durch gute deutsche Wörter ersetzte. Wer lacht aber heute über einen „eingeschriebenen Brief", über eine „postlagernde Sendung"", über einen „Aufgabeschein"?

St.

Ostdeutsche - Rundschau 130
23./II. 1919
O 23

Das deutsche Volk und seine Sprache.

Offener Brief an die Reichsregierung in Weimar.

Von **Otto Sarrazin.**

Nach der Neuordnung der Dinge ist das gesamte deutsche Volk in weitestem Maße zur Teilnahme am öffentlichen Leben und an den Staatsgeschäften berufen. Es soll allein über seine Geschicke bestimmen und sich durch die von seinem Vertrauen getragenen Männer selbst regieren. Danach hat es ein wohlbegründetes Recht darauf, zu verlangen, daß seine Regierung und die von ihm gewählten Vertreter in ihren Gesetzen, Verordnungen, Beschlüssen usw. zu ihm in seiner, der deutschen Sprache reden, und zwar in der einfachen, klaren, gemeinverständlichen, reinen Sprache, die jedermann im Volke versteht, nicht bloß der Gelehrte oder fremdsprachlich Gebildete.

Es ist ein alte Forderung des Deutschen Sprachvereins, daß die Kluft überbrückt werden müsse, die ein Hochgelehrtentum oder eine vermeintliche feinere Bildung zwischen sich und den Volksgenossen mit Volksschulbildung geschaffen hat und zu erhalten sucht. Diese Forderung vertritt der Verein nach wie vor in aller Schärfe, heute bestimmter denn je. Sollen doch in Zukunft die Verfassungsbestimmungen mehr als bisher den Gegenstand staatsbürgerlicher Unterweisung an allen Lehranstalten, auch an den Volksschulen bilden!

Im Namen des Deutschen Sprachvereins und seiner 40.000 Mitglieder — ich darf auf Grund einer wahren Hochflut von Zuschriften aus dem In- und Auslande sagen: im Namen von Hunderttausenden deutschdenkender und deutschfühlender Männer und Frauen — richte ich als Vereinsvorsitzender an die Reichsregierung und die Volksvertretung die dringende Bitte, sich ebenfalls zu dieser berechtigten Forderung zu bekennen, sie mit Nachdruck zu vertreten und zu betätigen.

Leider lassen die bisherigen Kundgebungen der Regierung hierin viel zu wünschen übrig. Sie kleben noch allzu sehr an dem scheingelehrten Undeutsch, das dem schlichten Manne unverständlich ist. So vermag sich dieser, um einige Beispiele zu nennen, unter der immer wieder auftretenden „Konstituante" schlechterdings nichts vorzustellen; die „gesetzgebende Versammlung" würde er verstehen. Ein ausdrücklich an die Landbevölkerung gerichteter Aufruf des Rates der Volksbeauftragten enthielt die Mahnung, „jede Passivität auszuschalten". Was soll sich der einfache Bauer darunter denken, auch abgesehen von dem schiefen sprachlichen Bilde, das etwas Fehlendes, nicht Vorhandenes ausschalten will, ein Bild, das an ähnliche Schiefheiten erinnert, wie „den Strom der Zeit an der Stirnlocke fassen"? Und ein Aufruf derselben Regierung an die Arbeiter fordert von diesen „sozialistische Disziplin", die sie deutsch als „genossenschaftliche Zucht und Ordnung" besser verstanden hätten.

In vielen anderen Kundgebungen treiben ebenso ihr gelehrtes Unwesen: der Proporz und das Proportionalwahlsystem (Verhältniswahl, Verhältniswahlrecht), die Sozialisierung von Betrieben (Vergesellschaftung oder Verstaatlichung, je nachdem), der Präliminarfriede (Vorfriede), die Enqueten (Umfragen, Erhebungen usw.), provisorische (vorläufige) Dinge aller Art. Weiter: Exekutivkomitees und Delegiertenkongresse, Minister ohne Portefeuille, die Staatsautorität, finanzielle Kontrolle, Legislative, das dualistische System, der plebiszitäre Präsident, das Zentralinstitut des Bundesrates, Bismarcks politische Mentualität, der hegemoniale Partikularismus — — und wie die unverständlichen Astergelehrsamkeiten alle heißen.

Eine Hauptforderung nicht nur des Deutschen Sprachvereins, sondern des ganzen deutschen Volkes ist gegenwärtig auf eine gute Form der neuen Verfassungsurkunde gerichtet. Das zu schaffende Reichsgrundgesetz muß in allen seinen sprachlichen Wendungen und Worten in klarem, gemeinverständlichem, gutem Deutsch abgefaßt sein. Das gilt ebenso für den Entwurf des „Gesetzes über die vorläufige Reichsgewalt" wie für die zu beschließende endgültige Verfassungsurkunde. Ist auch bei dem Entwurf zu dieser eine gewisse sprachliche Sorgfalt nicht zu verkennen, so fällt doch durchweg neben manchem Kanzleideutsch noch der Hang zu Breite und Weitschweifigkeit auf, die das Verständnis erschweren. Der „Vorwärts" (in Nr. 50 vom 28. Jänner 1919) verlangt deshalb schon jetzt die Mitarbeit von Sprachsachverständigen bei der endgültigen Fassung: „Der Entwurf selbst wie jede Aenderung und jeder Zusatz der Nationalversammlung sollte vor der Abstimmung sprachkundigen Gutachtern vorgelegt werden. Den Schicksalsfragen der Nation ziemt nicht das gleiche dürre Gesetzesdeutsch wie etwa den Formalitäten des Zivilprozesses."

Den stärksten und einmütigsten Widerspruch erfahren die in Aussicht genommenen undeutschen Bezeichnungen für die neuen deutschen Einrichtungen, Aemter und Würden. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß bei Gründung des Deutschen Reiches 1871 die neuen Oberbehörden durchweg deutsche Namen erhielten Es wurden keine Reichsministerien gebildet, sondern Reichsämter, kein Reichsministerpräsident wurde eingesetzt, sondern ein Reichskanzler. Völlig deutsch benannte man das Reichsamt des Innern, das Reichsschatzamt (nicht Reichsfinanzamt), das Reichspostamt, das Reichsgesundheitsamt (nicht Reichssanitätsamt), das Reichseisenbahnamt. Und die erst später gegründeten Aemter, das Reichsjustizamt und das Reichsmarineamt wären damals zweifellos Reichsrechtsamt und Reichsflottenamt benannt worden.

In Erinnerung an diese Namengebung, die ohne bettelhafte fremde Anleihen aus dem Eigenen, dem reich strömenden Quell der deutschen Sprache schöpfte, erhebt sich jetzt ein Sturm des Unwillens zunächst gegen das siebensilbige, halbwelsche Wortungeheuer „Deutsche Nationalversammlung", die einfach und würdig „Deutscher Volkstag" heißen könne. Ferner gegen das Bastardwort „Reichspräsident", für das unsere Sprache zahlreichen Ersatz biete, wie Reichsverweser, Reichsverwalter, Reichswalter oder kurz Reichswalt, Reichsleiter, Reichswardein, Reichsstatthalter, Reichshochmeister, Reichsgroßmeister, Reichshauptmann, Reichsoberst, Reichsobmann, Reichsamman, Reichsroland u. a. Diese Fülle von Bezeichnungen beweist den überquellenden Reichtum unserer Sprache, die auch hier das rechte Wort bietet, wenn man es nur sucht und — will. Oder sollte dabei wieder einmal die echtdeutsche Auslandvergötterung eine Rolle gespielt haben, für die der fremde Präsident „vornehmer" klingt? Oder traut man den künftigen Leitern des Deutschen Reiches wirklich den Ehrgeiz zu, ihren Ehrennamen mit den Leitern ungezählter Behörden, Gesellschaften und Vereine, mit den „Präsidenten" des Deutschen Weinbauvereins, der Berliner A. E. G. oder der Kölner Großen Karnevalsgesellschaft zu teilen?

Gleich heftigen Einspruch erhebt man gegen die „Reichsminister", die doch Vorstände der Reichsämter seien und als solche den Titel Reichsamtmann oder Reichsamman führen könnten, oder auch — in Anlehnung an den weiland „Generalpostmeister" — als Reichsschatzmeister, Reichspostmeister, Reichskriegsmeister, Reichsrechtsmeister, Reichsflottenmeister, Reichsmeister des Innern würdige deutsche „Meister"-Namen erhielten.

In dem deutschen Verfassungsgesetz — diese Forderung ist allgemein — darf überhaupt kein Platz sein für irgendwelche Undeutschheiten, weder für sonstige Präsidenten (der beiden Häuser), noch für Vizepräsidenten, Reichskommissäre, Wahlperioden usw.

Ich schließe mit den Sätzen aus der Zuschrift eines Auslanddeutschen, der ernst warnend und mahnend sagt:

Werden sich die Deutschen auch diesmal wieder schämen, ihre Sprache zu sprechen? Oder wird es möglich sein, daß die neue deutsche Staatsform deutsch benannt wird? Werden wir einen Freistaat haben oder eine Republik? Werden wir einen Präsidenten haben oder einen Reichsleiter? Seit fünfzehn Jahren lebe ich im Auslande und kann versichern, daß ein deutsches Vorgehen hierin eine Tat für die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt bedeuten würde. Der jetzige Zustand ist doch der, daß alles, was deutsch oder germanisch fühlt, sich vom führenden germanischen Staat verlassen fühlt. Möchte man in Deutschland endlich begreifen lernen, daß solche „Nebensächlichkeiten" imstande sind, Kanonen zu ersetzen.

Mögen Regierung und Volksvertretung die Einsicht und den Willen aufbringen zu solcher deutschen Tat!

Gedächtnisse vorschwebte." Noch sympathischer werden uns die Klosterneuburger durch ihre religiöse Duldsamkeit, die sich in einem kleinen Wörtchen ausprägt. Vom Besuch einer protestantischen Kirche in München heißt es: An dieser Kirche sind acht Geistliche angestellt, und beide Konfessionen sind vereinigt. Auf die Frage sagte mir der Küster: „Das ist ja beim Abendmahl wohl einerlei." B r a v o! fügt der katholische Besucher in seinem Tagebuch hinzu.

Dieses schlichte, vielsagende „Bravo" sei für das ganze Buch ausgesprochen. Denn die liebenswürdigen Einzelheiten in den Charakteren der drei Reisenden werden uns durch die lebendige Darstellung so gegenwärtig, daß wir jeden leibhaftig vor uns sehen als den Typus eines Klostergeistlichen in seiner gewinnenden Gestalt, voll Witz und Humor, voll Lebensfreude und Empfänglichkeit, mit kindlich-heiterem Gemüt und mit historisch geklärter Bildung. Ein unbefangenes Urteil kann dem Herausgeber die Versicherung geben, daß das Büchlein seinen Zweck, ernste Stunden mit den Sonnenstrahlen biederen Humors aus der Kleinwelt unserer Väter zu erhellen, vollauf erfüllt. Es verdiente als solches diese besondere Empfehlung. Weil es aber zugleich als „Notstandsarbeit" zugunsten des Krieger-Witwen- und -Waisen-Hilfsfonds vorgelegt wurde, möge in diesem gastfreundlichen Blatte der Hinweis mit erhöhter Deutlichkeit erfolgen.

J. W. Dobernig.

Tagesneuigkeiten.

Hie, gut deutsch!

Es ist eine überaus wertvolle Nebenwirkung des großen Krieges zutage getreten. Die Deutschen, die in hundert Schlachten den Beweis dafür geführt haben, Deutschland sei lange kein bloß „geographischer Begriff" mehr, sondern ein ehern festgefügtes Reich, besinnen sich jetzt darauf, daß es schon hohe Zeit sei, endlich auch die deutsche Sprache zu verdeutschen, will sagen, das Fremdländische, das in der deutschen Sprache nistet, loszuwerden. Wie in Deutschland, so ist auch bei uns Deutschösterreichern die Bewegung eine starke, allgemeine, naturkräftige. Endlich kommen wir Deutschen auch zum Bewußtsein, daß unser geliebtes Deutsch uns ebenso das kostbarste Volksheiligtum sei, wie den Franzosen ihr Französisch, den Italienern ihr Italienisch, und daß nun die große Zeit es erfordere, nicht länger die Entfernung jener fremden Einsprengungen zu verzögern, die seit Jahrhunderten unsere herrliche Sprache entstellen. Es ist seit den Tagen Maria Theresias und Friedrich des Großen unbestreitbar um vieles besser geworden. Damals war das aus den fremden Sprachen geholte Wort förmlich das Gerippe des Gedankenausdruckes, gerade die tonangebende, vornehme Gesellschaft schrieb und sprach ein Kunterbunt, das uns heute absonderlich anmutet, gerade dort, wo diese geklitterte Form einem guten, klaren, deutschen Gedanken dient. So zum Beispiel das treffliche Wort Friedrich des Großen: „Gazetten (Zeitungen) müssen nicht geniert werden." Gar vieles aber ist noch an Fremdländerei im Sprechen und Schreiben der Deutschen zurückgeblieben, was nicht nur leicht entbehrt werden kann sondern als Sprachunfug zu gelten hat. Darum begrüßen wir alle auf Abhilfe bedachten Bestrebungen mit aufrichtiger Billigung und Freude, wenn wir auch gleich hinzufügen wollen, daß nicht den Sprachreinigungsvereinen und nicht den Behörden der Hauptteil der Arbeit überlassen werden darf, sondern jeder einzelne hier seinen Pflichtenteil übernehmen müsse.

Weil aber Behörden, Vereine, Schulen gleichsam das Quellgebiet sind, von dem aus der geistige Zug durch das Land strömt, sind die Anregungen mit Dank zur Kenntnis zu nehmen, die in diesen Tagen von berufener Seite gegeben wurden. Unser Unterrichtsminister hat an die Schulverwaltung eine Zuschrift gerichtet, die es den Lehrern ans Herz legt, die Schüler zur Vermeidung von Fremdwörtern, zum Gebrauche einer rein deutschen Ausdrucksweise anzuhalten. Der Gegenstand ist so wichtig und so unübersehbar ausgedehnt, geht überdies jedem so nahe, der die Besudelung unserer Muttersprache mit vielen fremdsprachigen Einstreuungen schmerzlich und beschämt empfindet, daß vorausgesetzt werden kann, es sei darüber in allen Kreisen viel und angelegentlich nachgedacht worden. So wollen wir hier nur den Wert und die Zeitgemäßheit dieser Kundgebung des Unterrichtsministers nachdrücklich betonen. Bei dem Kinde, dem Zöglinge muß der Anfang gemacht werden. Der gesund empfindende, klar denkende, klug sich mitteilende Lehrer wird da von dem Bewußtsein erfüllt sein, eine Unterweisung zu bieten, die tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die Jugend hervorruft. Deren volkisches Empfinden soll nicht etwa durch hochgestimmte Redensarten, seelische Reizungen aufgeregt werden, vielmehr soll das junge Menschenkind zur Erkenntnis geleitet werden auf dem unmittelbarsten Wege, dem des bewußt reinen, deutschen Sprechens und Schreibens der deutschen Sprache. Der Junge, dem der Lehrer einmal in einem ungezwungen guten Deutsch, das auch möglichst dialektfrei zu sein hat, die Mahnung gibt: „Du bist ein Deutscher und hast also vor allem und jedem die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Deine herrliche Muttersprache nicht zu verfälschen, nicht zu verwälschen und nicht zu verengländern und sonst auch nicht zu verunstalten, sondern sie rein und ehrlich zu wahren," der Junge wird diese Lehre in seinem Leben nicht

Neue Freie Presse
2/III/916

Feuilleton.

Gegen das Fremdwort.

Das ist die Tragödie unserer Muttersprache, daß sie, die gleich einer stolz gewachsenen Eiche, kräftig im Stamm und herrlich in der Krone, so fest in ihrem Heimatsboden wurzelt, dennoch immer- und immerwährend von zahllosen ausländischen Schmarotzern heimgesucht wird und sich dieses unberufenen Schling- und Rankwerks gar nicht erwehren kann. Sie kämpft heute wohl erfolgreicher gegen die fremden Gäste, aber kämpfen muß sie noch immer, muß Tag für Tag sorgen und wachen, daß sie von den gefräßigen Mitessern nicht völlig ausgehungert werde. Die Zeiten sind nicht mehr, wo in der Wiener Hofburg kaum ein deutsches Wort geduldet wurde, der große Friedrich jedem seiner Untertanen ein wohlaffektionierter König war und der junge Schiller sein erstes Theaterstück schriftlich dem hochzuvenerierenden Baron v. Dalberg anbot — mag aber der Garten seither etwas besser gehalten werden, von allem Unkraut gesäubert ist er noch lange nicht. Immerhin geht es vorwärts, wenn auch nur schrittweise.

Im allgemeinen kann als geschichtliche Regel gelten, daß mit jeder nationalen Erhebung und Erhöhung des deutschen Volkes zugleich sein Sprachgefühl empfindlicher wird, sein Aug' und Ohr für das sprachlich Unstatthafte sich bedeutend schärft und der Ruf nach Austreibung der dreimal verwünschten Einschleicherbande, die seit Jahrhunderten unser armes Deutsch verwüstet, sich lauter und lauter hören läßt. So war es nach 1813, so nach 1870/71, so ist es jetzt. Der große Krieg, der so mancherlei Kleinkrieg hervorgerufen, hat auch den Kampf gegen das Fremdwort aufs neue entfacht, und diesmal scheint es ernst zu werden. Schon nach Siebzig hatten sich in Deutschland einige der großen Verwaltungen des mühevollen Reinigungswerkes angenommen, besonders der Generalpostmeister v. Stephan. Er war trotz seines fremdklingenden Titels ein rücksichtsloser Verdeutscher. Durch seinen Machtspruch entstand eine Menge neudeutscher Bezeichnungen, „eingeschrieben" für rekommandiert, „Fernsprecher" für Telephon, „postlagernd" für das ganz unsinnige Poste restante. Noch entschiedener, weiter ausgedehnt sind die neuen Rüstungen für den alten Kampf: sämtliche Behörden greifen draußen im Reiche zu den Waffen, der Deutsche Sprachverein hat alle seine Truppen auf Kriegsfuß gesetzt, und sogar die Heeresverwaltung, deren Wörterbuch bisher für unantastbar gegolten, schließt sich willig den tapfern Streitern an. In den Generalstabsberichten wird heute vieles auf gut deutsch gesagt, wofür man ehedem nur französische Ausdrücke besaß.

Nun aber ist außerdem das Außerordentliche, gänzlich Unerwartete geschehen: auch unsere Regierung wurde von der Bewegung mitgerissen. Der österreichische Unterrichtsminister hat kürzlich einen Erlaß veröffentlicht, womit er alle Landesschulräte und politischen Landesstellen auffordert.

Mißstände in unserer deutschen Sprache.

Von Ingenieur Johannes Taschek.

Seit Beginn des Weltkrieges ist auch bei uns in Oesterreich der Kampf gegen den Gebrauch der Fremdwörter in unserer deutschen Sprache von neuem entbrannt. Der Allgemeine deutsche Sprachverein hat solchen Kampf seit seinem Bestande geführt, in Deutschland mit mehr Erfolg als bei uns. Diese Fremdwörter sind Modewörter geworden, und selbst gebildete Leute glauben ohne ihnen sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Ausdruck nicht auskommen zu können. Es ist gewiß verzeihlich, wenn sich Kaufleute in ihrem Schriftwechsel mit nichtdeutschen Geschäftsleuten besseren Verständnisses halber der Fremdwörter bedienen, doch muß man sich wundern, daß heute noch Männer der Wissenschaft durch Fremdwörter ihren Vorträgen und wissenschaftlichen Abhandlungen Glanz und Bedeutung verleihen zu müssen glauben. Viele dieser Gelehrten können nicht auskommen ohne Resultat, Kontroverse, Acquisition, Argumentation, Publikation, bona fide, eo ipso, terra incognita, edieren, adaequat, irrelevant, identisch usw., während sie doch dafür gebrauchen könnten: Ergebnis, Streitfrage, Erwerbung, Beweisführung, Veröffentlichung, im guten Glauben, von selbst, unbekanntes Land, herausgeben, vollkommen übereinstimmend, unwichtig oder gleichgültig, gleich usw. Merkwürdig klingt es, wenn ein Mann der Wissenschaft eine Idee ventiliert oder von lexikalischem Material redet, statt einen Gedanken zu erörtern oder Wortschatz zu gebrauchen. Offenbar sollen alle diese fremden Ausdrücke gelehrter als unsere deutschen klingen.

Hiezu kommt noch das Bestreben vieler Leute, durch den Gebrauch von Fremdwörtern vornehm erscheinen zu wollen; sie sprechen daher lieber von einem professionellen Vagabunden, als von einem gewerbsmäßigen Landstreicher, und lieber von konsequent ignorieren, als von beharrlich unbeachtet lassen. Gewisse Fremdwörter sind bei uns in Oesterreich so sehr gebräuchlich, daß auch der Gebildete stutzt, bevor er den richtigen deutschen Ausdruck für sie findet; so für perfid, frivol, anonymer Denunziant, deren Verdeutschung treulos, leichtfertig, ungenannter Ankläger ist. Der Ausdruck edle Leidenschaften für noble Passionen ist bei uns fast unbekannt. Die Vorliebe für fremdsprachige Ausdrücke ist hierzulande so groß, daß wir solche vorziehen, auch wenn unsere deutsche Sprache viel treffendere besitzt; so ist das Wort eventuell mehrdeutig; es wird gebraucht für nötigenfalls, möglichenfalls und sogar für vielleicht. Ebenso mehrdeutig ist das Wort direkt, wo wir doch damit unmittelbar, dicht bei oder nahe bei und gerade meinen. Man verwendet Ausdrücke wie philosophisches System und meint damit ein Lehrgebäude oder eine Lehre, man spricht von einem Arzensystem und meint ein Arzenkreuz, von einem Verwaltungssystem und meint die Grundsätze der Verwaltung, von einem Bogenlampensystem und meint eine Bauweise. Geradezu ein Unfug wird mit den Fremdwörtern Moment und Faktor getrieben. Meistens bedeutet Moment nichts anderes als Sache, Tatsache, Umstand, Seite, Zug; Faktor aber Macht oder Kraft. Für den schwulstigen Ausdruck beunruhigendes Moment kann man doch viel schöner Beunruhigung sagen; für epochemachend, einen Wendepunkt bezeichnend, und für das Wort Generation gebraucht man kaum mehr den Ausdruck Menschenalter oder Geschlecht. Besonders jetzt während der Kriegszeit spricht man immer wieder von einem lokalen Konsum, anstatt örtlicher Verbrauch zu sagen.

So sehr die Verwendung von Fremdwörtern in unserer Sprache zu verwerfen ist, so sind doch andere Mißstände noch tiefer zu beklagen und man kann heute geradezu von einem Zustande der Verwilderung der deutschen Sprache sprechen. Wenn ein gebildeter Deutscher schreibt, so glaubt er eine wunderliche Ausdrucksweise gebrauchen zu müssen, die nie gesprochen wird. Das sind noch immer Reste einer umständlichen, wortreichen, gespreizten Kanzleisprache. So schreibt man mit Vorliebe namhaft machen anstatt nennen, käuflich erwerben anstatt kaufen, man gebraucht falsch gebildete Flickwörter wie bezüglich und diesbezüglich, die man meist überall weglassen kann, ohne den Sinn im mindesten zu verändern. Unsere Kaufleute gebrauchen sogar diesbezüglich als Eigenschaftswort. Derselbe Fehler geschieht mit den mit weise zusammengesetzten Umstandswörtern, die als Eigenschaftswörter gebraucht werden, z. B. die zwangsweise Versteigerung oder die leihweise Ueberlassung. Man schreibe dafür zwangsweise versteigern usw. — Geradezu widerwärtig ist der Gebrauch der neugebildeten, schwerfällig und unschön klingenden Vorwörter wie: mittelst, vermittelst, betreffs, zwecks, behufs, hinsichtlich, rücksichtlich, einschließlich, ausschließlich, abzüglich, zuzüglich, vorbehaltlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich usw., während unsere guten alten deutschen Vorwörter: in, an, zu, aus, auf, mit, bei, vor, nach, durch usw. immer mehr in den Hintergrund treten. Man schreibt heute: ein Gegenstand wird mittelst Maschinen hergestellt während es rechtig heißen soll: durch Maschinen. Es ist jetzt kaum mehr bekannt, daß zu unter anderm auch den Zweck bezeichnet. Anstatt zur Feststellung der Ursachen, schreibt man zwecks Feststellung. Dann kommen die Juristen mit ihrem in Gemäßheit von Paragraph und ihrem inhaltlich der Bestimmungen. Warum sagen sie nicht nach Paragraph? Früher beflaggte man Warum sagen sie nicht nach Paragraph? Früher beflaggte man die Häuser zur Feier des Sieges, jetzt nur mehr aus Anlaß oder anläßlich oder bei Gelegenheit der Feier. Für über schreibt man heute betreffs oder bezüglich; statt mit und ohne — einschließlich und ausschließlich. In den Zeitungen liest man heute nur mehr: seitens der Polizeidirektion ist bekanntgemacht worden, anstatt das einzig richtige von beim Passivum zu verwenden. Verwandt mit dem seitens sind die so häßlichen Neubildungen, wie: behördlicherseits, kirchlicherseits oder regierungsseitig. Ein arger Mißbrauch wird ferner mit dem Vorwort in getrieben. Dieses in soll nach diesem unrichtigen Gebrauche die Ursache, den Zweck, den Umstand und die Eigenschaft bezeichnen, während der richtige Sprachgebrauch in nur zur Bezeichnung des Ortes oder der Zeit verwendet. Jeden, der ein feineres Sprachgefühl hat, verletzt es, wenn Geschäftsleute ihre Briefe beginnen mit: in Beantwortung oder in Erwiderung Ihres gefälligen Schreibens. Klingt dies etwa gewählter, als wenn sie schreiben: Auf Ihr gef. Schreiben teilen wir Ihnen mit? Wie häufig liest man: In Vertretung des Statthalters, statt zu schreiben: als Vertreter des Statthalters, oder in Begründung der Anklage, in Ergänzung, in Berichtigung, in Erinnerung, in Vervollständigung, anstatt das hier einzig richtige Vorwort zu zu gebrauchen. Die gewiß nicht schönen Modepräpositionen antwortlich, gelegentlich, inhaltlich, anläßlich haben dazu verführt, andere (Adverbia) Umstandswörter als Vorwörter zu gebrauchen, so z. B. rechts, links, seitlich, südlich, unfern, unweit, und man verbindet sie mit dem Genitiv. Alle diese Umstandswörter müssen mit dem Vorwort von verbunden werden. Eine der greulichsten Verunstaltungen unserer deutschen Sprache aber ist die sogenannte Inversion (Umstellung) nach dem Bindeworte und. Eine solche Umstellung ist nur in Fragesätzen und dann statthaft, sobald ein Aussagesatz mit dem Objekt, mit einem Adverbium oder mit einer adverbialen Bestimmung beginnt, hinter Bindewörtern aber ist diese Umstellung voll-

Reichspost 11. 1. 1916

Neues Wiener Tagblatt 27.1.

deutschen Sprachvereines, aufgestellt hat, u
der Grundsatz ist so einfach, selbstverständli
und einleuchtend, daß man erwarten dürf
kein Deutscher werde ihm seine Zustimmu
versagen. Für Feuilleton haben wir also n

Gastrecht oder nicht?

Zur Frage der Sprachreinigung.

Schon wieder? höre ich manchen Leser fragen. Aber eines Mannes Rede ist keine Rede, man soll sie billig hören alle beede, steht noch immer an einer Wand des Sitzungssaales im Frankfurter Römer, und diesen alten deutschen Rechtssatz möchte auch ich in Anspruch nehmen, wenn ich die Sache der vielbeschrienen „Sprachreinigung" gegenüber dem gelehrten Aufsatze vertrete, der unter derselben Ueberschrift an dieser Stelle*) erschienen ist. Es ist nun einmal eine Tatsache und eine höchst erfreuliche überdies, daß sich allerorten das Sprachgewissen, das so lange geschwiegen, im deutschen Volke immer mehr regt und nach kräftigem Durchbruch ringt. Damit soll keineswegs alles gebilligt werden, was dabei auch Unerfreuliches an den Tag tritt. Aber da lese ich in einer vornehmen „reichsdeutschen" Zeitung: Die Euphorie. „Das heißt Wohlbefinden. Aber nicht das Wohlbefinden schlechthin wird damit bezeichnet, sondern eben (?) das gesteigerte Wohlgefühl, das der Vorbote eines sicheren Umschwunges ist. Ein deutsches Wort haben wir nicht dafür." Wirklich nicht? „Die Heilkunde" von einem Generaloberarzt sagt aber doch bloß: Euphorie, Wohlbefinden, Wohlsein. Der wird es doch wissen. Und ist das griechische Wort für das ganze deutsche Volk, ein überaus kleiner Teil vielleicht ausgenommen, verständlicher? Muß nicht der Verfasser selbst erst eine Erklärung dafür geben? Auf der nächsten Seite derselben Nummer steht: Einführung in die Diathermie. Ich habe Latein und Griechisch studiert und — studiere es noch, aber ich weiß nicht, was Diathermie bedeutet. Zwei große Lehrbücher der Physik, wie ich einmal für Naturlehre sagen will, geben mir auch keine Auskunft, und die erwähnte „Heilkunde" kennt das Wort, obgleich es wahrscheinlich ein Geheimwort der Aerzte ist, gleichfalls nicht. Folglich?

Und ich lese abermals in einer Ankündigung von „Baby-Nahrung" Baby? Gibt es wirklich auf dem geburtenreichen deutschen Boden keine Kinder mehr? Vater und Mutter haben ja doch kaum noch die unteren Stände, die andern Papas und Mamas. „Sein Papa?" fragt der wackere Konrektor in Reuters Dörchläuchting. „Wat is dat för ein Ding?" „Papa? Nun sein Vater." „Und tau sinen rechtmäßigen Vater seggen Sei: Papa?" „Es ist doch feiner." „Ja, feiner. Papa und Mama is feiner as Vater und Mutter? und wenn de lütten, unschuldigen Gören — leierlich mit ehr Ollen reden wollen, dann motens stats Vadding un Mudding Papa—ing un Mama—ing oder Pa—pa—king un Ma—ma—king seggen, gerade as wenns mang den Chinesen mit en Zopp „up de Welt kamen weren?" Um ganz sicher zu erkennen, wie sehr die gerügte Unart dem deutschen Geiste widerspricht, versuche man einmal, die Worte in gebundener Rede zu verwenden, im „Erlkönig" etwa, um nicht weit zu gehen.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Papa mit seinem Kind.
Mein Papa, mein Papa! Und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?

Wen graust's dabei nicht mehr als den Vater oder das entsetzte — Baby? Goethe sagt also doch lieber: Vater. Dagegen begeht W. Jordan in den „Nibelunge" wirklich die unfaßbare Geschmacklosigkeit, die hier zudem die gröbste Stilwidrigkeit ist, die alte Ute etwa im Jahre 500 unsrer Zeitrechnung im Stabreim sagen zu lassen:

Was plagt den Grünling? Großpapa, denk'
Und bleibe noch ernst! Eifersucht ist es,
Daß die alte Mama sich zum anderen Male
Zu vermählen gelüste.

Jawohl, denk' es und bleibe noch ernst! Ernsthaft aber muß die Sache betrachtet werden, und mit einigen Witzeleien — ich meine nicht den Verfasser des Feuilletons — ist sie nicht abgetan.

Des Feuilletons? wird mir ein Leser sofort einwerfen. Ist das ein deutsches Wort? Ja, lieber Leser oder liebe Leserin, damit sind wir gerade bei dem Punkt, den die Gegner der „Reinigung" vor allem herausheben, daß wir fremde Wörter eben gar nicht entbehren können. Allein der „Sprachreiniger" (vor hundert Jahren nannte man ihn („Purist") will ja gar nicht alle Fremdlinge ausweisen, sondern nur die entbehrlichen. Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann, ist der leitende Grundsatz, den H. Riegel, der Begründer des nun über 35,000 Mitglieder aus allen, auch den höchsten Ständen zählenden Allgemeinen

*) S. „Wr. Tagbl." v. 23. Nov.

Neues Wiener Tagblatt 27.I.1916

Reichspost
12./XI. 1916

Fremdwörter und Fremdwörterei in unserer Muttersprache.

Von Ing. Johannes Taschek, Eleonorenhain.

Unter dieser Ueberschrift ist als Sonderdruck aus dem 19. Jahresbericht des niederösterreichischen Landesrealgymnasiums in Mödling 1916 eine Schrift von Prof. J. Wiesner erschienen, die auf Grund sprachgeschichtlicher Forschungen den Gebrauch von Fremdwörtern und Fremdwendungen erklärlich macht. Gerade jetzt, wo man in vaterländischer Begeisterung den Fremdwörtern den Krieg erklärt, dürfte den Lesern unseres Blattes eine Besprechung dieser Schrift, die zugleich eine große Menge von Beispielen enthält, nicht unwillkommen sein. Dies mag im folgenden geschehen:

Prof. J. Wiesner will die der Sprachreinigung günstige Zeit und Stimmung ausnützen, um durch anschauliche Darstellung im Leser Scham, Entrüstung und Empörung gegen das Unwesen der Fremdwörterei zu erregen und wendet sich vornehmlich an die Jugend der höheren Schulen, aus deren Kreisen ja die künftigen Verweser und Gestalter unserer Muttersprache hervorgehen.

Auf ihren vorgeschichtlichen Wanderungen kamen die Germanen ebenso wie ihre indogermanischen Brüderstämme mit andersprachigen Volksstämmen in Mitteleuropa in friedliche und kriegerische Berührung. Von diesen nicht ganz kulturlosen Völkern übernahmen sie sicher einen nicht geringen Teil neuer Wörter. Die Sprachwissenschaft nennt diese ureuropäisch oder vorindogermanisch, weil es unmöglich ist, sie von indogermanischen Wurzeln abzuleiten. Hieher gehören See, Kahn, Strand, Torf, Dachs, Fuchs, Reh, Erde, Fink, Lerche, Beere, Distel, Klee. Ganz dunkler Herkunft sind Silber, Erbse, Hanf, Affe.

Das erste nachweisbare Volk, von denen die Germanen in noch vorgeschichtlicher Zeit Wörter übernahmen, waren ihre westlichen und südlichen Nachbarn, die weiter fortgeschrittenen Kelten. Eigennamen wie Arioviſt, Marobudus sind dem Keltischen entnommen und andere wie Hadurich, Diotrich sind zu Caturix, Teutorix keltisiert worden, offenbar, weil keltische Namen als vornehmer galten. Von den Kelten lernten die Germanen fest geregelte Gemeinwesen kennen und damit auch Ausdrücke wie Amt = lat. ambactus (Herumgesandter) und Reich, enthalten in Eigennamen wie Dumnorix (verwandt mit dem lat. rex). Mit dem Eisen übernahmen die Germanen auch die Bezeichnung dafür, einen mit dem lat. aes verwandten Wortstamm is (althochdeutsch isam). Die durch das Eisen gesteigerte Wehrfähigkeit brachte ihnen den Ger (jetzt ausgestorben), die Brünne (Brün-hilde) und die Gabel (irisch Gabul), die ursprünglich nur Waffe war. Das Wort reiten geht wohl zurück auf reder, die von Cäsar überlieferte gallische Bezeichnung des Reisewagens. Das Wort welsch (althochdeutsch walahisk), vergl. Walnuß = welsche Nuß, stammt vom Namen des keltischen Stammes der Volcal ab (nach Seiler) und im Eigennamen Lachmann hat sich das keltische Wort für „Arzt" erhalten (vergl. engl. leech, Tierarzt.

In geschichtlicher Zeit kommen die Deutschen dreimal mit andern, der ihren überlegenen Kulturen in Berührung und jedesmal empfangen sie eine Menge fremder Dinge und fremder Bezeichnungen dafür: zu Beginn unserer Zeitrechnung pflegen sie an Rhein und Donau grenznachbarlichen Verkehr mit den Römern, in der althochdeutschen Zeit werden sie durch die lateinische Kirche zum Christentum bekehrt, in der mittelhochdeutschen dringt aus Frankreich ritterliche Bildung in die vornehmen Kreise.

Es mögen im folgenden nur einige der wichtigsten aus diesen drei Zeitaltern übernommenen Wörter, die Professor J. Wiesner nennt, angeführt werden:

1. Von den Römern: Kaiser (althd. kaisar), — lat. Caesar, Pfeil (althd. pfil) — lat. pilum, Wall = vallum, Pacht = pactum, sicher (althd. sihhur) = securus. Straße (althd. strâzza), via strata = beschotterter Weg, Meile (althd. mîla) = milia (passuum), Anker = ancora, Wein (althd. wîn) = vinum, Pfeffer = piper, Sack = saccus, Kiste = cista, Schrein = scrinium, Karren = carrus, Kupfer = cuprum, Mauer = murus, Ziegel = tegula, Pflaster = emplastrum, Fenster = fenestra, Kalk calc = Gen. calc(is), tünchen (althd. tunihhôn), Pforte (althd. pforta) = porta, Pflanze (althd. pflanza) = planta, Frucht = fructus, Sichel (althd. sichila) = von secare schneiden, Speicher = spicarium zu spica = Aehre, Most = mustum, Presse = pressa zu premere, mischen = miscere. Trichter (althd. trahtâri) = tractarius, entstanden aus traiectariusu = zum „Umgießen", Eimer (althd. ambar) = lat. = griech. amphora. Becher (althd. behhâri) = bicarium, und erst in christlicher Zeit Kelch = calix, calic(-is). Birne (althd. bira) = Plural pira, Kirsche = ceresia, Pflaume (althd. pfrûma) = pruna, Feige = ficus, Küche (althd. kuchina) = coquina. Tisch (althd. tisc) = discus, Käse = casens, Spiegel = speculum, sauber = sobrius = nüchtern. Als altes Lehngut mit Lautverschiebung erweist sich Pfau = pavo.

2. Von der lateinischen Kirche: Das Wort Kirche selbst (althd. kirihha) gr. kyriakón, Engel, gr. ángelos = Bote, Teufel (althd. tiofal, gr. diabolos = Verleumder. Pfingsten (althd. pfingkustin); pentékoste = fünfzigster Tag (nach der Auferstehung) entnahmen die Deutschen durch Vermittlung der Goten und des griechisch-arianischen Christentums unmittelbar aus dem Griechischen. Abt (althd. abbat), abas, abat (is), syrisch abba = Vater; Probst (althd. probost), propositus; Priester = presbyter, Mönch (althd. munich), monachus. Pate = pater (spiritualis) geistlicher Vater. Messe = missa, Mette (althd. matina), matutina (hora), Morgenstunde; predigen = praedicare. Kreuz (althd. kruzi) = crux, cruc(-is), Orgel (althd. orgela) = Plur. organa. Oel (althd. oli) oleum. Kloster = clanstrum, Zelle = cella, Turm = turris, Gruft = grupta, lesen = legere, eigentlich „sammeln", schreiben = scribere, Tinte = tincta, = Gefärbtes, Brief = breve (kurzes Schreiben), Bezirk (althd. zirk) = circus, Vogt (althd. fogat) = (ad)vocatus. Zentner = centenarius.

3. Zur kirchlichen Bildung trat mit dem Aufkommen des Rittertums die rein weltliche. Sie kam von Frankreich her. Auf den Kreuzzügen kam die deutsche Ritterschaft mit der französischen in unmittelbare Berührung und nun drang der erste Strom französischer Wörter in das Deutsche, das man an den Höfen und auf den Burgen sprach. Auf diese Weise wurden die Bezeichnungen für Turnier- und Kriegswesen, Rüstung, Bewaffnung, Kleidung und Schmuck, Tanz und Spiel, Musik und Jagd dem Französischen entnommen. Mit dem Verfall des Rittertums verschwanden aber wieder die meisten französischen Ausdrücke. Erhalten sind unter anderem: Manier = manière, Abenteuer = aventiure, Banner = bannière, Flöte = flûte, Harnisch = harnais, Lanze = lance, blond = blond, fein = fin (lat. finitus), hurtig = zu heurt „Stoß", fehlen = faillir, tanzen = danser.

Die Sprachwissenschaft hat die auf diese Weise umgeformten Fremdlinge Lehnwörter genannt. Mittel der Eindeutschung solcher Wörter sind unter andern die deutsche Betonung und die damit verbundene Schwächung der folgenden Silbe, so z. B. ámpula = Ampel, cellarium (gesprochen kellarium) = Keller.

Die neuere Zeit erst brachte die Fremdwörter im eigentlichen Sinne und mit ihr beginnt die Fremdtümelei und Ausländerei. Quellen dafür sind wieder das Lateinische und das Französische, und in unseren Tagen kam noch dazu der Einfluß des Englischen.

Die Humanisten machten das Lateinische zur Sprache der gelehrten Welt. War man aber zu ihrer Zeit genötigt, sich „der schmutzigen Barbarensprache" zu bedienen, so mengte man möglichst viel Latein als „specimen doctrinae" hinein; hieraus entstand eine greuliche Mischsprache. Leibnitz (1646 bis 1716) war wohl der erste Gelehrte, der in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" der Sprachmengerei kräftig entgegentrat; aber selbst er konnte sich ihr in seinen gelehrten Schriften nicht ganz entziehen. Seine Hauptwerke aber schrieb er lateinisch oder französisch, und Opitz führte die Verteidigung der deutschen Muttersprache auf lateinisch. Die Vorliebe für die klassischen Sprachen war so groß, daß die meisten Gelehrten ihre Familiennamen ins Lateinische oder Griechische übersetzten, so entstanden die Namen Melanchton (Schwarz-erd), Hylacomylus (Waldsee-müller), Agricola, Avenarius, Pistorius, Faber, Tertor, und der gelehrte Bauernfeind nannte sich Rustinimleus. Durch die Uebernahme des römischen Rechtes kamen dann lateinische Ausdrücke in die deutsche Gerichtssprache, wie: Klient, Prozeß, Archiv, Termin, Klausel, Delinquent, Kaution, Instanz, appellieren, expedieren, desparat, in duplo, pro anno, brevi manu, loco citato = (l. c.), Fazit, Defizit, Referat, Inserat und die Fügungen: conditio sine qua non, modus vivendi u. a.

Im 17. Jahrhundert, der „galanten" Zeit, wurde das Französische für die höheren Gesellschaftskreise das, was das Lateinische für die gelehrten Kreise war. Deutscher Fürsten höchstes Ziel des Ehrgeizes war es, den glanzvollen Hof Ludwig des XIV. nachzuahmen und dessen Sprache zu sprechen. Die Kinder durften bei Tisch nur französisch „parlieren" und das Deutsche wurde als Gesindesprache angesehen. Selbst der große Preußenkönig Friedrich I. (1688 bis 1713) huldigte diesem Geiste. Aus dieser Zeit stammen die Ausdrücke: Elegante Tourniere, galante Abenteuer und feine Konduite; denn man wollte ein „Cavalier à la mode" sein, und die „haute volée" des Bürgerstandes konnte doch nicht hinter dem Vorbilde der adeligen Gesellschaft zurückbleiben. Die Art des Geistes dieser französischen Bildung zeigt sich an den Beiwörtern, die jetzt entlehnt wurden, wie: apart, bizarr, blumerant, brillant, charmant, delikat, egal, eklatant, elegant, enorm, fade, fatal, frivol, kokett, naiv, nobel usw. Aus dieser Zeit stammt nun das ganze Heer französischer Ausdrücke. Dagegen erhob schon Opitz das warnende Wort: „Wir verachten uns selbst und werden verachtet," und der gleichzeitige Grammatiker Schottel klagte, wie durch die „Fremdsucht" nicht nur die reinliche Gestalt der Muttersprache „verschandfleckt", sondern auch „das den Deutsche angebohrene ehr- und redlich seyn in hochfahrenden Wankelsinn verendert" werde.

Diese Flut von französischen Fremdwörtern und Ausdrücken ebbte zwar im 18. Jahrhundert ab, aber immer noch haben wir heute im Staatsleben eine Diplomatie mit Legationssekretären, Attachés, immer noch werden durch eine geschulte Bureaukratie die Departements der Administration organisiert und in den Parlamenten wird über die Zivilliste und Apanagen debatiert usw. Beim Heere, das seither Armee genannt wurde, gibt es eine Infanterie, Kavallerie und Artillerie usw. Unsere Kaufleute akzeptieren heute noch immer Offerten, spekulieren auf der Börse à la hausse und à la baisse. Auch im Bühnenwesen waren die Franzosen unsere Lehrer, daher die Wörter: Parkett, Parterre, Foyer, Souffleur, Regisseur. Die Zahl der von uns dem Französischen entnommenen Wörter aus dem Bereiche der Küche und des Speisesaals ist beinahe am größten. Waren doch auch hierin die Franzosen unsere Lehrmeister.

Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es Gepflogenheit der besseren Kreise, unsere Sprache mit englischen Worten zu überfluten, so z. B.: Dreß, Klub, Scheck, Star, Sport, Trick, Turf, Flirt, flirten, Smoking, Sweater. Insbesondere gingen fast alle englischen Sportausdrücke ins Deutsche unverändert über, so: Meeting, Steeplechase, Handicap, Pace, Run. Aber auch unsere Speisekarten prunkten mit englischen Bezeichnungen wie: Ortail-soup, Sandwich, Hams and eggs, Rumsteak, Rostbeef, Cakes. Kneipen in den Großstädten wurden Bars genannt, jedes Dampfschiff Steamer, jeder Fahrstuhl Lift (dazu der Lift-boy).

Auch aus dem Italienischen übernahmen wir viele Wörter. Italienische Kaufleute waren ja lange Zeit Vermittler des Welthandels zwischen dem Morgen- und Abendland. Die Wörter Bank, Listen, Spesen, Rabatt, bankerott, Saldo, Giro, Agio, franko sind italienischen Ursprungs, ebenso wie fast alle Ausdrücke der Musik und des Theaterwesens wie: Primadonna, Arie, Sopran, Alt (alto = hoch), Tenor, Baß (basso = niedrig), unisono, bravo (tüchtig), da capo.

Unsern Nachbarn, den slavischen Völkern, haben wir infolge unserer höhern und ältern Kultur natürlich mehr an Sprachgut gegeben, als von ihnen empfangen. Wenige Beispiele mögen genügen, um zu sehen, was wir von ihnen übernommen haben: Dolmetsch polnisch tłumač, Petschaft böhmisch pečet, Grenze polnisch granica, statt der deutschen „Mark", Kummet böhmisch chomont, Droschke = droška, Peitsche = bič, Haubitze böhmisch hufnice (so nannten die Hussiten ihre Steinschleudern).

Der fremde Einfluß hat sich in unserer Muttersprache auch in bezug auf den Satzbau geltend gemacht. So sind die Daß-Sätze nach den Ausdrücken des Sagens, Glaubens, Denkens ganz verwerflich. Deutsche Art ist es vielmehr, den Inhaltssatz unverbunden anzufügen. Also zum Beispiel: „Man sagt, ein wirklicher Vorfall sei der Anlaß zu diesem Roman gewesen".

Die Sprache unserer deutschen Wissenschaft wimmelt so von Fremdwörtern, daß es zuweilen auch für den Universitätshörer recht schwierig wird, sie zu verstehen, so zum Beispiel: Man konstatierte durch Autopsie im Praekordium die Existenz eines sanguinolent tingierten Serums, statt zu sagen, der Herzbeutel enthalte eine blutig gefärbte Flüssigkeit.

Zur Abwehr der Fremdwörterflut verpflichtet schon die Rücksichtnahme auf Würde und Schönheit der Sprache. Unsere deutsche Muttersprache hat erwiesenermaßen den größten Wortschatz und sie ist daher befähigt, sich jeder Art und Wendung von Gedanken anzuschließen. Dies beweist ein einzig dastehender Reichtum an Uebertragungen aus fremden Sprachen.

Es ist bedauerlich, daß auf die weiteren Auseinandersetzungen Professor J. Wiesners mit ihren zahlreichen Beispielen nicht noch weiter eingegangen werden kann. Der Zweck dieser Zeilen aber war, auf diese fleißige wissenschaftliche Arbeit nicht sowohl die gebildeten Stände aufmerksam zu machen als vielmehr die studierende Jugend, damit sie bestrebt seien, der so unwürdigen Fremdwörterei Einhalt zu gebieten.

Tägliche Rundschau 18.I.1917 60 18

Deutsche oder lateinische Schrift für Schreibmaschinen?

Vom Geh. Regierungsrat G. G. Winkel (Königsberg, Pr.).

Ich las kürzlich in einer Fachzeitschrift einen Aufsatz über die Frage der deutschen Schrift für Schreibmaschinen. Da ich von Jugend auf (das ist, seit ich schreiben gelernt habe, schon über 50 Jahre her) der deutschen Schrift den Vorzug vor der Lateinschrift gegeben habe, so fand dieser Aufsatz meine besondere Aufmerksamkeit. Einige Ausführungen reizten mich indessen zu entschiedenem Widerspruch.

Auf die Frage, ob man ein deutsches oder amerikanisches Erzeugnis wählen soll, brauche ich bei der jetzigen Weltlage nicht einzugehen. Wir bekommen infolge Einfuhrverbots aus Anlaß des Krieges keine amerikanischen Maschinen mehr herein, müssen uns also ohne sie behelfen, und, wie ein alter preußischer Verwaltungsgrundsatz sagt, „es geht auch so!" Vielleicht wird es sogar so gut gehen, daß wir die Amerikaner nachher überhaupt nicht mehr brauchen. Denn wenn die amerikanischen Maschinen wirklich früher nach der einen oder anderen Richtung hin besser als unsere deutschen Schreibmaschinen gewesen sein sollten, nun, so darf man heute erklären, daß die deutschen Schreibmaschinenhersteller diesen früheren Vorsprung der Amerikaner eingeholt haben. Wir werden also die amerikanischen Maschinen nach dem Kriege ganz gut weiter entbehren können.

Mich bewegt lediglich die Sache der deutschen oder lateinischen Buchstaben. Ich will diese Frage zunächst von der nicht technischen Seite betrachten. Hierin steht mir der völkische Gesichtspunkt voran. Nicht als ob ich nun sagen will: Wer nicht deutsch schreibt, hat kein Volksempfinden. Dies ließe sich nicht so schlankweg behaupten.

Ich müßte eigentlich auf die Entstehung unserer Schrift zurückgehen, von Majuskel und Minuskel, von Gotik, Fraktur und anderem sprechen. Aber selbst von dem Nachweis, daß unsere deutsche Fraktur oder Bruchschrift die einzige wirklich deutsche Druckschrift ist, möchte ich hier absehen und nur die Tatsache erwähnen, daß wir unsere jetzige Bruchschrift seit Gutenberg und Dürer, also seit nunmehr rund 400 Jahren, in Ehren gebraucht haben und daß dieser Zeitraum genügt, um zu sagen: sie hat das Bürgerrecht bei uns erworben, und sie soll es behalten!

Ich hebe sodann die Vorzüge dieser Bruchschrift hervor, namentlich ihre leichte Lesbarkeit. Es ist jetzt durch augenärztliche Untersuchungen in einwandfreier Weise nachgewiesen, daß die deutsche Schrift in dieser Beziehung den Vorzug vor der Lateinschrift verdient. Diejenige Schrift ist am besten lesbar, die das Auge am wenigsten anstrengt. Je weniger Bewegungen das Auge beim Lesen machen muß, desto weniger Nervenkraft wird verbraucht. Es hat sich ergeben, daß das Auge bei der deutschen Bruchschrift einen viel größeren Zeilenabschnitt beim Lesen erfaßt als bei der Lateinschrift. Hieraus folgt die Ueberlegenheit der Bruchschrift. Der Grund liegt in der scharfen Ausprägung der Eigentümlichkeiten dieser Schrift, im besonderen in den Ober- und Unterlängen der Buchstaben.

Wenn manchmal das Gegenteil behauptet wird, so ist dies meiner festen Ueberzeugung nach entweder vorgefaßte Meinung oder Spiegelfechterei. Als die Geschäftsführung der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig, im Jahre 1913 wegen der Lateinschrift ihres Ausstellungsschildes angegriffen wurde, wollte sie diese Anordnung zunächst damit decken, daß sie erklärte, der Stil der bildlichen Darstellung hätte dies verlangt. Dies hätte noch seine Berechtigung gehabt. Als sie sich aber dann auf den Standpunkt stellte, daß die Lateinschrift beim Aushangsschild auf weite Entfernung leichter lesbar sei als die deutsche Schrift, da hörte die sachliche Unparteilichkeit auf, was ja gelegentlich vorkommen soll und bei uns Deutschen namentlich dann vorkommt, wenn es sich um fremde, ausländische Dinge handelt.

Ich habe es mir während dieses Krieges angewöhnt, in vielen Fällen zu fragen: Wie würde sich wohl der Engländer hierzu oder dazu stellen? Und ich habe dann oft genug den richtigen Weg gefunden. Denken wir uns einmal, was der Engländer tun würde, wenn er die ihm angeborene, ureigenste Lateinschrift, die von den Franzosen sogar „Écriture anglaise" genannt wird, zugunsten der deutschen Schrift aufgeben sollte, bloß weil das Ausland die allgemeine Anwendung der deutschen Schrift verlangte? Nun, der Engländer ist der geborene Herrenmensch. Er zwingt seine Lebensgewohnheiten den fremden Völkern in rücksichtsloser Weise auf, während wir immer zuerst nach der Meinung unserer Nachbarn fragen.

Von uns verlangt man hingegen, daß wir unsere deutsche Schrift deshalb verwerfen, weil das Ausland sie angeblich nicht will. Welch schiefe und falsche Auffassung! Das Gegenteil ist richtig. Vor allem will das Ausland die deutsche Sprache nur in deutschen Buchstaben haben. Man kann dies von jedem Ausländer hören, der deutsche Bücher liest. Die deutschen Buchstaben mit ihren Ober- und Unterlängen erleichtern ihm das Verständnis einzelner Wörter und halber Sätze. Wie dankbar ist er für unsere feinen Unterschiede von ſſ, ß, ſt, ßt, sſ, sſt, ts, tſ und ähnlichen, die wir infolge der Vielgestaltigkeit unserer Buchstabenformen zur Erleichterung des Lesens und Verstehens bei unserer Schrift haben können. Jeder Ausländer, der sich nur etwas Mühe gibt, unsere deutschen Buchstaben zu lesen, bringt dies entweder ohne Vorbereitung oder nach ganz kurzer Uebung zustande. Unsere Bruchschrift ist dem Ausländer auch gar nicht so fremd. Im ganzen romanischen Ausland ist die verwandte gotische Schrift allgemein zur Zierschrift an den Kaufläden, auf den Köpfen der Zeitungen, auf Postkarten und Münzen geworden. Es werden sogar ohne weiteres Briefe mit deutschen Aufschriften auf den Umschlägen zu Tausenden richtig bestellt.

Der Ausländer, der Engländer, der Franzose, der Italiener und wie die feindlichen Brüder alle heißen, könnte allerdings einmal auf den Einfall kommen, für einen Brief in unserer deutschen Sprache seine lateinischen Buchstaben zu verwenden. Warum zahlen wir ihm dann nicht in gleicher Weise heim und schreiben ihm seine Sprache in unseren deutschen Buchstaben? Die Ausländer müßten das sogar in einem besonderen Fall noch mit großer Dankbarkeit anerkennen, nämlich dann, wenn der Deutsche eine schlechte Handschrift schreibt. Denn es ist festgestellt, daß eine schlechte deutsche Schrift sich immer noch leichter liest als eine schlechte Lateinschrift. Wenn die vielen Leute, die bei uns lateinisch schreiben, als Grund anführen, erstens ginge es schneller und zweitens, sie hätten von Natur eine sehr schlechte Handschrift, ihre deutsche Schrift sei vollständig unleserlich, ihre Lateinschrift sei aber doch immerhin noch einigermaßen zu lesen, so mag es vielleicht richtig sein, daß mancher lateinisch schneller schreibt als deutsch. Das zweite ist grundfalsch. Wer die Lateinschrift bevorzugt, hat es sich in 99 von hundert Fällen gar nicht klar gemacht, weshalb er es tut. Er hat überhaupt nicht gedacht oder überlegt, sondern er ist einfach den Weg gegangen, den ihn der Zufall geführt hat, und jetzt leitet ihn die liebe Bequemlichkeit.

Aber ich wollte nicht von der Handschrift, sondern von der Maschinenschrift sprechen! Nun, von dieser gilt ganz das gleiche, wie von der Schreibschrift: der springende Punkt ist auch hier die leichtere Lesbarkeit.

Den Einwand, daß das Ausland die Lateinschrift wolle, glaube ich schon widerlegt zu haben. Ich gebe aber zu, daß ein Geschäft, das jetzt seine ganze Schreibarbeit mit seinen Lateinschreibmaschinen erledigen kann, später, unter der Herrschaft der Maschinen mit deutscher Schrift, neben diesen für einzelne besondere Fälle auch eine oder mehrere Maschinen mit Lateinschrift haben muß. Dann wird es sich aber meist um ein so bedeutendes Handelshaus, um eine so große Behörde oder Verwaltung handeln, daß es bei den vielen schon vorhandenen Maschinen darauf gar nicht ankommt. Ich gebe weiter zu, daß eine wesentliche Einführung von Maschinen mit deutscher Schrift für den Händler eine nicht immer erwünschte Vergrößerung seines Lagers bedeuten kann. Aber schon heute sind Maschinen mit deutscher Schrift so zahlreich im Gebrauch, daß jeder Verkäufer sie führen muß, ebenso wie er Maschinen mit den verschiedensten Arten Lateinschrift handelt. Vielleicht wird es in Zukunft so, daß der Händler etwa 50 Schreibmaschinen mit deutscher Schrift und 10 mit Lateinschrift auf Lager hält, während er bislang mit dem umgekehrten Verhältnis rechnete.

Die Behauptung, daß die deutsche Schrift unvorteilhaft sei, weil sie sich ihrer Schnörkel wegen nicht für die Anfertigung vieler Durchschläge eigne, ist jedenfalls sehr übertrieben. Von unserer hiesigen Regierungskanzlei, die seit Jahren Maschinen mit deutscher Schrift bevorzugt, wird sie mir nicht bestätigt. Beide Arten Schreibmaschinen leisten dort in der Herstellung von Durchschlägen gleich Gutes. Ich weiß auch von dem Präsidenten einer kgl. Eisenbahndirektion, daß er überall, wo er amtlich tätig gewesen ist, und Gelegenheit hatte, in der Frage der Anschaffung von Schreibmaschinen mitzuwirken, grundsätzlich nur Maschinen mit deutscher Schrift anschaffen ließ und daß seine Erfahrungen damit auch bei Durchschlägen, immer gut gewesen sind. Schließlich darf ich mir auch ein eigenes Urteil erlauben. Ich schreibe zwar erst seit Anfang des Krieges Schreibmaschine, aber ich habe mich sehr bald daran gewöhnt und schreibe täglich auf ihr.

Die Schreibmaschine mit deutscher Schrift hat ihre Leistungsfähigkeit bereits hinreichend bewiesen. Es gilt nur noch, Vorurteile und Bequemlichkeiten zu überwinden!

Neue Freie Presse
28.I.1917

61

Die österreichische Staatssprache.

Vom Landtagsabgeordneten Dr. Alfred v. Fischel.

Brünn, 26. Januar.

Kaiser Josef war es namentlich, welcher, vom Ideal eines im Inneren wohlgeordneten und nach außen kräftigen Oesterreich erfüllt, zwar mit seinen Plänen in Ungarn Schiffbruch litt, dagegen in den Grenzen des heutigen Kaisertums Oesterreich jenen Beamtenstaat schuf, der allein den gewaltigen Anforderungen der modernen Zeit zu entsprechen vermag. Der heutige Weltkrieg, welcher die äußerste Anspannung aller Kräfte des Staatslebens erfordert, wird die Staatslenker immer unwiderstehlicher von der Ueberzeugung erfüllen, daß auf diese eisengepanzerte Zeit, welche einen ungeahnten Aufschwung des staatlichen Bewußtseins sieht, eine Aera folgen müsse, welche alle Kräfte des Staates, die bisnun häufig gegeneinander wirkten, zu einer lebensvollen, kraftstrotzenden Einheit verschmilzt und die Besorgnis vor der Wiederkehr eines solchen blutigen Eroberungskrieges, wie er sich nun gegen uns wendet, für immer verscheucht. Hiezu ist aber nicht nur notwendig, daß unsere Eisenrüstung immer lückenloser werde, sondern daß wir auch innerlich stark werden. Aus dem wirren Gespinst der Diplomatie sind schon jetzt mit ziemlicher Deutlichkeit alle die wirkenden Kräfte zu entnehmen, die das unheilvolle Weltringen entfesselten. Eine der Ursachen, welche den Angriffswillen unserer Feinde beschwingte, war die Ueberzeugung, daß die Monarchie durch ihre inneren Wirren so geschwächt sei, daß sie nur durch die Vis inertiae zusammengehalten werde. Ein Stoß von außen müsse genügen, um ihren Zerfall herbeizuführen. Diese Rechnung hat fehlgeschlagen und das Wunder sich vollzogen, daß die beispiellose Gefahr von außen die auseinanderstrebenden Kräfte zum einheitlichen entschlossensten Widerstande verband. Staat und Völker haben nun gelernt, daß die Verhältnisse, welche den Staat vor dem Kriege bis hart an den Rand des Abgrundes geführt haben, nicht mehr wiederkehren dürfen, wenn anders der Staat fähig sein soll, der harten Notwendigkeit des Augenblicks gerecht zu werden und den ihn erwartenden gesteigerten Aufgaben der Friedenszeit zu entsprechen

Kaiser Josef wollte die einheitliche Verwaltung aller seiner Länder durch einen weitverzweigten bureaukratischen Apparat sichern. Die unvermeidlichen Reibungen sollten durch das Oel der deutschen, „als der einzigen Sprache der Monarchie", beseitigt werden. Eine Germanisation des Volkes lag ihm so ferne, daß selbst die Czechen gegenwärtig in gerechterer Würdigung seiner Persönlichkeit seiner Sorgfalt für die Aufklärung der unteren Klassen durch das Mittel ihrer eigenen Muttersprache ein großes Verdienst um die Neubelebung ihrer Literatur zuschreiben. Ihn leiteten nur staatliche Rücksichten, als er daran ging, die deutsche Sprache in Ungarn an die Stelle der lateinischen Amtssprache einzuführen. Diesen Schritt mußte er zurücktun. Die ausschließliche Geltung der deutschen Amtssprache bei allen Behörden, welche, je nachdem, beispielsweise von dem Verteidiger der czechischen Sprache Karl Ignaz Tham (1787) oder vom berühmten Slawisten Kopitar (1812) als Staatssprache, von anderen bloß als Regierungssprache bezeichnet wurde, blieb jedoch unverrückt in Geltung, weil eine geordnete Verwaltung in einem polyglotten Staate sie nicht entbehren kann. Dessenungeachtet wurde gleich nach der Entfesselung der österreichischen Nationalitäten im Jahre 1848 zum Schaden des Staates der Sturmlauf gegen sie begonnen.

Unsere heutige Verfassung übernahm im Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger den vom Reichstage des Jahres 1848 in freier Vereinbarung aller Völker festgesetzten Grundsatz, daß alle Volksstämme des Staates gleichberechtigt sind. Jeder Volksstamm hat danach ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache und auch die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt. Dieser Artikel wurde der Urquell aller nationalen Streitigkeiten, welche den Staat nicht zur Ruhe kommen ließen, seinen Bestand in Frage stellten und sein Ansehen nach außen völlig untergruben. Was darin stand und was darin fehlte, wurde dem Staate gleich verhängnisvoll. Schon die Aufnahme dieses Artikels unter die Grundrechte bewies, daß er nur die Freiheit des Staatsbürgers im Gebrauche seiner Muttersprache innerhalb der altüberkommenen Siedlungsgebiete seiner Nationalität schützen, keineswegs aber die Volksstämme als Kollektivpersonen oder gar noch die landesüblichen Sprachen zu Trägern von Rechten erheben wollte. Rieger, der anerkannte Führer des czechischen Volkes, beantragte bei der Beratung der Grundrechte im Konstitutionsausschusse des 1848er Reichstages, diesem in unsere Verfassung übergegangenen Artikel folgende Fassung zu geben: „Das Recht auf Wahrung der Nationalität überhaupt und der Nationalsprache insbesondere ist unverletzlich und durch den Staat verbürgt. Jeder hat das Recht, in seiner Sprache, wenn diese eine landesübliche ist, sein Anliegen bei seiner zuständigen Behörde vorzutragen und in derselben gerichtet zu werden. Die näheren Bestimmungen über das diesfalls einzuhaltende Benehmen der Organe der Staatsgewalt werden durch besondere Gesetze normiert." Daß statt dieser Fassung, welche die Absicht des Gesetzgebers deutlich zum Ausdruck bringt, die unbestimmte Formulierung, wie sie in den Artikel 19 übergegangen ist, vorgezogen wurde, war ein folgenschwerer Irrtum. Der Artikel 19 wollte niemals die innere Amtssprache regeln, sondern bezog sich nur auf den äußeren Dienst, so daß die Behörden nur die Verpflichtung haben sollen, innerhalb des betreffenden Sprachgebietes jeden Staatsbürger in seiner Sprache anzuhören und ihm in derselben Sprache zu antworten. Jene allgemeine, verschwommene Fassung dieses nationalen Grundrechtes bot allen den uferlosen Plänen nach Durchbrechung der deutschen Amtssprache und der Auflösung des staatlichen Beamtenkörpers in disparate nationale Bestandteile eine vermeintliche Rechtsgrundlage. Daher der Kampf aller gegen alle auf dem Gebiete der Sprachenfrage, der zeitweilig anarchische Formen annahm und die Völker gegenseitig mit Abneigung und Erbitterung erfüllte. In diesen wechselseitigen Kämpfen vergeudeten die Völker ihre beste Energie und büßte die Verwaltung nicht selten die Fähigkeit zur sachlichen Handhabung der Geschäfte und zur selbstlosen Erfüllung ihrer Aufgaben im Interesse des höchsten Staatszweckes ein. Durch die Einschaltung eines Absatzes, welcher die Festsetzung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache untersagte, wurde dieser ständige Kriegszustand verschärft, indem er die geistige Annäherung der in einem und demselben Staate lebenden Stämme erschwerte. Wenn wieder Frieden werden soll, muß eine deutliche Demarkationslinie zwischen der Sprache des Staates oder seiner Verwaltung und dem Rechte der Staatsbürger auf Berücksichtigung ihrer Sprache gezogen werden. Eine Voraussetzung hiefür ist, daß der Wortlaut des Artikels 19 nicht mehr ein Hindernis zur Aufrichtung einer festen unverrückbaren, jeden künftigen Streit ausschließenden Rechtsordnung bilde, daß aber ferner im Gesetze zugleich klar ausgesprochen werde, wer seinen Schutz genießen solle.

Eine der größten Unbegreiflichkeiten unseres an Widersprüchen so reichen Staatslebens ist nämlich, daß wir in keinem Gesetze auf diese Frage eine klare Antwort erhalten. Oesterreich ist ein Nationalitätenstaat. Auf einem Umwege, nämlich durch die Uebersetzung des Reichsgesetzblattes in die verschiedenen Volkssprachen, erhalten wir notdürftig eine Auskunft darüber, welche Volksstämme im Artikel 19 gemeint seien. Das Reichsgesetzblatt wird in acht verschiedenen Sprachen herausgegeben. Oesterreich zählt also acht anerkannte Nationalitäten, wobei die Serben nicht besonders mitgezählt sind. Nur die Angehörigen dieser acht Volksstämme haben ein Recht auf Wahrung ihrer Nationalität und Sprache. Der einzelne Staatsbürger kann dieses Recht nur insoweit in Anspruch nehmen, als er zu einer dieser anerkannten Nationalitäten gehört. Von welchen Voraussetzungen aber die Zugehörigkeit zu einer dieser Nationalitäten abhänge, fragen wir das Gesetz vergeblich. Der Verwaltungsgerichtshof verzweifelte ursprünglich an der Möglichkeit, die Nationalität eines Staatsbürgers nach objektiven Merkmalen zu bestimmen, und erklärte für diese Frage das Bekenntnis als allein maßgebend. In späteren Entscheidungen geriet derselbe Gerichtshof mit sich in Widerspruch, indem er erkannte, daß nur derjenige nationale Rechte in Anspruch nehmen könne, dessen Zugehörigkeit zur fraglichen Nationalität durch bei ihm zutreffende mehrfache Kennzeichen außer Zweifel gesetzt sei. Insbesondere soll die Sprache allein nicht den Ausschlag geben. Das Reichsgericht hinwieder hat des öfteren einen dem Verwaltungsgerichtshofe entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Und doch kann es in unserem Staate, in dem die Grenzen der Nationalitäten so ineinander fließen, national gemischte Ehen und Mehrsprachigkeit so häufig sind und überdies der zufällige Aufenthalt der Eltern auf die Sprachkenntnisse ihrer Kinder Einfluß nimmt und deren Nationalität entgegenwirkt, kein anderes Mittel geben, als dem Grundsatze der Freiheit, dem ja auch in der Frage der Religion Raum gegeben wird, Geltung zu verschaffen. Allerdings kann infolge von Terrorismus oder Unklarheit des Empfindens sowie aus Vorbedacht zur Schädigung des nationalen Gegners das Bekenntnis der Nationalität den tatsächlichen Verhältnissen zuwiderlaufen. Solchen Verfälschungen des wahren Willens der Staatsbürger kann jedoch durch eine entsprechende Fassung des Gesetzes wirksam begegnet werden.

Die zwei Voraussetzungen, von denen, wie erwähnt, jede feste Ordnung in den wechselseitigen Beziehungen der Nationalitäten abhängt, sind also erstlich eine unzweideutige Erläuterung des wahren Inhalts des Artikels 19 unter Ermöglichung des vom staatlichen Gesichtspunkte aus gebeihlichen Zwanges zur Erlernung der zweiten Landessprache und sodann die Erlassung eines Gesetzes über die Voraussetzungen der Zugehörigkeit zu einem Volksstamme im Sinne des Staatsgrundgesetzes. Die authentische Interpretation würde dem vielberufenen Artikel nachstehenden Wortlaut, der offenbar dem Gesetzgeber bereits vorschwebte, als er ihn unter die Grundrechte aufnahm, zu geben haben:

„Alle Volksstämme des Staates sind mit der Maßgabe gleichberechtigt, daß jeder Staatsbürger ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität habe.

Das Recht jedes Staatsbürgers, sich innerhalb des herkömmlichen Sprachgebietes seines Volksstammes der dort üblichen Muttersprache in Amt und öffentlichem Leben zu bedienen, wird vom Staate anerkannt, und dementsprechend sind die Behörden dieses Gebietes verpflichtet, ihm in dieser Sprache Gehör zu geben und sein Gesuch in derselben Sprache zu erledigen.

Die öffentlichen Schulen sind derartig einzurichten, daß die Staatsbürger innerhalb des herkömmlichen Sprachgebietes ihres Volksstammes die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in ihrer Sprache erhalten.

Die nähere Ausführung dieser Grundsätze hat durch besondere Gesetze zu erfolgen."

Die eingehendere Begründung für diese Fassung des Artikels 19 kann im Rahmen dieser Ausführungen ebensowenig gegeben werden wie für die nachstehende Bestimmung zur Regelung der Voraussetzungen für die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme. In dieser Beziehung sollte es nämlich heißen:

„Die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme wird durch die vor der zuständigen Behörde abzugebende Erklärung des großjährigen Staatsbürgers festgestellt. Dieses Bekenntnis muß frei, bestimmt und ernstlich abgegeben sein. Diese Erklärung gilt auch für die eheliche Abstammung während deren Minderjährigkeit und, insofern sie vom gesetzlichen Vertreter (Vormund, Kurator) abgegeben wird, für die Pflegebefohlenen."

Nach Erfüllung dieser Voraussetzungen ist der Weg für eine endgültige Erledigung der Sprachenfrage frei. Ihn zu betreten werden wohl endlich nach den traurigen Erfahrungen der Vergangenheit die ihre große Verantwortung fühlenden Vertreter aller Nationalitäten bereit sein. Wie oft haben sich die Parteien, um einen Fetzen vom staatlichen Sprachenrecht abzureißen, freiwillig in Knechtschaft gegeben, wie oft gingen sie in der Hitze des Kampfes unter Verleugnung der heiligsten Grundsätze der Freiheit und Demokratie Bündnisse mit den Gegnern ihrer Weltanschauung ein. Die Angreifer lockte der Traum, ihr Gebiet auf Kosten des Nachbarvolkes auszudehnen und, was Jahrhunderte ihnen entrissen hatten, in einem vermeintlich günstigen Augenblick wieder zu gewinnen. Die trotz Taaffe, Badeni und Thun unverrückt gebliebene Sprachgrenze in Böhmen beweist, wie eitel dieses Streben war. Es sollte also der Entschluß nicht so schwer sein, einer Ordnung des Sprachenrechtes, wie sie der Staat nötig hat, zuzustimmen. Nicht um die Unterdrückung der nichtdeutschen Sprachen handelt es sich. Dem praktischen Bedürfnis muß und soll weitherzig entgegengekommen werden. Die deutsche Staatssprache kann Geltung haben, ohne das Recht der anderen Nationalitäten in ihrem Sprachgebiet anzutasten. Kein völkisches Interesse treibt die Deutschen dazu, als Anwälte der Staatssprache oder der Regierungssprache, wie andere sie nennen mögen, aufzutreten. Sie treibt die unerbittliche Notwendigkeit, alles daran zu setzen, daß die die innere Kraft des Staates lähmenden Sprachenkämpfe ein Ende nehmen und freie Bahn für die neuen Probleme der Zukunft geschaffen werde. Oesterreich soll den anderen großen Staaten, ungeschwächt vom zersetzenden Gift des Sprachenzwistes, in Weltmacht und Wirtschaft nachstreben. Dabei wird es noch immer Raum genug zu inneren Parteikämpfen geben. Alle den Staat bewohnenden Volkseinheiten werden, wenn sie die wechselseitigen Grenzen achten, in freiem, friedlichem Wettbewerb nicht extensiv, sondern intensiv ihre Eigenart zu den höchsten Gipfeln der Kultur emporzuführen befähigt sein. Was eine eiserne Notwendigkeit ist, sollte nicht länger hinausgeschoben werden. Rousseau lehrte im Widerspruch zu allen geschichtlichen Vorgängen und der Natur der Sache, daß die Staatsbürger durch ihren übereinstimmenden Willen im Contrat social den gegebenen Staat schaffen. Erfährt endlich die Sprachenfrage eine von der Zustimmung weitester Volkskreise getragene Regelung im Sinne der gesetzlichen Festlegung der ohnehin bestehenden österreichischen Staatssprache, so wäre in Wirklichkeit ein Gesellschaftsvertrag geschlossen, durch den das von uns allen ersehnte verjüngte Oesterreich die notwendige, unverrückbare Grundlage seiner Staatlichkeit erhielte.

Reichspost
6./V. 1917

Deutsch und Slavisch.

Mundartliche Studien zur Aufdeckung tiefgreifender Kulturgemeinschaft.

Von Regierungsrat Dr. **Johann Willibald Nagl.**

Dem ernsten Sprachforscher darf man keine beleidigende Absicht, kein Pasquill zumuten. Er stellt ohne Gunst oder Mißgunst nach gewordener Einsicht seine Tatsachen dar; auch wird er, in Ermanglung solcher, öfters Hypothesen aufstellen und für sie, wenn die weiteren Folgerungen daraus mit bekannten Tatsachen zusammenstimmen, Beifall erwarten. In unserem Thema spielen die alten, als solche noch wenig oder gar nicht erkannten Lehnwörter eine große Rolle; denn ein Lehnwort bezeichnet die gleichzeitige Entlehnung (öfters nur zur Verfeinerung) des dazu gehörigen Begriffes aus einer höheren in eine bisher niederere sprachliche Kulturgemeinschaft. Die Slaven dürfen darin keinen Vorwurf gegen sie empfinden, daß sie aus dem Deutschen viel mehr Lehnwörter haben als die Deutschen aus dem Slavischen; zu den letzteren gehören meistens Orts- und Geländenamen in vordem slavischen Siedlungen. Die Entlehnungen der Deutschen sind — nach dem angedeuteten Kulturgesichtspunkte — eben von einer anderen Seite entnommen, nämlich aus der älteren lateinischen (und griechischen) Kultur. Und wenn ein Slave Genugtuung für die durch die Lehnwörter gekennzeichnete geistige Unterordnung sich verschaffen wollte, so brauchte er nur hinzuweisen, was die Deutschen alles erst von den Römern lernen mußten: das Fenster (fenestra), die Mauer (murus), einen ganz minderen Tisch (discus), Ziegel (tegula), die gewöhnlichsten Gartenpflanzen usw. Vor der römischen Kulturübertragung hatten also die Deutschen nur ungemauerte, hölzerne Hütten ohne Fenster, keine feineren Gemüse oder Obst. Aber wir Deutsche werden uns darob ebensowenig schämen, als sich die heutigen Slaven zu schämen brauchen, wenn sie in ihrem eigensten Sprachschatze noch eine schier ungeahnte Menge von Lehnwörtern beherbergen. Die oberflächlichsten derselben wurden in den letzten Jahrzehnten mit einem fast fanatischen Purismus ausgemerzt: aber alles das, was wir auch eine von der Brückenform weiter ab rein slavische Bildung. Schärfer kann die Brückenform nicht umgrenzt sein, als hier durch deutschdialektischen obliquus kusti, *kisti und slavischen obliquus *cisti, cti.[1]) Bezeichnend ist aber auch die „Brückenbedeutung": kust heißt aestimatio, d. i. „Abschätzung", aber noch nicht „Anerkennung". Der kulturell Jüngere, Mindere aber erkennt darin, daß er der „Abschätzung", der Beachtung für würdig befunden wird seitens des kulturell Höheren, — in kindlich optimistischer Genügsamkeit schon die „Ehre". Im obliquus ist auch das deutsche „G'sell", mundartlich gselln, tschelln als Brückenform ins Slavische gewandert: *čeln. Wie aber im Worte „Volk", mundartlich fulk das l nach Uebernahme ins Slavische den Platz wechselt: (pulk zu pluk), — so wird auch *čeln zu člen, und diese Form gilt nun auch als Nominativ: socius, Mitglied. Im Tschechischen ist eine charakteristische Redensart až moc = „bis zu viel"; oni ho zbili až moc, „sie prügelten ihn über die Maßen"; zničil myšy až konc, er vernichtete die Mäuse ganz, ztrátil své peníze až konc, er verlor sein Geld ganz; dieses až konc = „bis ganz", mit Zwischenvokal (wie in Karel für „Karl", Turek für „Türk" usw.) až konec wird nun aufgefaßt als „bis Ende", až konc ist also wieder eine Brückenform. Nun wird konec (= Ende) auf slavischem Gebiete weiter entwickelt: konec in kon- und -ec zerlegt, dokonati = „vollenden" abgeleitet usw. — Der Schmied hat das Pflugeisen g'howen (gehauen, gehämmert); dieses g'howen lautet wie kowen und gibt als Brückenform die slavische Uebersetzung: rádlo koval; aus diesem koval wachsen dann die Nennformen kovati, ukovati, pokovati, und kovář, kovárna usw. heraus. Im erzgebirgischen Deutschböhmisch heißt es: 'r hot mi trinkn ghaasn (er hat mich trinken geheißen); dieses ghasn klingt wie kaasn, mit mattem s (wie auch in 'loosn = lassen), als „Brückenform" ergibt es slov. kázal, kázati, přikázati befehlen, auch energisch schreien, daher „predigen". Der lutherische Almbub wundert sich in der Kirche, daß da oben (auf der Kanzel) einer so gewaltig schimpft und greint.

[1]) von ahd. kiosan, mhd. kiesen = wählen, bevorzugen.

[2]) Auch deutsches Vienni (1030) wurde als obliquus (d o Viennie, od Viennie, ve Vienni) ins Slovakische übernommen und dazu der Nominativ Viedeň gebildet.

Ueber Nacht —

Von Franz Eichert.

Ueber Nacht ist nun alles grün,
Ueber Nacht ist der Lenz gekommen,
Hat Eis und Frauer hinweggenommen,
Leuchtende Farben streute er hin,
Wo alles grau und erfroren schien.

18. Folge.

Frankfurter Zeitung
3./VI.1917

80

Für deutsche Sprache — für deutschen Geist!

Von Ernst Hierl.

Unter dem Titel „Die Befreiung der Sprache" versendet der Verfasser zusammen mit dem Verlag Eugen Diederichs einen Aufruf, der auf eine Lebensfrage des deutschen Geistes aufmerksam machen will. Führende Persönlichkeiten haben zugestimmt, daß ihre Aeußerungen in einer Schrift demnächst veröffentlicht werden. Wir fühlen uns mit dem Verfasser einig und weisen daher mit der folgenden Wiedergabe des Aufrufs auf die von Philologen so oft geübte Verwechslung hin, die Grammatik und Geist der Sprache praktisch als ein und dasselbe wertet.

Der ungeheure Krieg dauert und fordert alle Kräfte. Müßig wird alle bloße Meinung — notwendiger als je die sittliche Spannkraft. Dieser Aufruf will ihr dienen, indem er für eine große allgemeine Sache Aeußerungen führender Persönlichkeiten erbittet. Die Schrift, die so entsteht und bei Eugen Diederichs erscheinen wird, kann zu Deutschland sprechen. Zu Deutschland — und für die deutsche Sprache! Wenn es kein leeres Wort ist, daß sich in ihr die Seele unseres Volkes ausspricht: dann ist es auch von unermeßlicher Bedeutung, wie die Sprache in der Schule viele Jahre lang und in vielen „deutschen Stunden" von unserer Jugend erlebt und erlernt wird. Gibt es irgendeine Lebensfrage des deutschen Geistes, die dem ganzen Deutschland heiliger sein kann als der Frühling der Sprache im Frühling des Lebens?

Große Deutsche und Meister der Sprache haben unsere Schule bitter angeklagt. Nicht einzelne Fälle haben sie verurteilt, sondern den Geist. Wann soll es besser werden, wenn nicht jetzt? „Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest." Ehrfürchtig und fest bitten die deutsche Jugend und die deutsche Sprache unsere Führer um ein befreiendes Wort. Jetzt kann die Urkunde eines sittlichen Willens entstehen und zur Zukunft sprechen. Die Schule selbst ist längst bereit, sich in strenger Zucht zu überwinden, wo die klare Einsicht es verlangt. Im Namen nicht der schlechtesten Lehrer spricht ein Lehrer diese Ueberzeugung aus.

Es braucht keine verwickelten und entlegenen Untersuchungen. Der Verfasser des Aufrufs hat (Vergl. „Frankfurter Zeitung" 1916, Nr. 246, „Sprachgeist und Schule") an eine einfache Tatsache erinnert, in der sich die Not des Deutschen in der Schule überwältigend ausspricht: Sprache und Jugend mußten es ertragen, daß die Spracherzeugnisse, die ausgesprochen den Schutz und die Bildung der Sprache zum Zweck haben, die deutschen Lehrpläne für deutsche Sprache, selbst gegen die Sprache bis zum äußersten gleichgültig sind.

Dürfen wir da von Zufall sprechen? Ein — ahnungsloser — Hohn auf die Sprache gilt als Lehrplan der Sprache! Und gilt er morgen nicht mehr, so wird derselbe Geist zum Schaden der Sprache und Jugend in andere Verirrungen fallen. Ist es also nicht unsere sittliche Pflicht, den Geist in der Schule der Sprache zu erneuern?

Wie entsteht die lebendige Rede? Wie findet sich das treffende Wort? Wo finden sich die Menschen, in deren Umgang die Jugend die Sprache am besten erlebt und erlernt? In der herrschenden Schule der Sprache geben den Ton die Philologen an. Lassen sie uns der natürlichen Entwicklung der Sprache bewußt werden und ersparen uns dadurch Irrwege? Die einfachste und wichtigste Lebensweisheit der Sprache lautet: Die Sprache lebt durch die Dichter und durch jene Menschen, die im menschlichen Zusammenleben nach Art der Dichter das Leben im Wort werten, während die wissenschaftliche Erkenntnis und Ordnung dieser Werte nicht wesentlich Quelle der Sprache ist. Philologen sprechen und schreiben nicht besser, nicht schöner, nicht folgerichtiger, als andere Berufe. Wohl aber können die Philologen die große, schwere Aufgabe erfüllen, eben jene höchste Lebensweisheit der Sprache in der wissenschaftlichen Welt geltend zu machen: die Schule der Sprache muß sich Dichternaturen gewinnen und muß sie sich erhalten.

Wenn die deutsche Schule planmäßig, wissenschaftlich dem Leben dienen will, muß die Wissenschaft mit wissenschaftlicher Selbstbegrenzung der Kunst ihre selbständige Wirkung im Leben lassen. Indem Dichternaturen jede bewußt, fest und alt gewordene Entwicklung mit schöpferischer, aus dem Geheimnis der Welt geschöpfter Freiheit ehrfürchtig zu neuen Zielen umwerten, sind sie die geistige Jugend unseres Volkes und dürfen den Weg zur Jugend von Fleisch und Blut nicht versperrt finden.

Bisher stellten Prüfungen, Vorschriften, Leitung und die Menschen-Auswahl, die sich ergibt, jede wesentlich künstlerische Natur in der Schule der Sprache nur vor einen täglichen Kampf auf Leben und Tod. Warum soll es aber nicht möglich sein, daß in Zukunft Dichter von Ruf statt Philologen darüber entscheiden, wer als staatlicher Lehrer des Deutschen zugelassen wird? Warum sollen wir Freunde der Dichter sie nicht überzeugen können, daß sie in der eigenen Sache die allgemeine verteidigen müssen! Gleichviel zunächst, wenn Mißgriffe in der Wahl der Personen vorkommen werden — wenn nur ein Griff wenigstens in den rechten Kreis, in die wesentlich geeignete Art geschieht. Es wird dadurch nicht gut werden, aber besser: Literatur und Publikum, Presse und Redner, die ganze Kultur des Wortes kann zu einer lebendigen Bildung werden. Es ist klar, daß diese kommenden Lehrer des Deutschen eine Gängelung mit Vorschriften nicht brauchen und daß sie vielmehr durch ihre pflichtbewußten Freiheiten die lebendige Ueberlieferung schaffen, die fehlt. Bloße Schreibarbeit wie das Anstreichen von Fehlern gegen die Rechtschreibung wird unwichtig, die Schreibung vereinfacht, Kraft nicht mehr vergeudet.

Wir haben die Wahl: Soll die Sprache, das zarteste und kühnste menschliche Werkzeug, warm von Leben, kühl durch Geist, in kostbaren Jugendjahren mißbraucht und verdorben werden — oder soll sie uns das innere Reich gewinnen helfen, zu dem die Taten der Waffen uns über allen äußeren Dank hinaus verpflichten! In zwei kurzen, schlichten Fragen bittet eine große deutsche Lebensfrage um Antwort:

Wie sind die Menschen geartet, in deren Umgang die Jugend unsere Sprache am besten lebt und lernt?

Wie werden solche Menschen der Schule gewonnen und erhalten?

Die Waschfrau der Sprache.

Von Dr. Eugen Lerch.

Ich meine Herrn Eduard Engel, seines Zeichens Stenograph, Dichter, Literaturhistoriker, Politiker und Eisenbahntarifreformer, als welcher er das deutsche Schrifttum soeben um ein Werk bereichert hat, das uns den kategorischen Imperativ zuruft „Sprich deutsch!“ und den Untertitel führt: „Ein Buch zur Entwelschung“ (Leipzig, Hesse und Becker). Es ist äußerst interessant und lehrreich, vor allem dadurch, daß es dem Verfasser gelungen ist (was der Kenner billig bezweifelt hätte), seine bisherigen Veröffentlichungen, selbst seine „Deutsche Stilkunst“, an Unwissenschaftlichkeit noch weit zu überbieten . . . Erwartet man von einer wissenschaftlichen Untersuchung und selbst von einer wissenschaftlichen Streitschrift in erster Linie strenge Unparteilichkeit, oder wie Engel sagt „Ohnseitigkeit“, so findet man hier skrupellose Demagogie oder, da ja Deutsch gesprochen werden soll, unverantwortliche Hetzerei. Der ganze Furor teutonicus hat sich mangels eines würdigeren „Objekts“ auf die Fremdwörter entladen, die auf ihn eine ähnliche Wirkung ausüben wie auf den Stier das rote Tuch; und von widerstreitenden Gefühlen zerrissen, fragt man sich, was man mehr in Schutz nehmen soll: die armen Opfer dieses mörderischen Kampfes, oder die dadurch arg bloßgestellte Sprachreinigung, als deren unfreiwillige Parodie diese Kapuzinade zuweilen erscheint . . .

Denn es stünde schlimm um diese nützliche und verdienstvolle Bewegung, wenn sie sich derartiger Mittel bediente, wie Herr Engel sie für gut hält. Ich gehöre nicht zu denen, die die Männer vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein als „Puristen“ lächerlich zu machen suchen, Eduard Engel gegenüber ist dieses Scherz- und Schelltwort jedoch durchaus am Platze. Nun bringt ihn aber kein Fremdwort mehr in Wut als gerade dieses: er erklärt es für eine bodenlose Frechheit, daß die „Schmutzfinken“ es wagen, die Reinlichen mit diesem Worte zu verhöhnen. Da erinnere ich mich, daß Schiller den von Engel so sehr gepriesenen Puristen Campe eine „Waschfrau“ genannt hat — gut, ich will ihm den Gefallen tun und ihn und andere Radikalinskis seiner Art künftig nicht mehr mit jenem welschen Subelwort, sondern gut Deutsch als „Waschweiber“ bezeichnen.

Um es nochmals zu betonen: ihn und seinesgleichen — nicht die Sprachreinigung an sich. Ueberflüssig zu sagen, daß man ihren selbstlosen Eifer nur begrüßen kann, wo er sich gegen den Schwindel wendet, der mit Hilfe von Fremdwörtern zweifellos getrieben wird, gegen blasche Nachahmung des Ausländischen, gegen Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit im Sprechen überhaupt. Es ist wirklich nicht nötig, daß eine Ware, die aus Dresden stammt, in Deutschland unter französischem Namen verkauft wird, daß Berliner Jungen in alberner Tracht als „Messenger Boys“ herumlaufen, daß man „Mir ist's egal“ statt „Mir ist's gleich“ sagt; es ist nicht einzusehen, warum man das Fremdwort brauchen sollte, wenn ein gleich gutes deutsches Wort zur Verfügung steht wie z. B. „Schriftleitung“ statt „Redaktion“ (nein, Herr Lerch, Schriftleitung und Redaktion ist nicht dasselbe. Die Schrift „leitet“, technisch betrachtet, der Setzer an der Setzmaschine, der Redakteur aber ist der geistige Leiter, Verfasser, Vermittler, Zusammensteller des Inhalts der Zeitung. „Schriftleiter“ ist Kriegsersatz, aber wie fast jeder Ersatz ein aufgezwungener Nothehelf. D. Red.) oder „Auslieferung“ statt „Expedition“, und erst recht nicht, wenn das deutsche Wort nicht bloß gleich gut, sondern treffender ist als das fremde, wie z. B. „Aufsatz“ statt „Artikel“, und einem Gelehrten, der, für weitere Kreise schreibend, die nur in einem Sonderfach (warum nicht „Sonderfach“ statt „Spezialfach“?) üblichen Fachausdrücke („Termini“), gern vermeiden möchte, aus Mangel an Sprachbegabung aber nicht zu vermeiden versteht, kann nicht dringend genug geraten werden, sich der ausgezeichneten Verdeutschungswörterbücher zu bedienen, die aus den Kreisen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hervorgegangen sind. Aber ist damit gesagt, daß jeder Gebrauch von Fremdwörtern als „Schwindel“ und „Dünkel“, als „bedientenhafte Ausländerei“, als Gedankenlosigkeit und Faulheit gebrandmarkt werden müßte?

Das aber sagt und tut unser demagogischer Fanatiker oder, um es deutsch zu sagen, unser hetzerischer Stier. Er hat sich aus den Argumenten und Beispielen, die die Männer vom Sprachverein in den Jahrzehnten unermüdlicher Arbeit zusammengebracht haben, das Beste herausgefischt, es durch ein paar eigene Einfälle und noch mehr Ausfälle vermehrt und das Ganze in einen Ton gekleidet, zu dessen Kennzeichnung ein deutsches Wort zu schade ist. Nun tut er so, es wäre das alles sein geistiges Eigentum, während in Wahrheit nur die unsinnige Uebertreibung ihm gehört; er spielt sich als praeceptor Germaniae auf und verhöhnt die unfreiwilligen Spender als zu „zahm“ und zu „leisetreterisch“, weil sie in der richtigen Erkenntnis, daß man die versuchten Fremdwörter nicht von heute auf morgen ausrotten kann, nur Schritt für Schritt vorgehen, und die Anpöbelung verdienter Gelehrter ob des fürchterlichen Verbrechens, Fremdwörter zu gebrauchen, verschmähen. „Ohne alle Spottbitterkeit (?), die beim Schreiben über deutsche Sprachzustände wirklich schwer zu vermeiden (ergänze: „ist“): es wird schlimmer und schlimmer mit dem Deutschen, toller und toller mit dem Welsch. Und hieran trägt keine geringe Mitschuld die Kampfesweise der Verteidiger der deutschen Sprache. . . Das Höchste, wozu sie sich aufgeschwungen haben, ist der — nicht Kampf-, sondern Abwehrspruch: kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. . . . Jener Abwehrspruch nimmt die Entscheidung aus den Händen der Reinen und legt sie in die der Verschmutzer . . .“ Man sieht: damit aus der Sache was wird, mußte erst Er kommen, der große Eduard Engel mit seiner anmaßlichen Bescheidenheit, der so gern von sich spricht und seinen Dichtungen, seiner Kenntnis so vieler Sprachen, seiner Tätigkeit „im Dienste des deutschen Reichstags“ von seinen vielen Büchern und ihren vielen Auflagen. Unsere berühmten Gelehrten sind selbstverständlich nichts als blöde Trottel, die über die vollkommene Leere ihrer Schädel und ihrer Bücher unter einem Schwall von Fremdwörtern hinwegzutäuschen wußten und es dadurch erreicht haben, daß sie auf die Lehrstühle gekommen sind und nicht der einzig dazu berufene E. E. Man höre ihn selbst über Männer wie Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und Gustav Roethe: „Wie soll man höflich bleiben gegen einen berühmten Welschen, der sich erdreistet (!), die große Volksbewegung zu reiner Sprache „Puristendummheit“ zu schimpfen, ihn, der noch für deutsch, für Bildungssprache hält Sätze wie: „Diogenes gerierte sich im Leben als ein potenzierter Sokrates“, was heute schon ein besserer Handlungsreisender verschmähen würde? Oder gegen den anmaßendsten und zugleich unbedeutendsten Germanisten, der sich hochnäsig über jede Sprachbewegung erhaben bläht, aber in einer Schrift über nationale Erziehung, wahrhaftig über nationale, ein Zeug verübt wie: „Die Interessenpolitik des Territoriums oder des Standes atomisiert die Nation?“ — Doch das sind vielleicht nur Wutausbrüche gegen Gelehrte, die sich erdreistet haben, zwar nicht die ganze Bewegung, wie Engel es darstellt, wohl aber ihre Auswüchse, eben den Purismus, zu bekämpfen? Nun, auch einem Forscher wie Franz Muncker, dem Vorsitzenden der Münchener Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, ergeht es nicht besser: Engel zeiht ihn der Heuchelei: „Franz Muncker, der Germanist, dem die Sprachreinheit, so sagt er, sonst, nämlich bei den andern, sehr am Herzen liegt. . .“ (Seite 215). Und warum? Weil Muncker die Engelsche Verdeutschung „Deutschkunde“ für „Germanistik“, die in der Tat nicht zutreffend ist, da „Deutschkunde“ einen viel weiteren Begriff bezeichnet als „Germanistik“, abzulehnen sich erdreistet hat.

Ja, bei Engel pfeift der Wind aus einem andern Ton als beim Sprachverein. Er kennt keinerlei Hochachtung vor verdienten Gelehrten, oder wie Er, der neue Messias, sich ausdrückt: keinerlei „Menschenfurcht“. Er macht keinen Unterschied zwischen dem Fremdwort im täglichen Leben und dem Fremdwort in der Literatur und Wissenschaft, zwischen dem Fremdwort zur Bezeichnung von Konkretem und zur Bezeichnung von Abstraktem. Ein körperlicher Gegenstand bleibt freilich derselbe, ob man ihn nun mit einem fremden oder einem deutschen Wort benennt: ein Aufzug ist nichts anderes als ein Lift, eine Feinkosthandlung nichts anderes als ein Delikatessengeschäft, eine Schriftleitung nichts anderes als eine Redaktion. Anders aber im weiten Reiche des Geistigen: „kindlich“ ist nicht ganz dasselbe wie „naiv“, „Seele“ nicht dasselbe wie „Psyche“, „Liebe“ nicht dasselbe wie „Erotik“ und „Erotik“ nicht dasselbe wie „Sexualität“. Wenn man uns zwingen will, erotische oder gar bloß sexuelle Beziehungen als „Liebesbeziehungen“ zu bezeichnen, so entweiht man uns eines der edelsten Worte unserer Muttersprache, und gerade wem diese am Herzen liegt, kann nur wünschen, daß die Zeitungen die Fremdworte „Konkubine“ und „Maitresse“ wieder einführen, anstatt zu schreiben: „Der Zuhälter Soundso wurde bei seiner Geliebten verhaftet.“ (Wollten wir Maitresse durch Herrin wiedergeben, so wäre Dehmels schönes Gedicht „Herr und Herrin“ sofort unmöglich.) Ein anderes Beispiel: Für „adieu“ soll ich jetzt sagen: „Leben Sie wohl“, „Grüß Gott“ oder „Auf Wiedersehen“ — muß ich mich aber nicht auch von Leuten verabschieden, deren Wohl mir durchaus nicht so nahe geht, mit denen ich über alles andere eher rede als über Gott und die ich durchaus nicht wiedersehen möchte — ja bilden solche Leute nicht leider die überwiegende Mehrzahl derer, mit denen wir tagtäglich zu tun haben? Ist es nicht wiederum eine Entweihung unserer Muttersprache, eine Erziehung zur Heuchelei, wenn ich herzlich tun soll mit Personen, mit denen ich es nicht herzlich meine? Da hätte man wahrlich besser getan, für „adieu“ das schon eher deutsch klingende „ade“ einzubürgern, das obendrein in unserem Volkslied „Nun ade, du mein lieb Heimatland“ die Feuerprobe bestanden hat. „Gewiß steckt Gott auch in „adieu“ und glücklicherweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt, auch in „ade“; die Hauptsache ist aber, daß es da den wenigsten zum Bewußtsein kommt, während es doch kaum des Schweißes der Edlen wert ist, dafür zu sorgen, daß wir uns auch bei „Grüß Gott“, „Leb wohl“, „Auf Wiedersehen“ „nichts mehr denken“. Man stelle sich einmal im Leben oder auf der Bühne die Szene vor, wo zwei voll Erbitterung auseinandergehen und er ihr schon die Klinke in der Hand, „ein kurzes Adieu“ zu-

Das strittige Fremdwort.

Von Prof. Dr. F. G. Sprengel (Frankfurt).

Vor nahezu hundert Jahren hat Adalbert v. Chamisso der alten Waschfrau ein Ehrenmal gesetzt, dessen sich wohl mancher aus seinen Schultagen erinnert. Er rühmt ihr nach, daß sie mit saurem Schweiß, aber in Ehr und Zucht ihr Brot gegessen und ihre Kinder zu ordentlichen Menschen erzogen hat.

„Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich . . ."

Niemand wird behaupten, dies Preislied der Waschfrau spiegele die allgemeine Stimmung ab. Kein Mensch kann sie entbehren, trotzdem ist sie nicht beliebt. Es hat seine Gründe. Schon die Seifenwasserdämpfe, die nun einmal von ihrem reinlichen Geschäft nicht zu trennen sind, lassen sich nicht unter die Wohlgerüche dieser Welt rechnen. Und dann gehört diese Trostliche, deren Muskelkraft jahraus, jahrein zu reinigen hat, was andere schmutzig machen, in der Regel nicht zu den zartbesaiteten Seelen. Sie ist sogar oft recht grob, geradezu sackstrippengrob — man kann es bei ihrem Handwerk nicht anders erwarten. Aber das tut ihrer Gemeinnützlichkeit keinen Eintrag.

Als Schiller den guten alten Joachim Heinrich Campe, den Verdeutscher zahlloser Fremdwörter, eine Waschfrau schalt, wer er ärgerlich auf ihn. So ging es damals noch anderen. Auch Wieland hat ihm gehörig den Kopf gewaschen, weil er vor seinem Draufgängergeist erschrak, und hat ihm doch für sein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" „im Namen des ganzen deutschen Volkes so sehr als in seinem eigenen" gedankt. Mit Recht! Campe gehört zu den größten Bereicherern unserer Sprache, und wenn Goethes Wort „Die Sprache reinigen und zugleich bereichern ist des Geschäft der besten Köpfe" zutrifft, so haben wir demgemäß Campe auch unseren besten Köpfen beizuzählen. Hunderte seiner sprachlichen Neuschöpfungen, die er an Stelle gebräuchlicher Fremdwörter setzte, gebrauchen wir heute auf allen Lebensgebieten, ohne es zu ahnen. Wäre dies Ergebnis möglich gewesen ohne das entschlossene Draufgängertum, an dem sich seinerzeit so viele und nicht die Schlechtesten ärgerten, weil sie nicht so schnell mitkonnten? Campe hat in der Tat nicht nur unseren Kindern, wie Goethe rühmte, mit seinem „Robinson" „unglaubliche Dienste erwiesen"; seine Verdienste um unsere Sprache sind nicht geringer.

Jetzt hat der Romanist Dr. Eugen Lerch in München Schillers ärgerliches Wort von der Waschfrau aufgegriffen und es auf Prof. Dr. Eduard Engel in Berlin aus Anlaß von dessen Büchlein „Sprich Deutsch" angewendet. (Vgl. „Frankfurter Zeitung" v. 25. Aug. 1917 I. Morgenbl.) In zwei Zeichnungen nimmt Lerch Anstoß an Engel: er wirft ihm Uebertreibung vor und tadelt seine Tonart. Ausdrücklich stellt er Engels Haltung in Gegensatz zu der besonnenen Sprachreinigung, wie sie der Allgemeine Deutsche Sprachverein — neben seinen sonstigen auf die Richtigkeit, Klarheit und Schönheit unserer Muttersprache gerichteten Bestrebungen — seit einem Menschenalter mit immer steigendem Erfolg übt; Lerch kann den „selbstlosen Eifer" dieser Bemühungen nur begrüßen. Er darf sich in der Betonung des Gegensatzes zu Engel auf diesen selbst berufen, dem der Deutsche Sprachverein viel zu lahm und zahm ist, und er scheint anzunehmen, daß der Sprachverein Engel eine entschiedene Absage erteilen werde — schon mit Rücksicht auf die von Engel angegriffenen Gelehrten, die dem Sprachverein angehören. Hierbei hat Lerch freilich übersehen, daß Engel eine ganze Reihe von Vertretern der Sprach- und Deutschwissenschaft, die reines Deutsch schreiben, rühmend aufzählt, weil ihm „solche Ehrennamen hier aufzuführen eine Freude ist". Es ist gewiß kein Zufall, daß diese Gelehrten sämtlich dem Deutschen Sprachverein und größtenteils seiner Leitung angehören. Sollte andererseits der Sprachverein Anlaß haben, sich gegen Engel für einen Gelehrten einzusetzen, der Gustav Freytag vorwarf er habe sich von der „Seuche der Sprachreinigung unterkriegen lassen", weil er in der Neuausgabe seiner Werke Hunderte von Fremdwörtern durch deutsche Ausdrücke ersetzte? Das gleiche taten übrigens schon Goethe und Schiller. Müßte in diesem Falle nicht auch Lerch auf seiten Engels stehen, der gegen den Verunglimpfer Freytags scharf Stellung nimmt? Und wenn Lerch sich auch seinerseits „gegen den Schwindel wendet, der mit Hilfe von Fremdwörtern zweifellos getrieben wird, gegen sklavische Nachahmung des Ausländischen, gegen Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit im Sprechen überhaupt": sollte er es da nicht in der Sache beifällig begrüßen, wenn Engel den Schwindelgeist solcher Sprachsudelei gebührend an den Pranger stellt, wie es in zahlreichen unzweideutigen Fällen geschieht?

Seinen ersten großen Vorstoß gegen den Krebsschaden des Fremdwörterunwesens machte Engel in seiner „Deutschen Stilkunst" (zuerst 1911, schon 1914 die 24. Auflage). Dies Buch, das seit seinem Erscheinen eine bedeutende und wohltätige Wirkung ausgeübt hat, bezeichnet Lerch als völlig unwissenschaftlich. Eine Begründung dieser schroffen Ablehnung fügt er nicht bei. Demgegenüber ist jedoch festzustellen, daß das Buch von zuständigen Fachleuten recht ernsthaft genommen wird. So hat der verstorbene Hermann Dunger bald nach Erscheinen des Buches seine Vorzüge klar und deutlich unterstrichen, obwohl er an der Schärfe der Kritik Engels Anstoß nahm. Aber auch ein Mann wie der gleichfalls bereits verstorbene Richard M. Meyer, bei dem man nichts weniger als ein günstiges Vorurteil für Engel voraussetzen durfte, gestand die grundsätzliche Berechtigung seines Standpunktes in der Fremdwörterfrage unumwunden ein. Er sagte: „Es kostet mich keine Ueberwindung, ihm zuzugeben, daß viele von uns zu viel Fremdwörter gebrauchen. Hätte man, als ich jung war, mehr hierauf geachtet, so fehlte in seinem Sündenregister z. B. aus meinen Schriften (die er nur darauf gelesen zu haben scheint) mancher Beleg. . . Ich gebe viel, was Engel hier als abschreckendes Beispiel anführt, preis — nicht nur Eigenes, sondern auch recht viel besonders von unseren Kunstschriftstellern."

Selbstverständlich gibt Engel in seiner „Stilkunst" nicht nur Beispiele für schlechtes Deutsch. „In der richtigen Erkenntnis", sagte Dunger, „daß in sprachlichen Dingen das lebendige Beispiel mehr wirkt als gelehrte Erörterungen, zeigt er an sorgfältig ausgesuchten Sätzen von guten und schlechten Schriftstellern, worin das Wesen des guten Stils besteht, welche Fehler beim Schreiben besonders zu vermeiden sind." Dunger setzte dann ausführlich die gesunden künstlerischen Grundlagen der Engelschen „Stilkunst" auseinander. Uebrigens ließ dieser dann noch eine besondere Sammlung deutscher Meisterprosa folgen. Aber gerade seine Gegenbeispiele, die Proben von liederlichem, geziertem, unsauberem Deutsch haben besonders stark gewirkt, und daß er sie aus den Werken angesehener Vertreter des wissenschaftlichen und literarischen Lebens entnahm, konnte ihr Gewicht nur verstärken. In seinem für die große Menge berechneten Büchlein „Sprich Deutsch" hat er nun diese Beispielsammlung zu einer Kapuzinerpredigt verarbeitet, die bestimmt ist, mit dem großen Geschütz des Trommelfeuers zu wirken. Hier zeigt er sich als ausgesprochenster Sprachgrobian, und seine Tonart überschreitet oft alle Grenzen des guten Geschmacks. Es ist die Stimmung der Weltkriegsfront, die darin waltet, und wie er seinen Zweck erreicht hat, ergibt sich aus einer Mitteilung — sie stammt aus Frankfurt —, daß die Feldgrauen nachts im Unterstand ihre Kameraden aus dem Schlaf geweckt haben, um ihnen Stücke daraus vorzulesen. Man kann keinem seiner veranlagten Menschen hinter der Front übel nehmen, wenn er sich von diesem polternden und ungeschlachten Ton verstimmt abwendet. Aber das Entscheidende bleibt doch die Frage, ob man sich davon sachlich eine günstige Wirkung versprechen darf. Wir besaßen schon einmal einen Sprachgrobian, der in ähnlicher Weise wirken wollte und tatsächlich gewirkt hat; denn kein zweites Buch über unsere Sprache hat im verflossenen Menschenalter eine so starke und allgemeine Wirkung geübt wie Wustmanns „Sprachdummheiten". Auch Engels Büchlein wird zweifellos an seinem Teil dazu beitragen, das Sprachgewissen der Deutschen mächtig wachzurütteln; daß dies nötig war und noch ist, steht außer Frage, auch Lerch leugnet es nicht. Darauf aber kommt es eben an. Engels Uebertreibungen enthalten keine Gefahr, wie denn schon Wieland im Hinblick auf Campe der Meinung war, alles, was in dieser Sache „zu viel getan würde", werde „wie nicht geschehen sein", nur was „eben recht, nötig und dienlich ist", werde bleiben.

Ueber das, was in diesem Augenblick unserer Sprachentwicklung recht nötig und dienlich ist, gehen nun freilich die Meinungen auseinander. In dem leitenden Grundsatz des Deutschen Sprachvereins, der „sanftgemäßigten Sprachreiniger", wie uns Engel spöttisch nennt, sieht dieser Gewaltmensch „die lebensgefährlichste Falle für die deutsche Sprache". Schon allein die deutsche Gesetzgebung der neueren Zeit, wie sie durch die Mitarbeit des Sprachvereins gestaltet wurde, dürfte ihn eines besseren belehren. Er stellt dagegen seinerseits den Grundsatz auf, unsere Sprache sei imstande, jeden Begriff gut auszudrücken. Das ist an sich ganz richtig. Friedrich Kluge, gewiß einer der zuständigsten Beurteiler der Frage, sagt einmal: „Je weiter wir in unserer Sprachgeschichte zurückgehen, um so deutlicher sehen wir, daß die Sprachreinheit gar keine Grenzen hat." Es fragt sich nur, was sich bei dem heutigen Zustand unserer Sprachseele — daß Psyche etwas anderes sei oder bedeuten könne als Seele ist eine bloße Einbildung — erreichen und also vernünftigerweise anstreben läßt. Es ist schlechterdings unmöglich, urplötzlich viele Tausende — ja, viele Tausende — überflüssiger Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, wenn dies auch rein sachlich bis zu den feinsten „Nuancen", d. h. Schattierungen, Abschattungen, Farbentönen oder, wie Lerch sagt, Abstufungen möglich ist. Ein so altes, eingewurzeltes und weitverbreitetes Uebel läßt sich nicht mit einem Schlage ausrotten. Die Heilung kann nur allmählich erfolgen.

Freilich haben gerade diese letzten drei Jahre deutlich gezeigt, wie viel sich auch in kurzer Zeit bei gutem Willen erreichen läßt. Auf den guten Willen kommt es eben an. Schon Lessing hat dafür den einfachen und klaren

Berliner Lokalanzeiger
15./V. 1918.

Akademische Anfechtungen.

Es war am 16. Januar vorigen Jahres, als der Finanzminister Dr Lentze im preußischen Abgeordnetenhause nicht den erwarteten „Etat" einbrachte, sondern den „Staatshaushalt", und einleitend die Erläuterung gab, daß sich die Vorlage äußerlich insofern von ihren Vorgängern unterschiede, als eine Reihe von entbehrlichen Fremdworten, die sich von Jahr zu Jahr fortschleppten, durch deutsche Worte ersetzt wäre. Dem Deutschen Sprachverein bekundete der Minister aufrichtigen Dank für seine Beihilfe. Die einzelnen Ministerien haben darauf den ihnen nachgeordneten Behörden ein Verzeichnis der neuen Ausdrücke zur amtlichen Anwendung zugehen lassen. Unzufrieden mit dieser Anordnung ist die Berliner Akademie der Wissenschaften. Die Gründe ihres Mißvergnügens hat sie in einer Antwort an den Unterrichtsminister dargelegt.

Die Einleitung läßt sich, wie man es bei den Gegnern einer ernsten Sprachreinigung gewohnt ist, durch das alte süßsaure Ja—aber kennzeichnen. Es befinde sich unter den Fremdworten gewiß eine stattliche Anzahl, auf die man verzichten könne, ohne daß die Schärfe und Klarheit des Ausdrucks leide — doch solle man sich hüten, Fremdworte ein für allemal zu verwerfen. Mit diesem Hin und Zurück ist der Weg zur Bekämpfung der Reinheitsbestrebungen, zur Befürwortung einer Anzahl der Eindringlinge gebahnt: „Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache; er bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel." Uns dünkt, je entwickelter eine Sprache ist, um so weniger erfordert sie aus der Fremde erborgte Zutaten, die unerläßliche Bereicherung für solche Sprachen, deren Armut und Ungelenkigkeit ihnen nicht gestattet, mangelnde Ausdrucksmittel aus sich selbst zu erzeugen. Weiterhin heißt es: „Die weit verbreitete Vorstellung, als neige die deutsche Sprache in besonders hohem Maße zur Fremdwörterei, beruht auf einem Irrtum. Das Französische, das Russische sind in Wahrheit viel reicher an Fremdworten als das Deutsche. Vor allem aber gilt das für das Englische, ohne daß sich das sonst so empfindliche Nationalgefühl der Engländer je daran gestoßen hätte." Erwägen wir das Verhältnis genauer, so ist die Schuld an der übermäßigen Fremdwörterei nicht unsrer Sprache aufzubürden. Keine fremde Sprache übertrifft die deutsche an bodenständigem, in die Wurzel hinein durchschaubarem Sprachgut — man vergleiche nur unsre aus Klarheits- und Schönheitsgründen so fremdwortfreie Dichtersprache —, aus dem durch einfaches Schürfen in halbvergessenen Gängen, durch geschickte Weiterbildung der Stämme, durch echte Zusammensetzung fast alle vermißten oder neu sich aufdrängenden Begriffsbezeichnungen zu erschaffen sind. Nein, jene Schuld liegt an dem zersplitterten und unterwühlten Volksbewußtsein, das lange Jahrhunderte hindurch nicht wie in Frankreich und England auf einen staatlichen und geistigen Mittelpunkt hindrängte und sich deshalb wie in seinen politischen Verhältnissen so auch in der Sprache wehrlos fremdländischen Einflüssen unterwarf, was die von der Akademie angeführten fremden Sprachen nicht oder in viel geringerm Maße taten. Das Russische hat eine ziemlich bestimmte Fremdwortschicht; sie bezieht sich hauptsächlich auf das öffentliche Leben, namentlich auf das Heerwesen, nicht, wie im Deutschen, auf die weiten Gebiete des Gedankens. Die englische und französische Fremdwörterei aber läßt sich mit der deutschen gar nicht in Vergleich stellen. Ein ganz andres Gebäude tritt da in Sicht. Wir Deutsche empfinden ohne alle wissenschaftliche Erwägung die große Mehrzahl von Fremdworten in dieser ihrer Wesenheit; daß Ausdrücke, wie hygienisch, Indemnität, Gratifikation, Ressort, Etat (wir beschränken uns auf das oben erwähnte Verzeichnis) Fremdlinge in unsrer Sprache sind, braucht auch dem Volksschüler nicht erst gesagt zu werden. Entlehnt dagegen, wie es Gebrauch oder Zwang mit sich bringen, das Englische oder Französische neue Bezeichnungen aus dem Lateinischen und Griechischen, etwa physiocracy und planipetalous, incompatibilité und oryzophage, so sind das nur Entlehnungen oder Neubildungen aus der natürlichen Vorratskammer; mögen sie für den Mindergebildeten auch noch so schwer zu durchschauen und vielleicht auch zu sprechen sein, eigentliche Fremdworte sind sie nicht. Fremdwort ist im Französischen z. B. imbroglio, im Englischen gerade neuerdings comouflage (als Verhüllung der Geschütze); aber wie selten begegnen solche Wörter in der lebenden Sprache verglichen mit dem vielfach üblichen deutschen Brauch! Daher gibt es für die genannten Sprachen auch keine Fremdwörterbücher in unserm Sinne, nur Wortsammlungen, die zum Teil der Rechtschreibung und Aussprache, zum Teil der Erläuterung schwer verständlicher Ausdrücke dienen. Fremdwörterbücher könnte man allenfalls jene Sammlungen landschaftlicher, beruflicher oder gaunerlümlicher Redeweise benennen, die als slang dictionaries bekannt sind, aber in ein ganz andres Gebiet gehören als das hier besprochene.

Doch gehen wir von diesen allgemeinen Erwägungen auf die sachlichen Einwände gegen die einzelnen „Vorschläge" über. Es sind freilich mehr als Vorschläge; es sind in den amtlichen Schriftstücken schon Taten. „Wenn sowohl für den Kandidaten wie für den Studierenden das Wort Beflissener vorgeschlagen wird, so spricht schon die gleiche Bezeichnung für zwei in dem Fremdwort so gut getrennte Begriffe gegen diese Verdeutschung." Der Einwand wäre stichhaltig, wenn der amtliche Erlaß sich auf die beiden Bezeichnungen beschränkte. Bei „Studierende" aber steht klar genug: „Schüler, Hochschüler, Hörer, Beflissener, im Zweifel der bisherige Ausdruck," und bei „Kandidat" „Beflissener, Anwärter"; man braucht also nur ein wenig guten Willen zu haben, um in jedem vorkommenden Falle die genaue, sagar auch die fremdstämmige Bezeichnung zu wählen. Außerdem ist wohl zu beachten und sei hier ein für allemal hervorgehoben: die in Betracht kommenden Verdeutschungen sollen durchaus nicht allgemeine Geltung haben, sondern immer nur den an Ort und Stelle des Haushaltsplanes zugrunde liegenden bestimmten Sinn treffen. Gegenstandslos scheint deshalb auch die weitere Ausstellung zu sein, daß der Sinn von „Materialien" durch Rohstoffe nur selten erschöpft werde. Ähnlich verhält es sich mit der Verdeutschung Beteiligte, Teilnehmer für Interessenten, von welchem Worte zugegeben wird, daß es an sich unschön sei. Etwa weil es ein unklassisch gebildetes Mittelwort ist? Bei einer Prüfung dieser Art würden unzählige Fremdworte übel fahren. Eher vermutlich, weil es dafür keine Anlehnung in einer fremden Sprache gibt — was uns doch im Grunde gleichgültig sein könnte. Zugeben darf man, daß Überführung in den Ruhestand ein schwerfälliger Ersatz für Pensionierung ist. Vielleicht findet sich einmal eine bessere Verdeutschung für dieses gleichfalls recht unschöne Wort, dessen Anfangssilbe von den einen deutsch, von den andern französisch ausgesprochen wird.

„Empfiehlt es sich wirklich" — so lautet eine fernere Frage — „statt des technisch längst eingebürgerten Wortes Etat die drei- oder vierfache, häßlich klingende Zusammensetzung »(Staats)haushalts-Plan« zu wählen?" Wir antworten hierauf nicht das erwartete Nein, sondern Ja, schalten aber dazu eine Erwägung ein, die gerade den tiefsten Kern der Fremdwortfrage trifft. Die Sprache hat unter anderm den Zweck, verstanden zu werden, ganz besonders ihrer Natur nach die amtliche Sprache, und gerade in einer Zeit, wo in Deutschland alle Volksschichten immer stärker an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligt werden. Den vielen Millionen Staatsbürgern, deren Bildungsstand nicht über das Maß der Volksschule hinausragt, ist klares Verständnis nur durch möglichst durchsichtige Begriffsbezeichnungen zu ermöglichen. Die Gegenwart bietet dafür einen merkwürdig augenfälligen Beweis. Nie ist man in den Zeitungen, namentlich in den kleinern, auf mehr sogenannte Druckfehler gestoßen — es sind oft genug Irrtümer oder vermeintliches Besserwissen aus wirklicher Unwissenheit —, als jetzt während des Krieges, wo ältere Kräfte durch jüngere, ungenügend vorgebildete, ersetzt werden mußten. Sie kommen aus der Volksschule, gehörten aber, wenn sie dem Setzerberufe zugeführt werden sollen, meist zu den bessern Schülern. Wir haben also hier einen guten Durchschnitt der allgemeinen Volksbildung. Einem solchen Setzer liegt das Wort Konsensus vor; er erinnert sich des Wortes Zensus, und so entsteht in der Zeitung der Konzensus, zur Bestätigung gleich zweimal in demselben Satze. Von föderativer Verfassung spricht seine Vorlage; fördern kennt er, also förderativ, Förderation, was man jetzt hundertmal lesen kann. Welchen Begriff verbindet er mit dieser Wortgestalt? Sicherlich nicht den einer bundesstaatlichen Verfassung, wohl aber den einer Förderung, unbekannt wessen. Zu diesen sehr begreiflichen Entgleisungen gehört auch die auf zwei Zeilen verteilte Ent-ente. Das alles hat weite Geltung. Jenen Millionen, denen die Verwaltungssprache doch keine Rätsel aufgeben sollte, ist ein Wort wie Etat fremd und dunkel. Der Begriff Haushalt liegt klar und offen vor ihnen, ebenso die Verbindung mit dem gleichfalls bekannten Begriff des Staates. Auch was ein Plan ist, weiß schon jedes Kind. Das viergliedrige Wort ist übrigens selten erfordert; Staatshaushalt, und in den meisten Fällen Haushalt allein (z. B. des Ministeriums des Innern) genügt vollständig.

Von Austeil für Dividende soll „aus sprachlichen Gründen abzuraten" sein. Aus welchen? Von abdrucken bilden wir Abdruck, von ausrufen Ausruf, von austeilen (dividere) mit demselben Recht Austeil, welches Wort im Versicherungswesen schon eingeführt ist. Bücherei wird von der Akademie gar als eine barbarische Neuschöpfung verschrien, in welcher eine romanische Endung in ganz andrer Weise verwandt sei als sonst üblich (Schlägerei, Spielerei, Kinderei). Unglücklicherweise ist die barbarische Neuschöpfung schon vor Jahrhunderten von Bürger, Voß und Herder gemacht oder angewandt worden, während überdies Deutsche Büchereien, Volksbüchereien schon in ungezählter Menge entstanden sind. Wie Druckerei, Färberei, oder ohne Zeitwortbegriff Leckerei, Kellerei, Länderei als Ansammlungen von leckern Dingen, von Kellern, von Landstrecken, kann auch die „Bücherniederlage" („bibliotheke") ohne Mißachtung als Bücherei bezeichnet werden. Es fehlt für manche Leute nur noch der vollendete Segen der Gewöhnung. Den oft wiederkehrenden Hinweis auf Lehnworte, wie Staat, Schüler, Schrift, Sold, Prüfung, Amt, der einen innern Widerspruch zu dem Kampfe gegen die Fremdworte dartun soll, übergehen wir; es ist doch ein gar zu harmloses Beginnen, den klaffenden Unterschied zwischen den beiden Wortarten zu verwischen und so etwa auch Mauer, Kreuz, Mühle, Pferd, Katze unter dasselbe Urteil zu stellen wie Restitution und Spezialetat.

Gegen Schluß stellt der Bericht der Akademie die an sich unanfechtbare Bedingung auf: „Zu einer günstigen oder auch nur unschädlichen Verdeutschung gehören sprachliche Kenntnisse und feines Sprachgefühl." Dazu noch guter Wille, schlagen wir vor. Jene Bemerkung ist indessen nicht als ein Lob der Sache gemeint, sondern als ein Tadel gegen den ungenannten, den Verfassern des Berichts aber gewiß wohlbekannten Sprachverein als Mitschuldigen, wenn nicht Anstifter der unliebsamen Verdeutschungen. Wer die Wirksamkeit des Deutschen Sprachvereins und seiner Zeitschrift ohne Voreingenommenheit verfolgt hat, mag in Einzelfragen abweichender Meinung sein, wird aber den führenden Männern weder sprachliche Kenntnisse noch feines Sprachgefühl absprechen. Seien wir aber im Gesamtbild der Frage, die uns heute in dem Einzelabschnitt des Staatshaushalts beschäftigt hat, einer hohen Dankesschuld eingedenk — des Dankes für die kristallklare, unsre Ausdrucksmittel veredelnde und bereichernde, im begrenzten Umkreise der Tagesberichte auf die Volksgenossen aller Stufen beharrlich einwirkende, allen verständliche und zugleich allen vorbildliche rein deutsche Sprache unsrer Obersten Heeresleitung.

Tägliche Rundschau
25/V. 1918
111 25.

Akademie und Fremdwörterei.

Von Willy Pastor.

Das Aergernis, das die Berliner Akademie der Wissenschaften durch ihre Haltung in der Fremdwörterfrage gab, zieht immer weitere Kreise. Am stärksten spricht die Empörung sich aus in Briefen aus dem Felde. Man kann es nicht fassen, daß gerade die Körperschaft, die hier zur Führung berufen schien, hemmt, anstatt zu fördern. Ein entschlossenes Ja-Also hatte man erwartet, und ein klägliches Ja-Aber bekommt man zu hören. Auch diese Briefe, ohne Ausnahme von akademisch gebildeten Absendern stammend, sind ein Gutachten, und wenn der Kultusminister die Zeichen der Zeit versteht, so wird er sich nicht taub stellen wollen. Ein solches Schreiben — in der Form ist es eines der ruhigsten — mag hier zur Kennzeichnung der allgemeinen Stimmung mitgeteilt werden:

> Der Standpunkt der Berliner Akademie den Verdeutschungsbestrebungen gegenüber ist, gelinde gesagt, unglaublich. Anstatt sich über den Geist der Zeit zu freuen und die lebhafte Anteilnahme, die das deutsche Volk für die Reinigung seiner Sprache empfindet, zu unterstützen, arbeitet sie ihr entgegen und leistet trotz aller schönen Redensarten der üblen Fremdwörtelei Vorschub. Wenn Deutschlands führende Geister und die berufenen Lehrer und Führer der Jugend nicht den Mut haben, deutsch zu sprechen, dann muß es wohl schlimm um die deutsche Sache stehen! Es fördert nicht gerade die Stimmung an der Front, wenn man die Stellungnahme der Berliner Akademie liest, die zur Sünde wider den deutschen Geist, der sich so herrlich im Kriege offenbart hat, auffordert, anstatt das Erbübel der Deutschen, die verfluchte Ausländerei, über deren Schaden jedem wohl der Krieg die Augen geöffnet hat, zu bekämpfen, wozu sie mit am meisten berufen wäre.
>
> Im Felde kann man täglich beobachten, welche Schwierigkeiten die Fremdwörter dem gemeinen Soldaten machen und welche unmöglichen Verdrehungen und Verwechselungen vorkommen, so daß man dankbar sein muß, wenn die hohen Staatsbehörden in ihren Klassen den Fremdwörtern den Garaus machen und so bewirken, daß auch der gemeine Mann sie verstehen kann.
>
> Zu den Ausführungen der Berliner Akademie möchte ich nur noch das eine erwähnen, daß ihr Sinn hier draußen nicht verstanden wird und daß jeder, der sie liest, unwillkürlich das Gefühl der Flaumacherei, wenn auch der unbeabsichtigten, haben muß. Wann werden je die Deutschen stolz darauf sein, daß sie deutsch sind?

Die Geschichte der Berliner Akademie geht zurück auf Leibniz. Dieser große Denker hat mehr als einmal Stellung genommen zur Fremdwörterfrage, und es ist gewiß zeitgemäß, daran zu erinnern, was gerade er in unserer Angelegenheit zu sagen hat.

Zur Entstehung des Fremdwörterunfuges bemerkt Leibniz das folgende:

> Wie der dreyßigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völckern wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen; und siehet man, wie die Reichs-Acta solcher Zeit mit Worten angefüllet seyn, deren sich freylich unsere Vorfahren geschämet haben würden. Bis dahin nun war Teutschland zwischen Italiänern, so Kayserlich, und den Frantzosen, als Schwedischer Parthey, gleichsam in der Wage gestanden. Aber nach dem Münsterischen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Frantzösische Macht als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet und deßwegen alles bei den Frantzosen bewundert; haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst

Tägliche Rundschau

6./VIII. 1918

Die Brüder Grimm als Sprachreiniger.

Der Einsender wollte mit diesem Aufsatz besonders den Standpunkt Jakob Grimms gegenüber ungeschickter oder übertriebener Sprachreinigung kennzeichnen. Wir haben ihm aus diesem Grund gerne Raum gegeben, ohne eine Widerlegung oder Erschütterung unserer eigenen oft genug geäußerten Ansichten befürchten zu müssen, die sich ja durch Grimms Einwände gar nicht getroffen fühlen können. Jede törichte Geschmacklosigkeit, die man immerhin — im Gegensatz zu den gesunden Bestrebungen unseres Sprachvereins — als „Purismus" abtun mag, findet uns natürlich ebenso als Gegner wie den Herrn Verfasser der folgenden Ausführungen. Im übrigen aber verweisen wir auf die ausführliche Besprechung des Akademie-Gutachtens durch einen hervorragenden Fachmann, Prof. Behaghel im Juliheft des „Deutschen Willens". Sie ist auch als Sonderdruck kostenlos durch die Geschäftsstelle des Sprachvereins zu erhalten (W. 30, Nollendorfstraße 13/14).

D. Schriftl.

— — — — — — — — — — — — —

In der Frage, ob durch staatliche Zwangsvorschriften die deutsche Sprache gereinigt werden solle und könne, hat bekanntlich die königlich preußische Akademie der Wissenschaften einen ablehnenden Bescheid gegeben. Bei der letzten öffentlichen Leibniz-Sitzung faßte der vorsitzende Sekretär die Meinung noch einmal zusammen: „Neuerungen auf diesem Gebiet werden nur dann auf allseitige Zustimmung rechnen dürfen, wenn in vorsichtiger Weise und mit sicherem Sprachgefühl vorgegangen wird." „Der Ersatz der Fachausdrücke ist darum so schwierig, weil das übliche Fremdwort in der Regel für sich steht und nicht wie das deutsche Ersatzwort durch seine Versippung allerlei störende und unscharfe Nebenvorstellungen erweckt." „Wenn wir Akademiker als Vertreter einer wissenschaftlichen Körperschaft den größten Wert darauf legen müssen, daß die Sprachreinigung die wissenschaftliche Fachsprache als die Grundlage aller Verständigung nicht durch unzulängliche und willkürliche Neuerungen verwirre, werden wir anderseits gerne mithelfen, da, wo die Gelegenheit und der Gegenstand es fordert oder zuläßt und die Gefahr einer Begriffsverwirrung nicht besteht, die deutsche Sprache möglichst rein zu halten, indem wir sie ebensoweit entfernt halten wollen von vornehmtuender Fremdwörterei wie von deutschtümelnder Ziererei. Wir müssen vielmehr alle, Gelehrte und Ungelehrte, nach dem Ziele einer „möglichst knappen Volkstümlichkeit" streben, das unser Stifter für das nicht fachgemäße Schrifttum aufgesteckt hat; wir müssen zum deutschen Volk so deutsch, das heißt, so rein und richtig, so wohlklingend und so kräftig reden und schreiben, wie es unser unermeßlicher deutscher Sprachschatz nur irgend gestattet." Mit der Hoffnung, daß in dem neuen Deutschland, das jetzt in dieser großen Zeit geboren wird, auch die Literatur der sprachschöpferischen Geister nicht entraten möge, schloß diese Anrede.

Sie hat da und dort heftige Angriffe hervorgerufen. Man versucht Jakob Grimm gegen die Akademie, deren gefeiertes Mitglied er gewesen ist, aufzurufen. In seiner Vorlesung „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" habe er im Gegensatz zur Akademie von heute gesagt, was uns not tue.

Haben nun die Sprachreiniger wirklich das Recht, den großen Sprachforscher für sich zeugen zu lassen? Wie hielt sich denn Jakob Grimm, wie hielt sich sein Bruder Wilhelm in der Frage der Sprachreinigung?

Wer der Brüder Wesen und Werk näher kennt, weiß, daß sie die deutsche Sprache, wie jede Sprache, als ein geschichtlich Gewachsenes, als „geboren, nicht gemacht" betrachtet haben. Eine „Naturgeschichte deutscher Wörter" sollte ihr Wörterbuch werden. Jeden Eingriff der Wortreiniger wehrten sie daher ebenso entschieden und leidenschaftlich ab wie die Fremdwörterjexe. Den Schreckensmännern der französischen Revolution setzt Jakob Grimm gelegentlich die Puristen gleich. Ein andermal schreibt er von ihnen als „Leuten, die dem tiefsinnigen Sprachgeist nicht bescheiden nachspüren, sondern ihn umstoßen und ein elendes Götzenbild an seine Stelle setzen".

Gewiß, Jakob und Wilhelm Grimm haben mit Hingabe dafür gekämpft, daß die deutsche Sprache ihr angeborenes Wesen behalte. Deswegen gerade wehrte sich Jakob Grimm in seiner öffentlichen Rede „Ueber das Pedantische" auch gegen die Sprachreiniger: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern betasten. Ginge es ihnen nach, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohllautende „Omnibus" muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt auf die naheliegende Verdeutschung durch den Dativ Pluralis „allen" zu geraten, wird ein steifstelliges „Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk" oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden."

Eindeutig und klar ist die Haltung des Brüderpaares; sie bekämpfen mit Nachdruck die Ausländerei und Sprachmengung in unserer Sprache, wünschen sie aber auch vor ihren wohlmeinenden, aber heftigen Freunden und ihren Vorschriften zu bewahren. Die Angelegenheit ist so wichtig, daß hier auch Jakob Grimms ausführliche Darlegung in der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuch" wieder abgedruckt werden möge. Er sagt:

„Es ist Pflicht der Sprachforschung, und zumal eines deutschen Wörterbuches, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten und einen Unterschied festzuhalten zwischen zwei ganz voneinander abstehenden Gattungen ausländischer Wörter, wenn auch ihre Grenze hin und wieder sich verläuft."

„Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher, die im Boden unserer Sprache längst Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben, sie sind durch vielfache Ableitung und Zusammensetzung mit der deutschen Rede so verwachsen, daß wir ihrer nicht entbehren können. Dahin gehören z. B. die Namen aller aus der Fremde ins Land geführten Tiere und Gewächse, für die es kein deutsches Wort gibt; wer würde der Benennung Rose, Röschen, Viole, Veilchen entsagen? Dahin fallen die seit tausend Jahren deutsch gewordenen Ausdrücke wie Fenster, Kammer, Tempel, Schule, Kaiser, Meister, Arzt, deren einheimischer Name, wenn er vorhanden war, verschollen oder durch den fremden näher bestimmt ist ...

Dagegen enthält das „Deutsche Wörterbuch" eine Menge anderer aus der griechischen, lateinischen, französischen Sprache oder sonsther entlehnten Ausdrücke, deren Gebrauch unter uns überhand genommen hat oder gestattet wurde, ohne daß sie für eingetreten in unsere Sprache gelten können. Sie haben wohl versucht, sich einzunisten und eine Stelle zu besetzen, die noch offen stand, oder aus der sie schon ein heimisches Wort verjagten; doch ist es ihnen ungelungen eigentlich sich anzubauen. Ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird, sobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, sie gar nicht vermissen. Solche fremden Ausdrücke kommen uns zwar täglich in den Mund, gehen aber die deutsche Rede nichts an, insofern sie andere gleich gute bereits besitzt oder die in ihnen enthaltenen Vorstellungen nicht zu bezeichnen anstrebt; für welchen Zweck sollte sie z. B. die große Zahl ausländischer, in Gärten oder Blumenhäuser aufgenommener Blumennamen wiedergeben? Man beläßt es beim lateinischen Kunstwort. Andere rücken uns freilich näher, das Leben verwendet fremde Wörter in Wissenschaft und Schule, im Krieg und Frieden, im gemeinen Umgang so viele, daß man sich oft nur mit ihnen leicht verständlich macht und ohne sie befahren muß, mißverstanden zu werden. Wie der Stolz auf unsere eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal heller wacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.

Dieser Ausländerei und Sprachmengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihn allen redlichen Abbruch tun, gefliſſentlich aber auch die Abwege meiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Srache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen. Das, was, ihm völlig unbewußt, die Sprache längst schon, oder was sie zum größten Teil noch nicht einmal in sich aufzunehmen begehrt, will er ihr im umgewandten Kleide gewaltsam anziehen und einverleiben, vor lauter Bäumen sieht er den Wald nicht. Ohne sonderliche Weihe lassen sich wertlose und ungeweihte Zusammensetzungen schweißen, deren Begriff dem leichten und ungezwungenen Ausdruck, den sie wiedergeben sollen, kaum auf halbem Wege nahekommt, und die doch immer das Doppelte von Buchstaben oder Silben dafür aufwenden müssen. Campe will Lehrbote für Apostel, Spangenhaken für Agraffe, als ob nicht das einfache Bote und Spange ausreichten; Maskerade verdeutscht er durch Larventanz, da doch Larve selbst fremd, Tanz die dem Ausland wieder abgewonnene Form eines heimischen Wortes ist; das schlimmste wäre, daß in maschera und Maske gleichfalls ein deutsches Wort, wie es allen Anschein hat, versteckt läge. Es klingt, aber es ist nicht deutsch, wenn man für Oper Singeschauspiel, für Façade Antlitzseite (wie nahegelegen hätte das einfache Stirne) empfehlen hört."

Als die Germanisten 1846 zu Frankfurt a. M. tagten, hatte Wilhelm Grimm seinerseits in öffentlicher Sitzung, die Jakob als Vorsitzender mit einer Darlegung über den Namen „Germanisten" einleitete, dieser Meinung starken und klaren Ausdruck gegeben. Die Schattenseiten einer der Sprache Gesetze gebenden Akademie — die Franzosen erfreuten sich schon seit langem dieses Vorzugs — hatte er nachdrücklich betont.

Dieser Sprachauffassung der beiden entsprach ihre Sprachübung. Bei Wilhelm fließt die Rede melodischer und hat weicheren Klang, während sie bei Jakob schärfer, kantiger, ja in älterer Zeit wenigstens sprunghafter erscheint. Voll sinnlicher Kraft ist sie bei beiden und erquickend durch ihre Reinheit. Aber Fanatismus gegen das Fremdwort ist ihnen nicht eigen. In der durch die Gewalt der Sprache und Ueberzeugung so herrlichen Schrift „Ueber seine Entlassung" braucht Jakob Grimm unbekümmert Worte wie: Das Ultrierte, abstrakt, Element, Extreme, Akte, Privatleute, agnatisch, Annalen, Basis, Klassiker, um nur einige herauszugreifen.

So viel ist klar: beide Grimm waren eifrige Förderer der Reinhaltung unserer Sprache; sie lehnten es aber ab, alles Fremde mit Stumpf und Stiel zu beseitigen; sie warnten vor dem Eifer wohlmeinender Dilettanten, vor allem aber versprachen sie sich nichts von Sprachvorschriften, sei es durch Gesellschaften, sei es durch Behörden. Ihnen kam es nicht auf gute Sprachgesetze, sondern auf gute Sprachsitte an.

F. B.

Verleger und Drucker: M. DuMont Schauberg in Köln.
Haupt-Geschäftsstelle: Breite Straße 64.

Geschäftsstunden: Redaktion von 9 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends; Anzeigenteil und Geschäftsstelle 8—12 Uhr vormittags und 3—7 Uhr nachmittags; Druckerei 8—1 Uhr und 3—6½ Uhr.

Kölnische Ze

„Gutes Deutsch." II.

Von Dr. August Schmitz, Heidelberg.

(Schluß aus Beilage Nr. 36.)

Die Bekämpfung des Polizeigeistes, der den Schöpfertrieb der Sprache zu ersticken sucht, ist für Eduard Engels Gutes Deutsch eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachwissenschaft. Aus des Verfassers streitbarer Natur läßt sich schließen, daß bei seiner Arbeit rechts und links Späne fliegen. Indem er die anmaßlichen „Sprachbüttel" niederdonnert, schwingt er mitunter eigenhändig einen Knüttel, der — Verzeihung für das schiefe Bild — nicht von schlechten Eltern ist. Auch dem Schreiber dieser Zeilen schwirrt derselbe um den Kopf in Gestalt der Versicherung: „Wo der Leser noch heute der, die, dasselbe für er, sie, es antrifft, da hat er es entweder mit einem an sich sprachungebildeten Schreiber zu tun oder mit einem, der es nie für nötig befunden, seine Sprache durch ein gutes Fortbildungsbuch zu pflegen." Bei einer Besprechung von Engels Stilkunst glauben wir nachgewiesen zu haben, daß jenes im 18. und 19. Jahrhundert etwas überlaut gewordene Fürwort gewiß in enge Schranken zu verweisen sei, daß aber ein völliges Todesurteil die Klarheit unsrer Sprache nur schädigen würde. Die er, sie, es haben schon so viel zu tragen, daß sie einen breitschultrigen Gehilfen wohl gebrauchen können. Da wir vor Jahren, wie gesagt, Engels Stilkunst und nun heute sein „Gutes Deutsch", mithin sogar zwei treffliche Fortbildungsbücher in der Hand gehabt, also das Oder erfüllt haben, müssen wir uns in das böse Entweder schicken, daß wir zu den an sich sprachungebildeten Schreibern gehören. Und das mit der traurigen Selbsterkenntnis, unheilbar zu sein. Es bleibt uns nur der schmale Trost, Luther, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und viele Dutzende bestbeleumdeter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, die sotanes derselbe nicht scheuten, als Schicksalsgefährten zu begrüßen. Heute begnügen wir uns mit der einfachen Aufrechthaltung des seinerzeit ausführlich begründeten Widerspruchs und mit der Feststellung der Tatsache, daß man jetzt gar nicht mehr selten Sätze antrifft, die durch Scheu vor dem verketzerten Fürwort ganz umverständlich geworden sind — setzt man das ängstlich Umgangene ein, so lichtet sich das Dunkel; daß ferner eingeschüchterte Schreiber, wenn er, sie, es ihnen doch zu schwach oder unklar erscheint, oft ein ganz falsches dieser einstellen. Vielleicht mildern friedliche Zeiten die Papiernot und gewähren noch einmal Raum zu einem weiter ausholenden Rettungsversuch.

Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß Engel dem von den meisten Feinden des eben behandelten Wortes mit ähnlicher Willkür verurteilten bezüglichen Fürwort welcher maßvollen und wohlbegründeten Schutz gewährt, auch das ein wenig nach der Kanzlei schmeckende derjenige, wo es der Klarheit dient, nicht opfern mag. Für den Zweitfall des bezüglichen die verlangt er der, z. B. „die Frau, der er liebreich gedachte". Hier ist nach unsrer Empfindung deren üblich. In dem Satze „die Frau, deren Haus er betrat," wäre der sogar unmöglich; und es liegt kein Grund vor, den ersten Satz anders zu behandeln. Heißt doch auch die männliche Form ganz selten und fast nur dichterisch des statt dessen. „Der allgemeine Befehl, kraft des er den Offizier, des Rang er in der Dunkelheit nicht erkannte, verhaften mußte" — das geht doch in der Prosa nicht an. Wenn man schon häufiger liest: „die Zeit, während der der Kampf sich entwickelte", so spielt hier wohl ein fehlerhafter Drittfall hinein.

Angesichts der vielfachen Schwankungen in der Beugung des Zeitworts bekundet Engel eine berechtigte Vorliebe für die wurzelhafte starke Form, wo sie in Gefahr schwebt, z. B. für glitt statt gleitete, klomm statt klimmte. Zwischen schaffen und schuf, geschafft und geschaffen ist streng zu scheiden, natürlich auch zwischen gemalt und gemahlen (auffallenderweise wird in manchen Gegenden das Getreide „gemahlt"). Die Form frug nimmt Engel in Schutz, obwohl sie nicht wurzelhaft ist; indessen hat das ursprüngliche fragte unstreitig die Oberhand, sei es behalten, sei es wiedergewonnen. Von winken gibt es in Süddeutschland ein ernstes gewunken; im Norden wird es nur bewußt drollig gebraucht.

Es verbietet sich von selbst, einem Buche von so vielverzweigter Reichhaltigkeit in einer durch räumliche Rücksichten eingeschränkten Besprechung gerecht zu werden. So möge denn nur noch eine flüchtige Auslese von Einzelfragen folgen. Zunächst ein paar fast zufällige Griffe zur Klärung von Ansichtsverschiedenheiten. Es heißt richtiger, lesen wir, der wievielte als der wievielste. Dem mag man zustimmen, wenn aber der Hundertste und der Hunderte beide als gut belegt angeführt werden, so ist doch einzuwenden, daß die zweite Form vielen Deutschen unbekannt ist, daß sie auch einer durchgehenden Erscheinung widerspricht, wonach alle Ordnungszahlen von zwanzig an die Endung ste aufweisen, von der zwanzigste bis der tausendste. Soll der hunderte die einzige Ausnahme machen? Man darf es fast erstaunlich nennen, daß die griechischen Ordnungszahlen genau dasselbe Merkmal aufweisen: unter zwanzig das einfache t, von zwanzig an aber st (tritos, dekatos, dann aber eikostos, hekatostos [der hundertstel usw.).

In den bemerkenswerten Ausführungen über Wirklichkeits- und Möglichkeitsform („Bin-Form" und „Sei-Form") wird die bekannte Zeile aus Allmers Feldeinsamkeit: „Mir ist, als ob ich längst gestorben bin" mit geschraubter Begründung geschützt und dabei von einem krankhaften Krittlerohr geredet. Wir können versichern, daß Rheinländer und Süddeutsche dieses bin wie eine sprachliche Ohrfeige empfinden. Allmers wird einem Reimbedürfnis gefolgt sein, das durch eine eigentümlich norddeutsche Gleichgültigkeit gegen gewisse Arten der Möglichkeitsform gestützt wurde. Bei Frenssen wimmelt es geradezu von diesen abstoßenden Fügungen. Im übrigen wiederholt Engel die gute Mahnung: „Dulden wir nicht, daß die Sei-Form durch gröbliche Schlamperei verwüstet werde; erlauben wir aber den Regelschmieden nicht, den wirklich bedachtsamen Schreibern unnötige Fesseln anzulegen." Also den richtigen Mittelweg suchen! Er ist heutzutage nicht so ganz einfach; denn hier ist eine der schwierigsten Fragegruppen der deutschen Sprachlehre angeschnitten — Halt, schallt es uns entgegen, denn auffallenderweise stimmt Engel in der Verdammung dieser „bösen Modeformel" mit Wustmann überein. Die Abstempelung und Verfolgung von Modewörtern ist eben auch schon zur Mode geworden.

Die strenge Unterscheidung von „brauchen (nötig haben, gezwungen sein, müssen) und gebrauchen 'benutzen, sich bedienen, anwenden)" bedarf einer andern Fassung. Für gebrauchen ist die Vorschrift richtig; brauchen aber gilt für beide Bedeutungen, auch für anwenden: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Im Tasso sogar in einer Zeile bei gleichem Sinne: „Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes In seiner Art." Ursprünglich hatte brauchen nur die Bedeutung anwenden, die in Brauch und brauchbar noch allein herrscht. Berechtigt ist die Warnung vor der Weglassung des zu bei brauchen: „Ich brauche das nicht tun." Die Ausdrucksweise „ich habe einen Sack Äpfel zu liegen" möchte Engel durch den Hinweis auf „sehr gute Sprecher und Schreiber" sowie auf entschuldbare Versuchung durch richtige Wendungen, wie „Ich habe etwas zu verkaufen" allenfalls retten. Verkaufen ist zielendes, liegen zielloses Zeitwort; das eine kann dem andern keine Stütze sein; nicht einmal eine Entschuldigung. Höchstens eine Erklärung. Jener Satz ist nach unserm Gefühl in der Schriftsprache unzulässig.

Der Besprechung sind noch viel engere Grenzen gesetzt, wenn in die Fülle unbestrittener und empfehlenswerter Belehrungen und Mahnungen hineingegriffen werden soll. Bei den Vorwörtern dank und trotz wird dem Zweitfall der Drittfall vorgezogen, der

Neues Wiener Tagblatt
16. III. 1919

Wie redet man zum Volk?

Noch unerfüllte Wünsche.

Um recht selbstverständliche Dinge geht noch der Kampf. Nach der Neuordnung der Dinge ist das gesamte deutsche Volk in weitestem Maße zur Teilnahme am öffentlichen Leben und an den Staatsgeschäften berufen. Danach hat es ein wohlbegründetes Recht darauf, zu verlangen, daß seine Regierung und die von ihm gewählten Vertreter in ihren Gesetzen, Verordnungen und Beschlüssen zu ihm in *seiner*, *der deutschen Sprache reden*, und zwar in der einfachen, klaren, gemeinverständlichen, reinen Sprache, die jedermann im Volke versteht, nicht bloß der Gelehrte oder fremdsprachlich Gebildete. Im großen Deutschen Reiche und auch in unserm kleinen Deutschösterreich redet man noch sehr undeutsch zum deutschen Volk. Die bisherigen Kundgebungen der Regierung kleben noch allzusehr an dem *scheingelehrten Undeutsch*, das dem schlichten Manne unverständlich ist. So vermag sich dieser, um einige Beispiele zu nennen, unter der immer wieder auf-